
Geschichte der Philologien

2024
65/66

Herausgegeben von
Christoph König
und Anna Kinder
in Verbindung mit
Michel Espagne,
Ralf Klausnitzer,
Na Schädlich,
Denis Thouard und
Ulrich Wyss

Wallstein

Geschichte der Philologien

Herausgegeben von
CHRISTOPH KÖNIG
und
ANNA KINDER

in Verbindung mit
Michel Espagne,
Ralf Klausnitzer,
Na Schädlich,
Denis Thouard und
Ulrich Wyss

2024
Doppelheft 65/66

Wallstein Verlag

**Eine Veröffentlichung
der Deutschen Schillergesellschaft e.V.**
Redaktion: Ruth Doering und Tim Schünemann

Editorial Board:

**Anne Bohnenkamp, Beatrice Gruendler, Michael Lackner, Sheldon Pollock,
Jörg Schönert, Jürgen Paul Schwindt und Meike G. Werner**

Die Zeitschrift ›Geschichte der Germanistik‹ erscheint ab dem Jahr 2020 als ›Geschichte der Philologien‹. Unter ihrem neuen Namen trägt die ›Geschichte der Philologien‹ einer Erweiterung ihres Profils seit Jahren Rechnung: Anfangs, seit 1991, war die ›Geschichte der Germanistik‹ das Organ germanistischer Wissenschaftsgeschichtsforschung. Aus der Beobachtung anderer, benachbarter Philologien wurde allmählich eine Komparatistik der Fächer, im Sinn des historischen Vergleichs und der philosophischen Reflexion. Das internationale Editorial Board begleitet aktiv den Weg: Dort sind die verschiedenen Fächer durch namhafte Gelehrte vertreten. Die Aufsätze erscheinen in den drei Sprachen Deutsch, Englisch und Französisch.

Die ›Geschichte der Philologien‹ erscheint in der Regel als Doppelheft einmal jährlich. Preis des Doppelheftes €19,90; im Abonnement €15,90. Preise und Lieferbarkeit älterer Hefte auf Anfrage. Beiträge sind an die Herausgeber der ›Geschichte der Philologien‹ zu senden:

Prof. Dr. Christoph König, Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück, Deutschland; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de

Dr. Anna Kinder, Arbeitsstelle für die philologische Wissenschaftsforschung, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Postfach 1162, 71666 Marbach/Neckar, Deutschland; E-Mail: anna.kinder@dla-marbach.de

Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16KOA026 mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Open Access bereitgestellt.

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Autorinnen und Autoren 2024

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Garamond Premier Pro und Myriad Pro

ISBN (Print) 978-3-8353-5693-1

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8100-1

ISSN (Print) 1613-0758

DOI <https://doi.org/10.46500/83535693>

Inhalt

Aufsätze

Jürgen Trabant: Frankreich und die europäische Mehrsprachigkeit	5
Christoph König: Im Lesen das Verstehen verstehen. Gedanken zu einer philologischen Praxis, geschöpft aus den Diskussionen des Symposions ›Penser la lecture‹ in Cerisy 2024	14
Nizami Jafarov: Azerbaijani Philology: Formation and Evolution	20
Benoît Vermader: Lectures du <Classique des Odes> (<Shijing>) à travers les âges : les usages changeants d'un recueil poétique chinois	30
Despina Magkanari: Publishing the Works of Jesuit Missionaries in Europe: the First Edition of the ›Chou king‹ and the Validation of Knowledge on China During the Enlightenment	56
Andreas Mayer: Der französische Lavater. Zur Übersetzungsgeschichte der ›Physiognomischen Fragmente‹ (1770-1835)	84
Nataliia Kotenko-Vusatiuk: Die Rilke-Rezeption in der sowjetischen Ukraine in den 1920er und 1930er Jahren	106
Branko Aleksić: Notes sur le dernier Nietzsche	118
Denis Thouard: Ecrire l'histoire intellectuelle hors des cadres : les Enfants de Georg Simmel	125
Gerhard Schuster: »Die Actualisierung einer geistigen Beziehung, von der Sie nichts wussten«. 1938: Ernst Robert Curtius dankt Rudolf Borchardt	137
Annette Wolf: Fragmentierte Tradition. Schlegel-Rezeption bei Josef Körner, Peter Szondi und Hans Eichner	158
Hans Altenhein: Erinnerung an Richard Alewyn (1902-1979)	170
Gunter Martens: Editorische Hilfestellungen für die Celan-Forschung. Ein Bericht	179

Ineditum

Zur Erinnerung an Heinz Schlaffer (1939-2023) – Eine Auswahl aus der Korrespondenz mit dem Herausgeber	204
--	-----

Nachlässe – Sammlungen – Autographen

Ruth Doersing: Neuerworbene Autographen und Bestände des Deutschen Literaturarchivs Marbach im Bereich der Philologien und weiteren Wissenschaften 215

Projekte

Irmgard M. Wirtz und Malte Spitz: Jonas Fränkels Kryptophilologie 217

Julia Völker: Spuren des Exils im Nachlass des Philologen, Schriftstellers und Künstlers Traugott Fuchs (1906-1997) – eine Archiverschließung am Orient-Institut Istanbul 225

Kommentierte Bibliographie

Systematische und theoretische Aspekte 227
Hermeneutik, Philologie, Textkritik 230
Institutionen- und Personengeschichte 231
Germanistische Literaturwissenschaft 234
Komparatistik 236
Sprachwissenschaft 236
Klassische Philologie 237
Romanistik 240
Sinologie 240
Geschichtswissenschaft 241
Philosophie 242
Rechtsgeschichte 243
Soziologie 243

Aufsätze

Jürgen Trabant

Frankreich und die europäische Mehrsprachigkeit¹

1. *Le multilinguisme comme atout*

Als der junge französische Präsident am 26. September 2017 seine große Europarede an der Sorbonne hielt,² wurde sie in Deutschland wegen der kurz vorher abgehaltenen Bundestagswahlen kaum wahrgenommen. Nur die verteidigungs- und wirtschaftspolitischen Vorstellungen wurden halbherzig diskutiert. Aber bis zum zentralen Teil der langen Rede drang kaum ein deutscher Leser vor. Allerdings ist dieser Teil seiner Rede auch im sonstigen Europa kaum rezipiert worden. Im Zentrum der Rede, in ihrem *Omphalos*, standen aber überraschende Einsichten eines französischen Politikers: Macron feierte nämlich die Vielfalt der europäischen Sprachen, »l'Europe du multilinguisme«. Das war völlig unerhört, ja es war geradezu revolutionär.

Normalerweise beklagen europäische Politiker nämlich die Glossodiversität Europas als entscheidendes Hindernis für europäische Gemeinsamkeit oder für eine gemeinsame Öffentlichkeit, so zum Beispiel der deutsche Bundespräsident Gauck in seiner Europarede im Jahr 2013. Und französische Politiker allemal. Seit der Revolution und der von ihr betriebenen vernunftgemäßen Einrichtung politischer Verhältnisse beklagen sie sprachliche Vielfalt als eine babelische Strafe, welche die politische Einheit behindert. Abbé Grégoire, der Sprachpolitiker der Jakobiner, fordert 1794 eine gemeinsame Sprache der Republik: »La langue d'une grande nation doit être la même pour tous.«³ Und der *grammairien patriote* Urbain Domergue schreibt zur gleichen Zeit: »La République, une et indivisible dans son territoire, dans son système politique, doit être une et indivisible dans son langage.«⁴

»Ein Staat – eine Sprache« ist seitdem die sprachpolitische Devise nicht nur Frankreichs, sondern aller Nationalstaaten Europas. Die Bekämpfung der sprachlichen Vielfalt, die Vereinheitlichung des vielsprachigen Frankreich, ist gleichsam die DNA der offiziellen (jakobinischen) Sprachpolitik der französischen Republik, die alles

1 Rede, gehalten mit dem Titel »Frankreich überrascht« beim Kolloquium des Cercle linguistique de Prague über »Sprachenvielfalt im gegenwärtigen Europa« am 21. September 2022.

2 Emmanuel Macron, Initiative pour l'Europe, Rede an der Sorbonne am 26. September 2017: www.elysee.fr/declarations/article/initiative-pour-l-europe-discours-d-emmanuel-macron-pour-une-europe-souveraine-unie-democratique/.

3 Henri Grégoire, Rapport sur la nécessité et les moyens d'anéantir les patois et d'universaliser l'usage de la langue française (1794), in: Michel de Certeau, Dominique Julia, Jacques Revel, Une politique de la langue. La Révolution française et les patois, Paris: Gallimard 1975, S. 300-317.

4 Urbain Domergue, Adresse aux Communes et sociétés populaires de la République (1794), in: Winfried Busse, Françoise Dougnac, François-Urbain Domergue. Le grammairien patriote (1745-1810), Tübingen: Narr 1992, S. 184.

daransetzte, die Sprachen Frankreichs zu vernichten. »Anéantir« ist das in diesem Zusammenhang gebrauchte Verb. Und was man da vernichtete, waren keine *langues*, sondern *patois*, also irgendwie niedrigere Formen von Sprache.

Und nun sagt ein französischer Politiker: »L'Europe du multilinguisme est une chance inédite«, »das Europa der Mehrsprachigkeit ist eine unerhörte Chance«. Die Vielfalt der Sprachen in Europa sei ein Reichtum und daher ein europäischer »Trumpf« (*atout*).

Das ist völlig unfranzösisch. Als ob er Wilhelm von Humboldt gelesen hätte, erkennt Macron, dass die verschiedenen Sprachen verschiedene Ansichten der Welt darbieten. Bei diesem Gedanken bezieht er sich aber nicht auf Humboldt, sondern auf den französischen Philosophen Mounier: »Parce que comme le rappelait Mounier, >l'universel se parle aux hommes en plusieurs langues, qui chacune en révèle un aspect singulier« . Und diese Ansichten, diese »aspects singuliers«, seien etwas Kostbares, das den Europäern eine ganz bestimmte geistige Qualität verleihe, die Macron *sophistication* nennt, also eine intellektuelle Differenziertheit gegenüber kognitiver Einseitigkeit durch Einsprachigkeit. Dies ist zwar ein bisschen hochnäsiger und setzt gleichsam voraus, dass alle Europäer Kenntnisse verschiedener Sprachen hätten. Aber es ist herrlich gesagt und generös gedacht, wenn er mehrsprachige Erfahrungen bei den Europäern annimmt bzw. empfiehlt. Und es ist unerhört, dass ein Politiker den Wert sprachlicher Verschiedenheit in geistigem Raffinement erkennt.

Trotz dieses Lobs semantischer Verschiedenheit übersieht Macron aber nicht, dass die verschiedenen »Ansichten« ein kommunikatives Problem sind, dass sie also immer auch »Unübersetzbares« (*intraduisible*) enthalten, das der gegenseitigen Verständigung Grenzen setzt. Das Wort *intraduisible* ist gleichsam ein Leitfossil, das uns doch zu Humboldt führt. Die Altphilologin und Philosophin Barbara Cassin, die eine Kollegin von Macron in seiner philosophischen Zeit gewesen ist, hat 2004 ein »Vocabulaire des philosophies« herausgegeben, das sie auch »Dictionnaire des intraduisibles« nennt.⁵ Sie polemisiert mit dem Titel gegen die – nicht nur – französische Tradition sprachunabhängiger universeller Begriffe der Philosophie (zum Beispiel im philosophischen Vokabular von Lalande). Das Wort *intraduisible* bezieht sie ausdrücklich aus Humboldts Vorwort zu seiner Übersetzung des »Agamemnon« von Aischylos (1816).⁶ Dort verweist das Wort »unübersetzbar« auf die Nicht-Koinzidenz von Wortbedeutungen in verschiedenen Sprachen, auf die verschiedenen »Weltansichten«. Humboldt betont an dieser Stelle das Künstlerische und Individuelle der Wortsemantik in verschiedenen Sprachen. Macrons Beispiel für die unterschiedliche Semantik in verschiedenen Sprachen war 2017 das Wort *Schulden*: Die französischen *dettes* haben das semantische Merkmal »culpabilité«, »Schuld«, nicht, welches im

5 Barbara Cassin (Hg.), *Vocabulaire européen des philosophies. Dictionnaire des intraduisibles*, Paris: Le Robert/Seuil 2004.

6 Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften (GS)*, 17 Bde., hg. von Albert Leitzmann u. a., Berlin: Behr 1903-36, Bd. VIII, S. 129.

deutschen Wort enthalten sei. Er bezieht also die sprachphilosophische Einsicht gleich auf das politische Geschäft.

Allerdings hat Macron zur Überwindung dieser semantischen Inkongruenz eine geniale Idee: Gerade dieses Unübersetzbare, dieser unverständene Rest, zwingt die Europäer dazu, Vertrauen in den Anderen zu fassen, wenn sie gemeinsam handeln wollen, auch wenn sie den Anderen nicht ganz verstanden haben:

Mais cet intraduisible, c'est notre chance! C'est la part de mystère qu'il y a dans chacun, et c'est la part de confiance qu'il y a dans le projet européen. C'est le fait que, à un moment donné, ne parlant pas la même langue et ayant cette part d'inconnu et d'irréductible différence, nous décidons de faire ensemble, alors que nous aurions dû nous séparer.

[Aber dieses Unübersetzbare ist unsere Chance! Es ist das Stück Geheimnis, das in jedem ist, es ist das Stück Vertrauen, das im europäischen Projekt steckt. Es ist die Tatsache, dass wir, die wir nicht dieselbe Sprache sprechen und dieses Unbekannte und die unüberwindbare Differenz haben, im gegebenen Moment eben doch entscheiden, zusammen zu handeln, auch wenn wir uns eigentlich hätten trennen müssen.]

Das *Intraduisible* als Quelle der Freundschaft, das ist eine ziemlich große politische Idee. Sie erkennt die hermeneutische Erfahrung des Verstehens und Nichtverstehens als Grundlage des Miteinanderlebens.⁷

Auf Grund dieser überraschenden Feier europäischer Vielsprachigkeit macht der Präsident in seiner Rede dann eine Reihe von erziehungspolitischen Vorschlägen. Die jungen Europäer sollen alle mindestens ein halbes Jahr in einem anderen europäischen Land leben. Und er schlägt die Einrichtung vernetzter europäischer Universitäten und Studiengänge vor. Dabei stellt er sich offensichtlich vor, dass die Studenten in den jeweiligen Sprachen dieser Universitäten studieren, also italienisch in Italien, spanisch in Spanien etc., an Universitäten, »mettant en place un parcours où chacun de leurs étudiants étudiera à l'étranger et suivra des cours dans deux langues au moins«. Die europäische Universitäts-Technokratie – in diesem Fall die Erasmus-Maschine – hat den Vorschlag Macrons gleich begeistert aufgegriffen, allerdings so, dass sie vierzig Kooperationen zwischen europäischen Universitäten geschaffen hat, die nun zumeist englischsprachige Programme realisieren. Das war wohl anders gedacht. Nur acht dieser Programme nehmen die Macronsche Idee eines tatsächlich mehrsprachigen Studiums auf. Wobei die »deux langues«, von denen Macron sprach, gerade nicht S1 + Englisch meinte, sondern S1 + Ungarisch, S1 + Griechisch etc., je nach dem Land, in dem studiert wird.

Bei aller Begeisterung über den Präsidenten des *multilinguisme* muss allerdings gesagt werden, dass auch dieser französische Präsident letztlich nicht über seinen jakobinischen Schatten springen kann. Macron sprach von Europa und den vielen Sprachen

7 Eine ähnliche politische Bedeutung hat Philologie bei Sheldon Pollock, *Future of Philology? The Fate of a Soft Science in a Hard World*, in: *Critical Inquiry* 35, 2009, S. 931-961.

Europas. Frankreich aber darf nur eine offizielle Sprache haben. Die Regionalsprachen in Frankreich dürfen zwar in Artikel 75-1 der französischen Verfassung ein folkloristisches Eckchen besetzen, in Titel 12 dieser Verfassung, über die »collectivités territoriales«: »Les langues régionales appartiennent au patrimoine de la France.« Aber: »La langue de la République est le français« steht in Artikel 2. Daher lobt Macron zwar den »bilinguisme« Französisch-Korsisch, verwehrt dem Korsischen aber die ersehnte Anerkennung als zweite Amtssprache (»langue coofficielle«) der Insel.

Nun, niemand ist immer ganz kohärent, zumal wenn man gegen eine eherne Tradition andenken muss. Es muss also als Neuigkeit hervorgehoben werden, dass von einem wichtigen französischen Politiker sprachliche Diversität als etwas Positives verstanden worden ist. Der Abbé Grégoire hatte noch geklagt: »Ainsi, avec trente patois différents, nous sommes encore, pour le langage, à la tour de Babel.«⁸ Macron weist diese alte biblische Klage zurück: »Et au lieu de déplorer le foisonnement de nos langues, nous devons en faire un atout.« Das ist >deutsches< Sprachdenken, sofern in der deutschen Tradition seit Leibniz, Herder und Humboldt die Vielfalt der Sprachen als geistiger Reichtum angesehen wird und nicht als Gefährdung der Universalität und Verdunkelung des rationalen Denkens wie in der Tradition von Bacon, Locke, Condillac bis Frege und Wittgenstein.

Ob der französische Präsident bei seinem Lob europäischer Mehrsprachigkeit den Brexit im Sinn hatte, lässt sich nicht ausmachen. Es wäre ja denkbar, dass er nach dem Austritt Großbritanniens aus der EU und damit seit dem Abschied von mehr als 60 Millionen muttersprachlichen Englischsprechern aus der Gemeinschaft die Hoffnung gehegt hätte, dass die Dominanz des Englischen in der EU nun gebrochen wäre. Aber es war unmittelbar klar, dass der Brexit keine solchen Auswirkungen auf die Rolle des Englischen in der EU haben würde. Als sprachliche Auswirkung des Brexits war in Brüssel höchstens zu befürchten, dass durch das Ausscheiden von Hunderten von anglophonen Beamten nun die in Brüssel generierten Texte schlechter werden würden. Niemand aber ging in Brüssel nach dem Brexit etwa zum Verfassen französischer Schriftstücke über. Die ungefährdete Position des Englischen ist der Tatsache geschuldet, dass »Englisch« schon lange mit England nicht mehr viel zu tun hat. Es ist eine internationale Sprache, die sich durch die politische Bedeutung des Empires und der Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert als globale Verkehrssprache in Europa und der Welt durchgesetzt hat. Dass dann das Land, aus dem diese Sprache ursprünglich einmal stammte, aus Europa austrat, hatte auf die internationale Funktion der Sprache so gut wie keine Auswirkung. Die Europäer hatten sie seit Jahrzehnten als ihre Verkehrssprache adoptiert und kommunizierten natürlich auch nach dem Brexit fröhlich weiter mit ihr.

Frankreich, dessen Sprache seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts aus der Funktion der Globalsprache vom Englischen verdrängt worden war, macht sich daher kaum Hoffnungen, das Englische nun seinerseits wieder verdrängen zu können. Aber Frank-

8 Grégoire (Anm. 3), S. 302.

reich hegt, wenn man so sagen darf, durchaus einen Groll gegen das Englische, gegen das es sich durch staatliche Aktivitäten tapfer »verteidigt«: Es bekämpft Anglizismen, und es hält sein untergegangenes Kolonialreich mittels der französischen Sprache als »Francophonie« zusammen. Das heißt, die Konkurrenz zum Englischen ist im sprachpolitischen Diskurs Frankreichs immer präsent.

Daher ist es, wenn der Präsident Frankreichs den europäischen *multilinguisme* lobt, nicht ganz von der Hand zu weisen, dass er den *multilinguisme* der Dominanz des Englischen entgegenstellt. Aber das ist sicher nicht das Hauptmovers seines Lobs der Vielfalt der europäischen Sprachen. In einer Grundsatzrede, die Europa neu zu denken versucht, kommt man an einer Reflexion über die europäischen Sprachen in der Europäischen Union nicht vorbei. Und Macron hat einen philosophischen Blick auf die europäische Mehrsprachigkeit geworfen, der eine neue, nämlich von Philologie und klassischer Sprachphilosophie angeregte sprachpolitische Position darstellt. Indem er die Glossodiversität wirklich ins Herz seiner Europarede gestellt hat, hat er sie auch zum Herzen Europas gemacht.

Dieses philologisch inspirierte Sprachdenken entfaltet hier sein politisches Potential, weil es weiß, dass »Sprachen nicht nur Mittel zu praktischer Kommunikation, sondern Organe des Denkens und des künstlerischen Schaffens und Quellen gesellschaftlichen Zusammenhangs sind«, und daher fordert: »Die linguistisch-literarisch-kulturelle Vielfalt soll zum Kern einer europäischen Identität werden.«⁹

2. Für Glossodiversität in Europa

Man fragt sich daher angesichts einer aktuellen sprachpolitischen Aktivität Frankreichs im Rahmen der französischen EU-Ratspräsidentschaft 2022, ob diese von den sprachphilosophischen Einsichten des Präsidenten inspiriert ist. Während der französischen Ratspräsidentschaft wurde nämlich ein von der französischen Regierung in Auftrag gegebener Bericht über »Diversité linguistique et langue française en Europe«¹⁰ eingebracht, der sich für die Stärkung des »multilinguisme européen« einsetzt.

Das Außenministerium, Abteilung Europa, Tourismus und Francophonie, hatte den Politologen Christian Lequesne von SciencesPo, einen Spezialisten für deutsch-französische Beziehungen, beauftragt, die Möglichkeiten einer Belebung der Mehrsprachigkeit angesichts der Vorherrschaft des Englischen in den europäischen Institutionen zu erkunden. Dass es dabei auch um die Auslotung der Chancen des Französischen ging, ist aufgrund der Formulierung des Untersuchungsgegenstandes klar: »Diversité linguistique et langue française en Europe«. Der Rapport Lequesne betrifft aber trotz dieser prominenten Erwähnung der französischen Sprache im Titel gar nicht so sehr

9 Christoph König, Osnabrücker Erklärung zum Potential Europäischer Philologien, in: Das Potential europäischer Philologien. Geschichte, Leistung, Funktion, hg. von Christoph König, Göttingen: Wallstein 2009, S. 219 und 217.

10 Christian Lequesne (Hg.), *Diversité linguistique et langue française en Europe*, Paris: Henry Dougier 2020.

diese Sprache als vielmehr die europäischen Sprachen insgesamt. Gewiss legt der Rapport ein besonderes Augenmerk auf den Gebrauch des Französischen in den europäischen Institutionen. Aber das darüber Festgestellte – nämlich die immer schwächer werdende Präsenz des Französischen – lässt natürlich auf die totale Abwesenheit des Gebrauchs anderer Sprachen schließen. Das Deutsche hat sich vor seinem völligen Verschwinden noch ein paar Eckchen bewahrt. Italien und Spanien begehren hier und da gegen die Abwesenheit ihrer Sprachen auf. Der Rapport stellt zu Recht fest, dass, wenn es Frankreich nicht tut, kein anderes Land in Europa der Frage nach den Sprachen nachgeht. Frankreich erfüllt hier eine europäische Aufgabe.

Es ist sicher nicht falsch, in diesem Zusammenhang an die italienische Diskussion der *questione della lingua* im Cinquecento zu erinnern und von einer europäischen *questione della lingua* zu sprechen, die Frankreich hier für Europa diskutiert. Die Frage nach der Sprache war und ist von tiefgreifender kultureller und politischer Bedeutung für ein Land, damals für Italien, heute für Europa. In Italien ging es vor 500 Jahren um den Abschied von der großen trans-italienischen Sprache Latein und um die Aushandlung der nationalen Sprache. In Europa heute geht es um Förderung oder Eindämmung der transnationalen Sprache, des Globalesischen, um die Bewahrung der nationalen Sprachen und um die Befreundung mit anderen europäischen Sprachen.

Mit Lequesne wurde eine Gruppe von sechzehn Experten aus ganz Europa zur Erkundung der europäischen Sprachenfrage berufen. Aus Deutschland war die Paris-Korrespondentin der FAZ Michaela Wiegel Mitglied der Expertengruppe. Die Gruppe machte eine gründliche Bestandsaufnahme der Verwendung der Sprachen in den europäischen Institutionen (Kommission, Rat, Parlament, Gerichtshof) durch das Studium von Dokumenten sowie durch Gespräche und Anhörungen von Akteuren. Die so gewonnenen Einsichten machen den Hauptteil des detaillierten Berichts aus. Im Annex des Berichts findet man darüber hinaus höchst informative tabellarische Aufstellungen der erkundeten Fakten. Die Arbeit mündet in eine Reihe von Empfehlungen für eine Verbesserung der Sprachsituation. Der Vorsitzende Christian Lequesne hat den Bericht im September 2021 der Regierung vorgelegt, die ihn dann in Europa bekannt machen wollte. Dazu ist es allerdings nur ansatzweise gekommen.

Die Dominanz des Englischen war natürlich der Ausgangspunkt der Untersuchung. Der erhobene Sachstand über die Situation der Sprachen in den Brüsseler Institutionen ist insofern überraschend, als die Dominanz des Englischen noch stärker ist, als man erwartet hatte. Das Englische ist, entgegen der ursprünglichen Absicht der Gründer der Europäischen Union in der Verordnung Nr. 1 zur Regelung der Sprachenfrage für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft von 1958, die ein mehrsprachiges Regime von vier Sprachen Europas etabliert hatte (Deutsch, Französisch, Italienisch, Niederländisch), heute faktisch die einzige Sprache Europas. Die anderen Arbeitssprachen der EU (Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch) spielen nur eine höchst geringe Rolle, und die weiteren Sprachen überhaupt keine.

Mit Ausnahme des europäischen Gerichtshofs, in dem das Französische als Deliberationssprache fest etabliert ist und in dem alle Sprachen der Union gesprochen und geschrieben werden, sind die europäischen Institutionen Domänen des Englischen

geworden. Das Sprachregime des Europäischen Gerichtshofs ist dabei auf eindrucksvolle Weise multilingual. Dort werden die strittigen Sachen in den Sprachen der recht-suchenden Parteien verhandelt. Der Übersetzungsdienst wird aktiv in Dienst genommen. Dass das Französische – und nicht das Englische – die Relais-sprache der *Curia europea* ist, war insofern eine naheliegende und richtige Entscheidung, als die meisten nationalen europäischen Rechtssysteme Europas wie das französische weitgehend auf dem römischen Recht basieren und nicht auf dem angelsächsischen *common law*.¹¹ Die anderen Institutionen aber, vor allem die Kommission und der Rat, also die »Regierungen«, sprechen und schreiben Englisch. Immerhin verwenden im Rat der französische und der deutsche Vertreter ihre jeweiligen Sprachen, der österreichische Botschafter aber weigert sich, deutsch zu sprechen (vermutlich möchte Österreich sich vom historisch kompromittierten Nazi-Deutsch distanzieren). Aber auch im Parlament, eigentlich dem Ort der vielen Sprachen, dominiert das Englische immer mehr, weil man sich dort möglichst vielen Anwesenden verständlich machen möchte. Da die Abgeordneten ja keine EU-Beamten mit obligatorischen Englischkenntnissen sind, sprechen sie bisweilen noch ihre jeweiligen Sprachen. Der Sprachdienst steht ihnen ja zum Übersetzen zur Verfügung. Die Entfremdung von den eigenen Sprachen kann jedoch manchmal schon so weit gehen, dass sich Abgeordnete dafür entschuldigen, dass sie im Parlament ihre Landessprachen sprechen. Die 2021 neu eingerichtete Europäische Staatsanwaltschaft – also eine wichtige neue EU-Institution – hat sich gleich von Anfang an für die englische Einsprachigkeit entschieden, gegen den Sinn der Verordnung 1 der Gründerväter. Diese Entscheidung zeigt besonders deutlich, wohin die Reise geht.

Die Berichtsgruppe hat in den verschiedenen Brüsseler Institutionen sehr detailliert geforscht, hinsichtlich des amtlichen schriftlichen und mündlichen Gebrauchs der Sprachen in der internen und äußeren Kommunikation, aber auch hinsichtlich privater Kommunikation. Sie hat die Gründe für den Rückgang der Mehrsprachigkeit vorsichtig erörtert. Natürlich geht es zumeist um die schnellere und effizientere Kommunikation, aber auch um coolness, einen nicht zu unterschätzenden Faktor.

Das politische Fazit des Berichts ist, grob gesagt, dass das Englische immer dominanter wird und dass diese englische Einsprachigkeit als eine Gefahr für die Akzeptanz Europas bei seinen Bürgern gesehen wird. Brüssel wird immer mehr zum elitären anglo-phonon Wasserkopf, der die Beziehung zum Leben der Bürger Europas verliert, die ja – außer in Irland – alle in anderen Sprachen leben. Daher sieht die Gruppe in der Verstärkung des *multilinguisme* eine politische Notwendigkeit. *Multilinguisme* wird hier verstanden als die Präsenz mehrerer Sprachen der Union in der Hauptstadt der Union, in den Institutionen und bei den Akteuren. Die Voraussetzungen für die Verstärkung einer Brüsseler Mehrsprachigkeit sind eigentlich günstig, weil – wie einer der Befragten sagt – Brüssel »ein Haus voller Polyglotten« ist. Das Brüsseler Personal

11 Die Verwendung des Lateinischen, der alten Sprache Europas, im Wappen (*curia*) und in der Internet-Adresse (*curia-europa*) des Gerichtshofs symbolisiert im Übrigen schön den wirklich europäischen Charakter dieser Institution.

ist, auch wenn die Sprachkenntnisse der jüngeren Beamten sich immer mehr auf Englische reduzieren, immer noch extrem sprachbegabt. Die Idee hinter der gewünschten Stärkung der Mehrsprachigkeit ist also, dass die Bürger Europas sich in ihren Sprachen in Brüssel vertreten fühlen sollen.

Die Gefahr des sprachlichen Elitismus, des Abgehobenseins vom Volk, wird von der Untersuchungsgruppe in der Tat richtig gesehen. Sie führt diese Gefahr nicht weiter aus, man kann aber daran erinnern, dass ja manche Länder Europas die Erfahrung einer »vom Volk« sprachlich distanzierten Elite in ihrer Geschichte gemacht und schmerzhaft sprachbedingte Konflikte durchlebt haben. Manche Länder stecken noch mitten in diesen Konflikten. Dass die deutsche Aristokratie sich nach dem Dreißigjährigen Krieg ins Französische zurückzog, hat zum Beispiel die deutsche Kultur und Nation nicht befördert und musste erst durch eine geradezu kulturrevolutionäre Rückkehr zum Deutschen – um 1800 – revidiert werden. Das war noch ein vergleichsweise harmloser Konflikt. Der Elitismus des Russischen gegenüber dem Ukrainischen und das ukrainische Aufbegehren dagegen, in dem schließlich das Ukrainische zur einzigen Amtssprache erklärt wurde, gehören zweifellos zu den Ursachen des aktuellen Krieges. Die Katalanen »rächen« sich ganz ähnlich durch eine radikale Katalanisierung für die lange Vorherrschaft des Spanischen etc. etc. Die Aufteilung von Sprachen auf verschiedene soziale Klassen – Elitesprache oben, Volkssprachen unten – ist undemokratisch und äußerst konfliktgenerativ.

Die Empfehlungen zur Verstärkung der Mehrsprachigkeit, die der Rapport Lequesne ausspricht, sind insgesamt außerordentlich maßvoll. Ihre Realisierung würde aber doch die Brüsseler und europäische Sprachsituation spürbar zum Besseren verändern. Sie betreffen einerseits Aktivitäten zugunsten der Sprachen innerhalb der Brüsseler Institutionen: wie die Rekrutierung mehrsprachiger Beamte, die Verwendung mehrerer Sprachen bei der Erstellung der Dokumente, die Herstellung einer größeren Aufmerksamkeit auf die Sprachen, die Feier eines Tags der Sprachen im Parlament, die Nutzung und Förderung automatischer Übersetzungsinstrumente (anscheinend das wirkungsvollste Instrument zur Förderung der europäischen Sprachen),¹² die Praktizierung mehrerer Sprachen durch das Leitungspersonal. Andererseits betreffen die Empfehlungen die Förderung der Sprachen außerhalb Brüssels, wie die Intensivierung des Fremdsprachenunterrichts, den frühen Fremdsprachenunterricht, die obligatorische zweite Fremdsprache in den Schulen, die Implementierung der gegenseitigen Sprachförderung im deutsch-französischen Vertrag, um nur einiges zu nennen. Es sind sechsundzwanzig Empfehlungen, die auf die Schreibtische der Außenministerien und aller Kultusminister gehören. Diese Empfehlungen lassen sich auch nicht von den Schreibtischen wischen mit dem Hinweis, dass hier wieder einmal nur Frankreich sein Französisch in Brüssel stärken möchte. Das ist einfach nicht der Fall. Der Rapport Lequesne ist ein Plädoyer für alle Sprachen Europas. Frankreich ist hier die Stimme Europas, des vielstimmigen Europa.

12 Aber auch ein extrem ambiges Mittel, weil es tendenziell das Erlernen von Sprachen überflüssig macht.

Angesichts dieser sprachpolitischen Aktivität Frankreichs stellt sich die Frage, ob die europäischen Sprachvisionen des Präsidenten für diese Aktivität verantwortlich sind.

Es ist erstaunlich, dass der Rapport Lequesne nicht auf die Sprachauffassung des französischen Präsidenten Bezug nimmt. Offensichtlich haben auch die Franzosen die Europarede ihres Präsidenten nicht gründlich gelesen. Der Rapport ist aber dennoch ein Dokument der Wertschätzung aller Sprachen und steht daher im Einklang mit der Begeisterung des Präsidenten, der gesagt hatte: »Et au lieu de déplorer le foisonnement de nos langues, nous devons en faire un atout.«

Die Gruppe Lequesne begründet ihre positive Sicht auf die Mehrsprachigkeit im Wesentlichen politisch. Ihr geht es um die Herstellung demokratischer Nähe zwischen Brüssel und den europäischen Völkern. Wenn Lequesne und seine Gruppe Macron gelesen hätten, dann hätten sie nicht nur eine politische Rechtfertigung ihrer Forderungen gefunden, sondern auch noch eine sprachphilosophische Begründung. Macron hatte seiner Wertschätzung der Sprachen ja die Überzeugung Mouniers zugrunde gelegt, dass »l'universel se parle aux hommes en plusieurs langues, qui chacune en révèle un aspect singulier«, »dass das Universelle sich den Menschen in mehreren Sprachen darstellt, von denen jede eine besondere Ansicht der Welt enthüllt«. Wilhelm von Humboldt hat das folgendermaßen formuliert: »Ihre [der Sprachen] Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.«¹³ Und diese verschiedenen Ansichten des Universellen, diese Weltansichten, sind ein Reichtum des Denkens. Wilhelm von Humboldt sagt: »Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichthum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen.«¹⁴ Die verschiedenen Ansichten der Welt sind ein Glück für unser gemeinsames Land Europa, der Grund für die europäische *sophistication*. Macron sagte daher: »L'Europe du multilinguisme est une chance inédite.« Denn der *multilinguisme* ist nicht nur demokratisch, er ist auch intelligent. Er fördert die geistige Beweglichkeit der Europäer.

(Prof. Dr. Jürgen Trabant, Freie Universität Berlin, Institut für Romanische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: trabant@zedat.fu-berlin.de)

13 Humboldt (Anm. 6), Bd. IV, S. 27.

14 Ebd., Bd. VII, S. 602.

Christoph König

Im Lesen das Verstehen verstehen. Gedanken zu einer philologischen Praxis, geschöpft aus den Diskussionen des Symposions ›Penser la lecture‹ in Cerisy 2024¹

(1)

Eine *Philologie in erkenntniskritischer Absicht* (skeptisch im Sinn von Stanley Cavell)² erkundet die Bedingungen der Möglichkeit von Werken. Sie legt die *Kreativität* frei, die als Prinzip die poetischen Tatsachen im Werk erzeugt. Insofern diese Kreativität ein gedankliches Prinzip darstellt, kann man in ihr die eigentliche Philosophie des Werks erkennen. Insofern die Kreativität eine ebenso homogene wie jeweils individuelle Welt erzeugt, verantwortet und schafft sie die ›Natur‹ des Werks. Das Wort ist in Anlehnung an Goethe gebraucht, doch ist die Natur von Oeuvre zu Oeuvre, aber auch von Werk zu Werk unterschiedlich. Benjamins Wort von der ›Identität‹ (in ›Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin. ›Dichtermut‹ und ›Blödigkeit‹³) gehört hierher. Nietzsches Buch ›Also sprach Zarathustra‹ ist nach dem Sehnsuchtsparadox organisiert,⁴ Rilkes ›Duineser Elegien‹ nach der Wiegebewegung von Zauberei und Realitäts-sinn,⁵ während Goethes Werke dem Kreis und der Metamorphose folgen.⁶

(2)

Die *Philosophie* (Rûmis Spiritualismus, Nietzsches ›Ewige Wiederkunft des Gleichen‹, Tiecks romantische Theorie des Reims) wird im poetischen Gebrauch zum Material,

- 1 Die Tagung ›Penser la Lecture – L'herméneutique littéraire dans un horizon élargi‹ fand statt vom 24. bis 30. Juli 2024 am ›Centre Culturel International de Cerisy‹ (CICC) in Cerisy-la-Salle, Frankreich. Beiträge wurden unter anderem vorgestellt von Leili Anvar zu Rûmi, Wolfgang Asholt zu Breton und Soupault, Christian Benne zu Herta Müller, Daniel Carranza zu Trakl, Felix Christen zu Hölderlin, Mandana Covindassamy zu Goethe, Simon Friedland zu Eichendorff, Eli Friedlander zu Benjamin, Andreas Kablitz zu Petrarca, Christoph König zu Rilke, Efrain Kristal zu Borges, Matilde Manara zu Valéry, Na Schädlich zu Nietzsche und Hölderlin, Benoît Vermander zum ›Shijing‹, David E. Wellbery zu Hebel, David E. Wellbery und Christoph König zu Nietzsche, Michael Woll zu Nerval und Peter Geimer – im Rahmen eines Abendvortrages – zur Hermeneutik in der Kunstwissenschaft. Das genaue Programm samt Skizze der Konzeption der Tagung ist auf der Website des CCIC einsehbar.
- 2 Vgl. Stanley Cavell, *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality and Tragedy*, Oxford, New York 1979.
- 3 Walter Benjamin, *Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin. ›Dichtermut‹ und ›Blödigkeit‹*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. 2: Aufsätze, Essays, Vorträge. Teilbd. 1, Frankfurt am Main 1977, S. 105-126.
- 4 Vgl. Christoph König, *Zweite Autorschaft. Philologie, Poesie und Philosophie in Friedrich Nietzsches ›Also sprach Zarathustra‹ und ›Dionysos-Dithyramben‹*, Göttingen 2021.
- 5 Vgl. Christoph König, *Kreativität. Lektüren von Rilkes ›Duineser Elegien‹*, Göttingen 2023.
- 6 Vgl. Christoph König, Denis Thouard (Hg.), *Goethe, le second auteur. Actualité d'un inactuel*, Paris 2022.

zum Kontext. Dazu nimmt das Werk Stellung und der Ort der Stellungnahme ist die Kreativität. Die Kreativität ist die Philosophie der Werke.

(3)

Die *Textgenese* einerseits, der Gegenstand der Editionsphilologie, ist von der *Logik des Produziertseins* (die Formel Adornos)⁷ andererseits prinzipiell zu unterscheiden: Wie etwas in den Handschriften entstanden ist (mit allen psychologischen oder materialen Zufälligkeiten), ist nicht zu verwechseln mit dem notwendigen Voranschreiten des Texts. Adornos Formel impliziert einen Standpunkt, der sich auf das fertige Werk bezieht, dessen poetische Logik nach dem Abschluss in den Blick kommt. Freilich besteht – nach der prinzipiellen Unterscheidung – die Aufgabe in der Prüfung eines möglichen Verhältnisses. Geben Metaphern wie die einer in der Textlogik *abgesunkenen* Erinnerung an die ›Arbeit am Sinn‹ davon eine Ahnung? ›Abgesunken‹ wäre etwa die gedankliche Anstrengung des Autors beim Schreiben zu nennen, einen zukünftigen Standpunkt, der nach dem Ende des Werkes auf das Werk zurückschaut, einzunehmen – einen Standpunkt, der die Textgenese beeinflusst hat (wie etwa in Hölderlins spatial auf dem Blatt angeordneten Wörtern, die der Text dann zu verbinden hat). Oder einen Standpunkt, der in währender Arbeit immer wieder neu entworfen wird (so Nietzsche über Homer).⁸

(4)

Die anarchische Kraft der Philologie trifft auf Behauptungen in Texten über sich selbst, also *explizite Autointerpretationen*, mittels derer die Texte zu einer bestimmten Sicht ihrer selbst verführen wollen.

(5)

Große Werke verhindern selbst, nimmt man sie ernst, dass Interpretationen ganz ›aufgehen‹. Wie in der Theologie und in der Philosophie Werke nur dann gelingen, wenn sie sich am Ende aufheben,⁹ so hat die Poesie die Möglichkeit zu einem *absurden Einwand*. Paul Celan spricht von der »Majestät des Absurden«¹⁰ in seiner Meridian-

7 Vgl. Theodor W. Adorno, Valerys Abweichungen, in: ders., Noten zur Literatur, Frankfurt am Main 1974, S. 158-202.

8 Vgl. Friedrich Nietzsche, Homer und die klassische Philologie, in: ders., Werke. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, weitergeführt von Wolfgang Müller-Lauter und Karl Pestalozzi, Abt. 2, Bd. 1: Philologische Schriften. 1867-1873, Berlin, New York 1982, S. 247-269.

9 Nach einem Gedanken von Benoit Vermander.

10 Paul Celan, Werke. Tübinger Ausgabe, hg. von Jürgen Wertheimer. Der Meridian. Endfassung – Entwürfe – Materialien, hg. von Bernhard Boschenstein und Heino Schmull, unter Mitarbeit von Michael Schwarzkopf und Christine Wittkop, Frankfurt am Main 1999, S. 3.

Rede. Beispiele sind Luciles Ausspruch »Es lebe der König«,¹¹ das Umschauen der alten Frau am Ende in Johann Peter Hebels Erzählung »Unverhofftes Wiedersehen«,¹² oder die neue, durch die andere Erinnerungsform der Reisenden geschaffene Funktion des identischen Reims in Eichendorffs Gedicht »Sehnsucht«.

(6)

Die Lektüre folgt der Dynamik des Texts, der eine Abfolge von Handlungen darstellt. Eine zentrale Frage ist stets, inwiefern die Komposition oder die Ordnung, wie der Text sie am Ende hat, in der Dynamik begründet ist. Insofern der Blick sich auf *Text-handlungen* bzw. die *Arbeit am Sinn* richtet, ist er pragmatisch; diese Arbeit am Sinn ist der philologischen Praxis zugänglich – auf alles Unerschöpfliche, auf den Sinn verzichtet die philologische Praxis. Diese Sekundarität zeichnet sie aus – der Wissenschaftsimperativ lässt die Philologie hier innehalten.

(7)

Mit der Entscheidung der Lektüre für die *Pragmatik* (Stichwort: Arbeit am Sinn) ist allein ein erster Schritt getan. Andere Faktoren werden eine Rolle spielen; zu fragen wird sein: Wie material orientiert ist die Pragmatik, wie sehr ist sie auf Totalität aus?

(8)

Gern bestimmt man einen *Zyklus* nach einer »Familienähnlichkeit«. Wittgensteins Begriff¹³ birgt die Gefahr, Parallelstellen zu suchen, die in der Beobachtung, jedoch nicht in der Interpretation ihre Berechtigung haben. Es wäre keine Berechtigung mehr. Der Begriff des Kommentars weist der Lektüre einen präziseren Weg. Die in einem Zyklus versammelten Werke gehören zusammen, weil sie sich wechselseitig kommentieren und in diesem Kommentar den eigenen Reichtum erkunden. So gibt der Zyklus den dem Zyklus zugehörigen Gedichten eine weitere Möglichkeit, sich selbst zu erkunden.

- 11 Georg Büchner, *Sämtliche Werke und Schriften*. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar, im Auftrag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, hg. von Burghard Dedner und Thomas Michael Mayer, Bd. 3: Danton's Tod, [2]: Text, Editionsbericht, Darmstadt 2000, S. 81.
- 12 Johann Peter Hebel, *Unverhofftes Wiedersehen*, in: ders., *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes*, Tübingen 1811, S. 292-294.
- 13 Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*. Kritisch-textgenetische Edition, hg. von Joachim Schulte in Zusammenarbeit mit Heikki Nyman, Eike von Savigny und Georg Henrik von Wright, Frankfurt am Main 2001.

(9)

Die Materialität von Texten besteht unter anderem in Wörtern; doch selten haben die Wörter die Bedeutung, die man in den Wörterbüchern nachschlagen kann. Sie werden in der Textdynamik vor allem kraft der Syntax mit einer neuen Bedeutung versehen, die an die alte anschließt und sie in der Referenz verändert. Die kritische Hermeneutik spricht von einer *Resemantisierung*, und wenn die Resemantisierung einzelner Wörter systematisch ist, spricht sie von der *Idiomatik* oder von einer Dichtersprache. Freilich ist die Systematik idiomatischer Sprache selten die des Wörterbuchs. Die >Systematik< besteht vielmehr im Verhältnis der gleichlautenden, aber jeweils unterschiedlich resemantisierten Wörter. Ihr Verhältnis ist das in Gattungen wirkende Verhältnis – die Mitglieder einer Gattung (also die Wörter) gehören alle einer Gattung (also einem idiomatischen Wort) an, die jedoch mit jedem neuen Mitglied sich verändert.

(10)

Will die Lektüre der Resemantisierung folgen, muss sie den Wörtern die Chance geben, auseinanderzufallen. Ihre dann erkennbare »*semantische Vibration*« (David Wellbery) ist ein Anzeichen.

(11)

Der *Kommentar* ist für die Werke die Praxis, sich auf Anderes produktiv zu beziehen, mögen es der historische Kontext, Intertexte, frühere Partien in demselben Werk, oder eine philosophische Position sein. Der Kommentar geht mit der Kritik eine Einheit ein. Die *Kritik* ist hier als die Praxis des Werks aufgefasst, seine Ganzheit zu schaffen, wie der Philologe ein Werk rekonstruiert. Kommentar und Kritik sind die wesentlichen Aspekte philologischen Tuns – in dieser Hinsicht ist jede poetische Praxis philologisch. Vom Ganzen her (das in der Kritik geschaffen ist) entscheidet das Werk, welches >Anderes< im Kommentar gemeint ist. Die übliche Richtung kehrt sich damit um: Nicht vom Kontext her lässt sich das Werk erhellen, sondern das Werk legt fest, welcher Kontext relevant ist.

(12)

Soll eine Interpretation >*aufgehen*<? Dagegen spricht die philologische Bescheidung angesichts eines unerreichbaren Sinns. Die Interpretation sollte besser eine Lektüre sein, deren Aufmerksamkeit der Arbeit am Sinn gilt.

(13)

Metaphern im philologischen Gebrauch sind oft Anzeichen ungeklärter gedanklicher Verhältnisse; manchmal zeigen sie freilich auf ein Lösungspotential (wenn etwa eine

»Intensität« oder eine »Zuspitzung« hinsichtlich einer bestimmten Form operationalisiert werden). Fraglich ist, ob die Lösung darin liegt, eine Theorie des Textes innerhalb einer Metapher zu entwickeln, die der Text gibt. Die Metapher zwingt zu einer Bildlogik, die nicht die des Werks ist.

(14)

Der Übergang von der Beobachtung und Aufzählung von Textmerkmalen zur Interpretation erfordert den *Mut* zur eigenen Autorität. Der Mut ist zwingend, da es keine >Beobachtungen< in der Interpretation gibt.

(15)

Die Interpretation erliegt der Versuchung einzelner Wörter im Gedicht (der >Sehnsucht< bei Eichendorff, dem >Übermensch< in Nietzsches >Also sprach Zarathustra<), wenn sie von ihnen her das Gedicht totalisieren und die Interpretation also >aufgehen< lassen. *Die Wörter werden unversehens zu Begriffen*. Auch für in der Lektüre vom Interpretieren beigesteuerte Wörter gilt das. Der poetische notwendige (absurde) Einwand des Gedichts unterläuft freilich diese literaturwissenschaftliche Strategie.

(16)

Die *Komplexität* als ästhetischer Maßstab ist ein Erbe des Strukturalismus; man erbt freilich auch die Schwierigkeit, die Relevanz der Beobachtungen zu begründen, die eine solche Komplexität zum methodischen Ziel haben.

(17)

Von großer Bedeutung ist es, die in den Disziplinen tief eingewurzelte Identifikation der *philosophischen Hermeneutik* mit einer Hermeneutik insgesamt, also auch die Gleichsetzung mit einer literarischen oder kritischen Hermeneutik aufzulösen. Eindringlich dafür, als wie wichtig diese Unterscheidung sich erweist, ist die Analyse der Avantgarde, die den Sinn abstreitet und poetisch aufzuheben sucht. Tatsächlich aber richtet sich die Avantgarde nicht gegen die Hermeneutik insgesamt (und so wäre die Hermeneutik die falsche Methode für deren Betrachtung), sondern gegen eine auf den (vor allem philosophischen) Sinn gerichtete Hermeneutik. Eine *kritische Hermeneutik* aber, die diese programmatischen Taten der Avantgarde (etwa von André Breton und Philippe Soupault in >Barrières<¹⁴) gegen den Sinn studiert, historisiert die Rolle

14 André Breton, Philippe Soupault, Barrières, in: André Breton, Œuvres complètes, Bd. 1, hg. von Marguerite Bonnet, Paris 1988, S. 74-81.

der philosophischen Hermeneutik und erweist sich damit als Möglichkeit, jede Form der Textproduktion zu erkennen. Lässt sie damit das überholte Programmatische der Avantgarde hinter sich, kann die kritische Hermeneutik eine von der Programmatik der Avantgarde und den traditionellen Werten der philosophischen Hermeneutik freie Textpraxis der Werke von Breton erkennen. Sie historisiert die Texte, um deren poetische Freiheit und Schönheit freizulegen.

(18)

Die *Überwältigung* durch die Werke ist ein Weg, zu deren Verständnis zu gelangen. (Freilich ist es der philologischen Praxis auch gegeben, Werke mit mehr oder weniger großer Sympathie, aber von außen zu analysieren.) Welche Rolle man dann dem eigenen Leben gibt, um die Werke zu verstehen, ist höchst unterschiedlich. Man kann das Leben beiseite zu legen versuchen und mit der Rekonstruktion beginnen, oder man kann das Leben ganz in die Waagschale der eigenen Interpretation legen. Die Qualität einer Lektüre ist damit nicht unbedingt entschieden. Freilich scheint das Diktum Schleiermachers, die Notwendigkeit im Fremden zu konstruieren, um zu verstehen, mit der Lebens-Option schwieriger zu befolgen zu sein.

(19)

Die Unterscheidung der Literaturwissenschaft von der Kunstwissenschaft nach den *Medien ihrer Gegenstände*, insofern die Disziplin im einen Fall mit dem Gegenstand das Medium (die Sprache) gemeinsam hat, im anderen nicht, ist ein Gemeinplatz, der meist nicht weiter analysiert wird. Man übersieht zum Beispiel, dass beider Gegenstände ihre Individualität erhalten, indem das Medium von Gedanken geprägt wird. Wenn diese Gedanklichkeit im Medium das Ziel der Interpretation ist, geht es also um die Individualität der Gegenstände, tritt der mediale Unterschied in den Hintergrund. Die Sprache der Kunstwissenschaftler profitiert freilich von der Einheit von Sprechen und Denken (nach Wilhelm von Humboldt),¹⁵ die die Beschreibung ermöglicht.

(Prof. Dr. Christoph König, Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49069 Osnabrück; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de)

15 Vgl. Wilhelm von Humboldt, Über Denken und Sprechen, in: ders., Gesammelte Schriften, hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, hg. von Albert Leitzmann, 1. Abt.: Werke, Bd. 7. Zweite Hälfte: Paralipomena, Berlin 1907, S. 581-583.

The history of Azerbaijani philology commences in the early Middle Ages, when the waves of Turkic migrations shaped an ethno-linguistic milieu on the territory of contemporary Azerbaijan from which the Azerbaijani language (one of contemporary Western Turkic languages) took its origins and later the Azerbaijani literature emerged as a result of the rising national identity. The formation of the main parameters of the country's ethno-linguistic picture continued in the 12th and 13th centuries. The first fundamental occurrence of that period is the epic ›Dede Qorqut‹. Though it can be characterized as a common-Oghuz written monument, Azerbaijani featuring is clearly manifested in the language of the text, in the geography of the depicted events and the content and notions of the monument. It is assumed that the epic was written down in the 11th century and gave an impetus to the formation of Azerbaijani written literature. It is considered that the surviving texts of ›Kitabi-Dede Korkut‹ of the late Middle Ages were copied exactly from those first manuscripts.

The impact of Islam on the Turkic-Oghuz fundamentalism in ›Dede Qorqut‹ is consistently and repeatedly manifested in the linguistic evidence of Arabic and Persian languages. This influence continued throughout the Middle Ages and let the Arab and Iranian studies take a certain place in Azerbaijani philology together with Turkology. It is no coincidence that in the 11th and 12th centuries, during the Muslim Renaissance, Arabic-speaking literary scholar Khatib Tabrizi, Persian-speaking poets Qatran Tabrizi, Afzaledin Khagani Shirvani, Mahsati Ganjavi, and Nizami Ganjavi came from Azerbaijan. Their glory had spread all over the world. Albeit they did not write in their native language – Azerbaijani Turkic, in accordance with the traditions of the Muslim Renaissance – their apperceptions and themes were of a pan-Eastern, even universal character (coming from Plato, Aristotle); their language, style of expression and artistic intonation are rightly called ›Azerbaijani (Turkic) style«. Muhammad Amin Rasulzade, one of the leaders of the Azerbaijan Democratic Republic, articulated in his monograph ›Azerbaijani Poet Nizami‹ (1951) the outcome of his long lasting research and wrote: ›In any case, for an Azerbaijani child who gives such a high place to the meaning of Turkic in his perceptions, feelings, thoughts and inventions, to a poet who called anything beautiful and great Turk, attributed Turkicness to beauty and greatness and ›in Turkic‹ to beautiful and great expressions, called the land of beauty and grandeur Turkistan – is it possible for this child not to call him a Turkic just because he wrote in Persian? ... Never!!!«¹

The misconception that is still occasionally encountered to this day is that every literary text written in Persian in the Middle Ages is a phenomenon of Iranian literature. Such an approach refutes that in the Persian texts of Azerbaijani Turkic poets of

1 Muhammad Amin Rasulzade, Azerbaijani poet Nizami, Baku 2021, p. 292. [Rasulzadə M. Ə. Azərbaycan şairi Nizami, Bakı 2021]

the Muslim Renaissance period metaphors, phraseology along with folk sayings of Azerbaijani Turkic origin form a whole system. And even the Iranian scholars of Nizami heritage have repeatedly acknowledged that Turkic fragrance comes from him (Nizami Ganjavi).

Thus, even though Korkut studies and Nizami studies are virtually based on sources in diverse languages, they are still constituting a foundation of Azerbaijani philology. In the first case, the philological vision is focused on the ancient (common) Turkic roots, however, in the second case, it is directed at the geography of the Muslim East, and herein a particular »dialogue« of history and geography emerges. And this means a fairly perfect universal ground for the formation of the genotypology of one nation's language, literature, as well as spirituality.

In the 13th and 14th centuries, an epic era in the history of Azerbaijani philology ended, and the era of lyric, basically »armed« with Sufi-pantheistic ideas, began. This militant lyric, which opposes Islamic religious canons, is characterized, first of all, by the fact that the Oghuz-Azerbaijani manifestation of the Turkic language expanding its sphere of activity at an unprecedented speed covered a larger part of the masses of the people. The works of Sufi poet-thinkers such as Izzeddin Hasanoglu, Yunus Amre, Qazi Burhaneddin and Imadeddin Nasimi significantly strengthened the influence of the Turkic language both in Azerbaijan and beyond its borders. And after the 13th and 14th centuries the following 15th and 16th centuries are, on the one hand a direct continuance of the previous centuries in the enrichment of the Azerbaijani language and literature, and on the other hand the beginning of the National Renaissance which will display itself more brightly in the 17th and 18th centuries.

The 15th and 16th centuries are, first and foremost the period of developing Sufi-pantheistic poetry along the lines of Nasimi – Jahanshah Haqiqi – Kishvari – Habibi – Fuzuli and the gradual transition from ideology to aesthetics. The leading personality of the ideological scene is Nasimi, and the greatest literary and philological figure of the aesthetic scene (and the period as a whole) is, without a doubt, Muhammad Fuzuli. Nasimi was born in Shamakhi (Shirvan), became a student of the Sufi-literate Master Sheikh Fazlullah Naimi, escaped the persecution of Amir Timur, and then the Timurids, lived in Asia Minor, Syria; he wrote both in the Turkic (Azerbaijani Oghuz), Persian and Arabic languages and created enough poems, each of them to form a »divan« (the poetry of the Ottoman Empire). Nasimi is an Eastern symbol of being executed in front of the public for his own faith (»Həqq mənəm, həqq məndədir, həqq söylərəm! ...«) (»I am the truth, I have the truth, I am telling the truth! ...«). Notwithstanding Fuzuli is originally an Azerbaijani Turk, he lived in Iraq and Baghdad. Like his ancestor Nasimi, he also wrote in Turkic, Persian and Arabic languages; nevertheless, he is more renowned for his works in Turkic (Azerbaijani Oghuz). Genius Fuzuli's poem »Leyli and Majnun« is a result of high artistic taste, both in language and style, and in idea-content. He used to say: »Məndən, Füzuli, istəmə əşari- mədhü zəm, Mən aşıqəm, həmişə sözüm aşıqanədir ...« (»Don't ask me, Fuzuli, any praise and condemnation, I am in love, my word is always love ...«). The poet is the founder of a great literary school that has guided Azerbaijani poetry for several centuries, about

which professor Mir Jalal, an eminent Fuzuli scholar, writes: »The Fuzuli literary school constitutes an artistic encyclopedia of human feelings and thoughts with its richness of meaning, content, and artistic height.«²

The Safavid state of Azerbaijan, founded in the first years of the 16th century under the leadership of Shah Ismail Safevi (Khatai), not only revealed the national socio-political will of the people about to be formed, but also determined the Renaissance of its language and literature, along with art. Even though the religious-pantheistic aspect is shrouded in »fog« (increasingly Shiite!) and enriched with certain political-ideological motives, the Azerbaijani Renaissance takes its first successful steps per the work of Shah Ismail Khatai.

Since the beginning of the 16th century, an evolutionary trend that has manifested itself in the deeper (democratic) literary and cultural life of the country is a direct transition from the Azerbaijani Turkic-Oghuz epic to the Azerbaijani epic; and the most perfect sample of it is the »Koroglu« epic. And »Koroglu« is the epoch after »Dede Korgut« in the context of Azerbaijani folk literature (love to »word«!). In the 16th, 17th and 18th centuries, along with the »Koroglu« epic, the novel era of Azerbaijani epic thought »Qurbani«, »Asli and Karam«, »Abbas and Gulgaz«, »Ashiq Qarib«, »Tahir and Zohra« and dozens of creative samples (novels of oral folk love) are created. The »anonymous« authors of this creativity represent Azerbaijani *ashiq* (folk singer – poet and storyteller) art, which is a genetic prolongation of the Turkic-Oghuz *ozan* (minstrel or bard) art, and its most eminent representatives are Dirili Qurbani, Ashiq Abbas Tufarganlı, Sarı Ashiq, Khasta Gasim and Ashiq Valeh.

The mass manifestations of the National Azerbaijan Renaissance in written literature starts with the transfer of samples of ashig poems and epics to writing. However, the classic event of the renaissance are undoubtedly the creations of Molla Panah Vagif. His creativity is of historical significance as it emerged from a round of other poets such as Molla Veli Vidadi, Huseyn Khan Mushtaq, and Telimkhan.

Although Shah Ismail Khatayi knew both Arabic and Persian, by writing the majority of his poems in Turkish (Azerbaijani), and even expanding the tradition of using Turkic (Azerbaijani) in his palace, he created such a political-ideological environment that his »Qış getdi, yenə bahar gəldi, Gül bitdövü laləzar gəldi. Quşlar qamusu fəğana düşdü, Eşq odu yenə bu cana düşdü« (»Winter is gone, spring has come again, the flowers bloomed. All the birds squalled, the fire of love fell again into this soul.«) can be said to symbolize the spiritual awakening asserted above. The National Renaissance continued in the 16th and 17th centuries into the early 18th century when the Safavids and Nadir Shah Afshar were in power, and the identically fruitful environment followed in the period of the Azerbaijani khanates covering the second half of the 18th century. The writing down of numerous samples of folk art, widespread distribution of folk books, national art such as music, fine arts, their most unique types were especially taking place: in music – Azerbaijani mugham, ashig performance;

2 Mir Jalal Pashayev, Fuzuli's mastery, Baku 2018, p. 21. [Mir Cəlal, Füzuli sənətkarlığı, Bakı 2018]

in fine arts – national calligraphy, miniature painting, architectural mastery, etc. In the political sphere revolutionary rise was also a sign of the National Renaissance and at the same time the formation of the Azerbaijani nation.

Molla Panah is the first national Azerbaijani poet with Vagif language, poetic technology of his work, idea-content, the first literary (philological!) personality whose Azerbaijaniness is indisputable among the Turkic languages (and literatures). Firudin bey Kocherli, the founder of Azerbaijani literature historiography, wrote at the beginning of the 20th century that »our Azerbaijani Turks like his poetry and ghazals too much, and everything [...] that came out of his pen are works which are completely from the heart and about the real life. There have been few of our national poets who wrote poems and ghazals in simple and clear language and in the dialect of our native language.«³ Vagif, who was the *vizier* (a high executive official who advised and helped a ruler in certain Muslim countries in the past) of the Khan of Karabakh and actively participated in the social and political life of Azerbaijan after the middle of the 18th century, wrote and created both in the classical style and in the style of folklore, and at the same time, by demonstrating the perspectives of the folklore (folk) style, he had founded a new literature (and a new literary language) that was a prolongation of the National Renaissance.

Vagif's ideological and aesthetic goal, coming from the spirit of the National Renaissance, is figuratively expressed in his verses »Ala gözlü, sərv boylu dilbərım, Həsərətın çəkdiyim canan, bəri bax« (»My darling with grey-eyed, cypress height. My beloved, whom I am longing for, look at me.«). With his realism, the poet, who reduced a sweetheart of his predecessor Fuzuli in the »heavens« to the »earth«, had determined the horizons of the »Vagif school« in Azerbaijani poetry after the Fuzuli school. Salman Mumtaz (a victim of Stalin's repression in the 1930s), who systematized in his works the outcomes of the preceding research about Vagif in satirical poems, folk books, »Qarabagnamas«, giving it to the disposal of the future Vagif scholars, exposed that as much as the Javanshir's palace of his Karabakh Khanate appropriated the Vagif, Vagif still managed to master that palace.⁴ This was a specimen of creative mission carried by Vagif in the Azerbaijani Renaissance.

The Azerbaijani language, literature (and philological thinking), which reached its highest level of development with Fuzuli, started its own new era via the line of Khatai-Vagif. In the same years as Salman Mumtaz wrote his works, the poet-thinker Samad Vurgun, who deeply comprehended the identity and the national value of Vagif, wrote the noted drama »Vagif« about him. At the same time, using the expression »sweet language of Vagif« instead of the »the Azerbaijani language« in one of his poems, he ascertained the extent of modernity of the 18th century poet to the 20th century.

The National revival of Azerbaijani culture, which commenced at the beginning of the 16th century and lasted until the end of the 18th century, stimulated the

3 Nizami Jafarov, Molla Panah Vagif, Baku 2017, p. 7. [Cəfərov N., Molla Pənah Vəqif, Bakı 2017]

4 Ibid., p. 10.

restructuring of a) the Azerbaijani language (Azerbaijani Turkic), b) Azerbaijani literature and c) Azerbaijani art on a national basis. The Azerbaijani nation, which was formed over several centuries, was the output of that language, literature and art that received its ethnographic, social as well as political regulation from the Safavid state of Azerbaijan.

The 19th century brought at least two fundamental innovations to the history of both the Azerbaijani people and Azerbaijani culture. First the country which until now had been divided into khanates (small feudal states) was now divided into two parts merging with the territory of Russia and Iran – Northern and Southern Azerbaijan. The second was the gradual confrontation of Eastern and Western cultural trends in the country and the determination of the future destiny of the nation (and its culture). In the first half of the century, while the Vagif school continued to exist, a national satirical movement of thought characteristic for the entire century gradually arose. Its first signs were »həcv« (»hajv« – a type of satirical poem that is full of vulgar words) which did not represent serious literary phenomena as such. The rather serious consequences of that creative tendency developed along the lines of Kasim bey Zakir and Seyid Azim Shirvani, showing up in enlightenment activities. In general, Mirza Fatali Akhundzade is the greatest successor of intellectuals such as Abbasgul Agha Bakikhanov, Mirza Shafi Vazeh, and Mirza Kazim bey of the 19th century.

Academic Tofiq Hacıyev contends that he started our drama, brought our prose to a novel direction; for the first time he was involved in the theory of literary language, did language construction work such as spelling, orthoepy, punctuation, terminology. His conception and activity related to the alphabet went way beyond the scope of language construction, he covered the entire fields of education, pedagogy and culture of the people, displayed the unity of history and geography, became prominent as a talented philosopher, was the first »falcon bird« of our revolutionary thought, grew up as our first professional critic and literary critic; as a whole he directed our people towards the development of modern-advanced thought development.⁵

In addition to uniting the divided North and South of Azerbaijan in his creative thinking, Mirza Fatali attempted to eliminate the hesitations between the East and the West, and promoted the union of Eastern and Western cultural values in a country based on universal principles.

Despite resistance from Russia in the North and Iran in the South, language, literature and art were intact in Azerbaijan at the beginning of the 20th century, as throughout the 19th century. Both the romantic and realistic wings of the national press – both »Füyuzat« (»Fuyuzat«) and »Molla Nəsrəddin« (»Molla Nasraddin«) – spoke of one and the same nation. And the contradictions between romanticism and realism were nothing more than circumstances that arose within the same nation on the eve of revolutionary conversions. At the beginning of the 20th century, »the press, which is a mirror and translator of people's desires and wishes and socio-political struggle,

5 Tofiq Hacıyev, Selected works, vol. 1, part II, Baku 2017, p. 145. [Hacıyev T., Seçilmiş əsərləri, 1- ci cild, II hissə, Bakı 2017]

has never been in such close contact with literature as it is now. In the first quarter of the century, there was no outstanding Azerbaijani writer who was not directly connected with the press.⁶ Ali bey Huseynzade, Muhammad Hadi, Huseyn Javid and others gathered around ›Füyuzat‹, and Jalil Mamedkulizade, Mirza Alekper Sabir, Omar Faig Nemanzade, Ali Nazmi and others gathered around ›Molla Nəsrəddin‹. The ›Füyuzat‹ school wrote in the Istanbul dialect due to standing in a position of Turkism-Turanism, and the ›Molla Nəsrəddin‹ school wrote in the Azerbaijani language (Turkic) in as much as it is acting from its »local« position.

Sabir was one of the greatest wordsmiths at that time, whose rich satirical creativity fully illuminates the spiritual, social and political issues of Azerbaijani society, and by creating artistic portraits of human types from various walks of life, he was able to introduce them better to his readers. Azerbaijani literary scholars call Sabir »crying, laughing«; this means that the genius poet cried at the condition of his people with laughing, laughed with crying. In both cases, the goal was to rescue individuals from their situation. Sabir wrote with secret signatures to avoid persecution, he altered them often, and more than thirty of his signatures are known. The poet proudly said about himself: I look like an old mountain standing in the sea.

In terms of poetic technology, Sabir was the opposite of Fuzuli; the style of expression that Fuzuli utilized for lyrical-romantic purposes, Sabir turned into the »linguistic material« of satire. Consequently, the genius of Fuzuli had a significant influence on the formation of the satirical style of Sabir's personality. However, the horizons of Sabir's creativity are, of course, wider, and the idea – content – is extremely modern.

At the beginning of the 20th century, there is no doubt that theater is one of the areas closely related to Azerbaijani literature and language. Drama, which was spread in the country in the middle of the 19th century by Mirza Fatali, became an integral component of the national culture at the beginning of the next century due to the works of prominent playwrights such as Jalil Mammadguluzade, Nariman Narimanov, Abdurrahim bey Hagverdiyev, Huseyn Javid, and Uzeyir Hajibeyov. Significantly, at the same time a generation of talented directors and actors appeared and theater buildings were beginning to be built.

Introducing philology in schools, education laid the foundation for a certain enlivening of the old Azerbaijani school which ended with incomplete teaching of the Arabic and Persian languages. Azerbaijani teachers who graduated from the Gori teacher's seminary opened by the Russian Empire in the Caucasus created modern-style schools in various parts of the country and educational programs and textbooks were prepared. All of them promoted the national language, national literature, national spirituality, and in general all the values that constitute a nation in the eyes of a young generation.

The majority of writers and intellectuals of that time were, to one degree or another, teachers of their native language and literature. Among them Firidun bey Kocherli's place is exceptional. Born in Shusha (Karabakh), Firidun bey graduated from the Gori

6 Mir Jalal, F. Huseynov, Azerbaijani literature of the 20th century, Baku 2018, p. 19. [Mir Cəlal, Hüseynov F., XX əsr Azərbaycan ədəbiyyatı, Bakı 2018]

teachers' seminary, became a teacher for some time at the Yerevan gymnasium, and then worked at the Gori seminary. One of his merits was teaching, but another major virtue was the writing of the first fundamental history of Azerbaijani literature. Here can be found information about more than 120 literary personalities who wrote and created in Azerbaijani, Persian and Arabic. The work consists of a scientific-theoretical introduction, historical essays, along with articles about the life and creativity of artists. The author's extensive information about the classical Azerbaijani literature, deep scientific and theoretical knowledge, exquisite taste, particularly comprehensive knowledge of the secrets of poetry, are being felt on every page of the book. Valuable essays about such masters as Fizuli, Vagif, Zakir, M. F. Akhundov, and S. A. Shirvani give full reason to express this opinion.⁷ The work was published after the death of the great literary critic under the title >Historical materials of Azerbaijani literature<.⁸

With the establishment of the Azerbaijan People's Republic in the North of Azerbaijan (1918), an invigoration commenced in both the social, political and cultural life of the country. Turkic (the Azerbaijani language) was declared the state language, the problems of the nation were discussed in parliament in the native language, serious measures were taken for the education of the young generation, Baku State University was established ... Nonetheless, the international relations of that time and the claims of imperialism did not permit such a divided nation as Azerbaijan to achieve political independence. And therefore the North of the country joined Soviet Russia, and the South remained within the feudal Iran. Thus the same nation was forced to live in two politically and ideologically opposite environments, which was quite naturally considered as its historical tragedy.

Along with the serious pressures and aggressions that the Soviet government exerted on its unthinkable »building communism« projects and the Azerbaijani society in order to implement them, especially in the 1920s, the elimination of mass illiteracy, the expansion of the activities of the national press, the establishment of creative institutions as well as enterprises in many fields of social life succeeded. Representatives of the »old era« such as Huseyn Javid, Jalil Mammadguluzade, Abdurrahim bey Hagverdiyev, Abdulla Shaiq, Najaf bey Vazirov, Uzeyir Hajibeyov, Yusif Vazir Chamanzaminli, Ahmad Javad, and Jafar Jabbarli became a part of Soviet literature, while Samad Vurgun, Suleyman Rustam, Rasul Rza, Mehdi Huseyn, Ali Valiyev, Suleyman Rahimov, Mir Jalal, Mikayil Mushfig and others belonged to the young generation that directly represented literature of the »New Age«. »One of the main themes was criticism of the past, approval and promotion of the new.«⁹

7 Ibid., pp.552-553.

8 F. Kocherli, Historical materials of Azerbaijani literature. Baku 1925; I v., II v., 1926, new edition: F. Kocherli, Azerbaijani literature, Baku 1978, I v., II v., 1981. [Köçərli F., Azərbaycan ədəbiyyatı tarixi materialları, Bakı, I c., 1925; II c., 1926, yeni nəşri: Köçərli F. Azərbaycan ədəbiyyatı, Bakı, I c., 1978; II c., 1981]

9 First All-Union Turkological Congress (verbatim report), Baku 1926, p. 29. [рвый Всесоюзный тюркологический съезд (стенографический отчет), Баку – АССР 1926]

At the beginning of the 20th century some emerging contradictions with its peculiar elements in literature, for instance, the clash of inclination Azerbaijanism, Arab-Persianism, Turkism and Russian-Europeanism, were rapidly eliminated in the 1920s. However, instead of all of them, a confrontation between bourgeois literature and proletarian literature opened up in marxist-leninist (socialist) ideology. The Soviet authorities demanded more and more severely »national in form, socialist in content« works from the writers of all nations involved in the Soviet Union, which led to very cruel repressions against creative people in the 1930s.

The most crucial academic as well as philological event in the life of both Azerbaijan and the Turkic world as a whole in the 1920s was the holding of the First All-Union Turkic Congress in Baku. At the congress held from February 26 to March 5, 1926, 131 representatives widely discussed the most diverse (linguistic, literary, historical, artistic, etc.) issues of Turkology.¹⁰ Particular attention was given to such issues as the alphabet, spelling, terminology, literary language, linguistic relations, and language teaching, which had strict poetic significance during that period. The most real result of the congress was that the Arabic alphabet, which had been utilized by the Turkic languages for many centuries (but did not match the phonetic structure of these languages, which created serious difficulties and notably hindered the work of literacy building), was replaced by the Latin alphabet. It is interesting that according to the decision adopted on this issue, Azerbaijan's experience in switching to the Latin alphabet from the early 1920s was welcomed and it was recommended to spread it throughout the entire territory of the Soviet Union.¹¹ In general, the First Turkological Congress considerably raised the scientific and cultural standing of Azerbaijan in the Turkic world. Baku rapidly became a center where Turkological research was carried out and prominent Turkologists worked.

In the 1920s and 1930s the scholar who achieved the greatest success in the field of philology in Baku was originally from the Crimean Tatar – he was Professor Bekir Chobanzade. He received advanced Turkological education at Budapest University, worked in the Crimea, and from there was invited to Baku State University. The scholar who began his career in Baku with the publication of the book >Introduction to Turkic-Tatar Linguistics< (1924), wrote innumerable monographs and textbooks as well as articles devoted to both Azerbaijani and general Turkic philology¹²; he ensured high-level teaching of those fields at the university. Let us just recall that this great scholar who was shot as an »enemy of the people« in 1937 was followed by three great specialists who created and developed the foremost areas of Azerbaijani linguistics

10 First All-Union Turkological Congress (n. 9). [Ibid.]

11 A. Akhundov, The First Turkic Congress and the Modern Turkic World. – Materials of the International Scientific Conference dedicated to the 80th anniversary of the First Turkic Congress, Baku 2007, p. 12. [Axundov A., Birinci Türkołoji Qurultay və müasir Türk dünyası. – Birinci Türkołoji Qurultayın 80 illik yubileyinə həsr olunmuş Beynəlxalq Elmi Konfransın materialları, Bakı, 2007, səh. 6-14]

12 B. Chobanzade, Selected works, 5 vol., Baku 2007. [Çobanzadə B., Seçilmiş əsərləri, beş cildə, Bakı, 2007]

(dialectology, history of language and modern language): academician Mamedaga Shiraliyev, corresponding member Abdulazal Demirchizade and professor Mukhtar Huseynzade. And the successes of Azerbaijani linguistics in the 1950s and 1960s are associated with the names of these scholars as well as with their direct students.

In spite of rising aggressiveness of the »Red Terror« of the 1930s the ban on: a) Turkism, b) Islam, and c) modernity, universality, – which were an integral component of the ideology of Azerbaijanism that was established at the beginning of the 20th century, Azerbaijani poetry, prose and drama demonstrated a crucial creation success. For instance, in the poetry of Samed Vurgun, the greatest master of words of that time, Azerbaijani fanaticism, patriotism and national feelings were stronger; nevertheless, the genius poet abandoned his »Turkic roots« for the sake of »Soviet internationalism«: »Why does the principal character of our poem sometimes come from Iran, sometimes from Turan? But where is the existence of my country? The epic written by a great poet sometimes comes from Iran, sometimes from Turan ...« When Samad Vurgun says »great poet«, he means Huseyn Javid, who gets his themes from the »depths of history«, and called him to write about modern issues and the construction of socialism.

In the philology of the time, the Turkicness, the Muslimness and Azerbaijanism, missing modernity (universality), were the leading methodological trend not only in the artistic creativity, but also in the works of academic-theoretical analysis (in linguistics, literary criticism, art criticism, etc.). Only since the 1970s and 1980s, in the Soviet Union as a whole as well as in Azerbaijan, certain dissident tendencies against the official state ideology arose which gradually became the norm, and Soviet ideology was, along with the Soviet Union, forced to leave the stage of history.

Although certain successes were gained in the development of the national language, literature, and academic-philological thinking in the North of Azerbaijan since the middle of the 20th century, the decline of literature alongside the literary language took place in the South. After a long break, as a result of idea-aesthetic awakening, the poetry of Mohammad Huseyn Shahriyar, which aroused wide interest in both the South and the North, particularly his poem »Hail to Heydar Baba«, on the one hand, manifested the strength of the ethnic-ethnographic energy of literature and on the other hand, the weakening of literary normativity in the language. However, since the 1980s the revival of literary life, the increase in the publication of Azerbaijani books, bulk-magazines, newspapers and the regular publication of the »Varliq« magazine under the leadership of southern intellectuals like Dr. Javad Heyat characterized serious progress. Not only the absence of higher and even secondary specialized educational institutions in the Azerbaijan language, but also the neglect of the national rights of languages other than the Persian, and the national rights of other peoples than the Persians is still going on.¹³

13 N. Jafarov, *Literary language of Southern Azerbaijan: norms, styles*, Baku 1990. [Cəfərov N., Cənubi Azərbaycanca ədəbi dil: normalar, üslublar, Bakı 1990]

Back in the 1970s and 1980s the »nationalist« communist Heydar Aliyev, who ruled the Azerbaijan Soviet Socialist Republic (let's remind you that in the early 1920s the leader of the Azerbaijan Republic, the prominent writer Nariman Narimanov, also belonged to the same political party), keeping within the framework of the opportunities provided by Moscow and following every possible diplomacy, consistently had fought against restrictions of the rights of the Azerbaijani language, literature, and art in the republic. After Azerbaijan became an independent state in the early 1990s, the same struggle of the national leader Heydar Aliyev took a wider scale¹⁴ and laid the foundation for a new period in the intellectual, cultural and spiritual development of the people.

In the evolution of Azerbaijani philology, in a certain sense its renaissance, the 21st century is characterized mainly by the fact that 1) the national-aesthetic process had returned to its own way of native Azerbaijani ideology; 2) the Azerbaijani language is restoring its connections with the Turkic languages, it is in direct contact with international languages, notably English, and its rights as the state language of the Republic of Azerbaijan are protected; 3) Azerbaijani literature, as a part of both Turkic and world literature, demonstrates a sufficient range of creative abilities; 4) the ideological restrictions imposed on academic and philological research in Azerbaijan during the »Soviet era« have disappeared, therefore a) the common Turkic roots and context of language and literature are being intensively studied; b) artistic and aesthetic creativity related to muslimness is involved in the research (for example, sufism, eulogy literature, etc.); c) as the literary process is open for the most divergent trends, schools, as well as individual stylistic quests, there are no obstacles for their academic and theoretical analysis and assesment either.

(Prof. Dr. Nizami Jafarov, Universität ADA, Ahmadbey Aghaoghlu str. 61, Baku, AZ 1008, Azerbaidshan)

14 N. Jafarov, Heydar Aliyev: language, literature and art, Baku 2023. [Cafarov N., Heydar Aliyev: dil, adbiyyat v incasnt, Baku 2023]

Le «Classique des Odes» [ou encore: «Canon» / «Classique» / «Livre des Poèmes»] («Shijing» 詩經)¹ est l'un des «cinq classiques» qui ont formé le socle de la sensibilité, de l'enseignement et du système mandarinal chinois pendant deux millénaires.² Leur lecture, leur mémorisation et leur exégèse intervenaient très tôt dans le parcours éducatif. Les façons de se rapporter à la nature, aux ancêtres, au Ciel, aux communautés villageoises et aux princes que ces textes poétiques anciens laissaient entrevoir ont marqué de leur sceau l'éthos esthétique et philosophique des penseurs et des écrivains de langue chinoise.

Totalisant 305 poèmes et un peu moins de trente mille caractères, le recueil regroupe (a) des chants populaires (*feng* 風) regroupés par régions d'origine,³ (b) des odes de Cour (*ya* 雅),⁴ et (c) des odes de nature rituelle et religieuse (*song* 頌),⁵ tous suivant des règles prosodiques strictes. Les procédés stylistiques employés (narration : *fu* 賦,⁶ analogie : *bi* 比 ; évocation d'un objet de la nature ouvrant vers un sens élargi : *xing* 興⁷) fondent les principes de la stylistique chinoise ; ils seront largement utilisés et commentés au cours des époques ultérieures (j'en reprendrai l'analyse dans notre quatrième partie). Les textes regroupés sont antérieurs au VIIe siècle AEC, même s'ils

- 1 On peut traduire aussi «Classique des poèmes». Le terme «Odes» a l'avantage d'évoquer que le fait que ces poèmes étaient chantés et accompagnés de musique, encore que cet aspect des choses nous reste assez largement inconnu (voir Partie 4) et que la nature comme la complexité de la performance devaient varier fortement d'un genre et d'un contexte à l'autre. Le caractère *shi* 詩 renvoie à une parole ou à un discours qui serait émis dans un contexte rituel (le point n'est pas entièrement acquis, et il peut s'agir plus généralement d'une parole «normée» ou qui fasse mémoire). L'usage du terme se précise au fil du temps. Dans la littérature ancienne, le caractère est utilisé seul, et il désigne souvent le recueil des «Odes» déjà constitué. L'ajout du caractère *jing* 經 est une conséquence de la canonisation étatique du recueil. Voir notamment Shih-hsiang Ch'en, *The Shih-ching: Its Generic Significance in Chinese Literary History and Poetics*, dans : *Studies in Chinese Literary Genres*, éd. par Cyril Birch, Berkeley 1974, p. 8-41.
- 2 Les quatre autres sont le «Classique des Mutations», le «Classique des Documents», les «Annales des Printemps et Automnes», et le «Classique des Rites».
- 3 160 Odes, groupées selon 15 royaumes / principautés, correspondant à l'ensemble du territoire couvert par la dynastie des Zhou de l'Ouest (1045-771 ACE).
- 4 Ces Odes de cour sont divisées en «Petites Odes» (74) et «Grandes Odes» (31), ces dernières centrées sur le triomphe des Zhou sur les Shang (sur la façon antique de comprendre la distinction entre petites et grandes odes, voir 6.1).
- 5 Pour un total de 40 odes, lesquelles renvoient souvent à des activités sacrificielles. La différence entre *ya* et *song* revient à celle à observer entre chants exécutés à la cour et ceux exécutés dans le temple ancestral.
- 6 La narration n'est pas un genre séparé de celui de la description, cela parce qu'elle n'est pas conduite pour elle-même mais pour «éveiller les sentiments», insistent plusieurs commentaires ultérieurs.
- 7 On traduit parfois ce dernier terme par «métaphore». Nous verrons plus avant pourquoi il vaut probablement mieux s'abstenir de faire usage de cette traduction.

peuvent avoir fait l'objet d'amendements éditoriaux par la suite. Ils sont cités dans les classiques ultérieurs avec une fréquence remarquable.⁸

Dans cette contribution j'esquisserai certains des « usages » qui ont gouverné la lecture des < Odes >,⁹ et je procéderai de façon thématique plutôt que chronologique. La première partie retrace les lignes d'interprétation du recueil suggérées par leur exégète autorisé, le Confucius des < Analectes > ; bonne part de cet héritage sera systématisée par les commentaires officiels ultérieurs, mais on peut découvrir aussi en Confucius un lecteur plu moderne et plus surprenant qu'on ne l'imagine habituellement. La deuxième partie nous transporte au début du vingtième siècle lorsque les < Odes > sont lues par Marcel Granet en fonction de leur *contexte rituel* et du rôle qu'elles y reçoivent, en insérant la lecture dans la découverte ou la redécouverte de la « littérature orale » – approche des plus innovantes mais dont certains présupposés restent sujets à débats. La troisième partie élargit l'approche de Granet et montre comment les < Odes > peuvent être abordées comme un *document ethnographique*, et particulièrement d'ethnographie religieuse. La quatrième partie évoque certaines des lectures qui ont trouvé dans les < Odes > une *norme esthétique*, dans la Chine classique d'abord, au début de l'histoire de leur transmission en d'autres langues ensuite. La cinquième partie prolonge cette analyse en portant l'accent sur la mise à jour de la *rhétorique structurelle* propre aux < Odes >, une tâche initiée dans la première moitié du 20^{ème} siècle. Enfin, la dernière partie fait un retour à Confucius, non pas celui des < Analectes >, mais celui de l'auteur-fonction associé à un texte excavé durant les dernières décennies, texte par lequel sera relancée la question de *l'intention* à attacher à la lecture des < Odes >.

1. Un recueil très tôt encadré par des règles d'interprétation

La tradition voit en Confucius le compilateur du recueil des < Odes >¹⁰ ainsi que des autres textes canoniques antérieurs à son époque.¹¹ Dans le même mouvement, elle l'établit comme régulateur de leur lecture. Et, de fait, dans les < Analectes > (lesquelles nous transmettent très vraisemblablement quelque écho des *ipsissima verba* du Maître), Confucius rappelle avec insistance les bénéfices tirés de l'étude des < Odes > :

8 Nombreuses citations dans ces textes fondateurs que sont le < Zuozhuan >, le < Mengzi >, le < Xunzi >, le < Liji >, le < Lüshi chunqiu > et le < Huainanzi > notamment. Voir Man-jong Ou, Citations of the Shijing in Early Chinese Texts: An Analysis with three Examples, MPhil thesis, London 1995. Il faut noter aussi l'omniprésence des références aux < Odes > dans le < Shuowen jiezi > 說文解字, une œuvre lexicographique de référence rédigée par Xu Shen 許慎 (58-147).

9 Je parlerai des < Odes > pour désigner l'ensemble du poème et écrirai « ode » pour référer à un poème en particulier.

10 L'historien Sima Qian rapporte la tradition selon laquelle il aurait sélectionné environ 300 poèmes d'un ensemble qui en comportait à l'origine aux alentours de 3000.

11 Les parties I à III de cette contribution s'appuient partiellement sur les pages 41 à 46 de mon ouvrage < Comment lire les classiques chinois ? >, Paris 2022. En mêmes temps, elles en précisent plusieurs éléments et y apportent de nombreux compléments.

Mes enfants, pourquoi donc n'étudiez-vous pas les Odes ? On y trouve de quoi éveiller l'esprit (*xing* 興), de quoi observer (*guan* 觀), de quoi apprendre à socialiser (*qun* 群), de quoi exprimer nos griefs (*yuan* 怨). Au domestique, elles aident à servir nos parents, hors de chez soi à servir le prince. De plus, on y apprend quantité de noms de bêtes et de plantes¹².

(< Analectes > 17.9.)¹³

小子！何莫學夫詩？詩，可以興，可以觀，可以群，可以怨。邇之事父，遠之事君。多識於鳥獸草木之名。

Les < Odes > sont instrument d'éveil à la réflexion, à l'observation, à la socialisation, au sens du devoir, d'un côté, et répertoire par lequel apprendre à exprimer ses sentiments et à maîtriser la nomenclature des choses, de l'autre ...¹⁴ C'est dire aussi que Confucius présente l'enseignement délivré par les < Odes > comme *élémentaire*, avec la pluralité des sens que le terme recouvre :

« On s'éveille (*xing* 興) par les Odes, on s'affermir (*li* 立) grâce au rite, on s'accomplit (*cheng* 成) dans la musique. »¹⁵

(< Analectes > 8.8.)

興於詩，立於禮。成於樂。

1.1 How to do things with thoughts

En même temps, Confucius suggère déjà des interprétations du texte très éloignées du climat que presque spontanément suggèrent ces chants :

« Le sens profond des trois cents poèmes des Odes tient dans ce seul vers : < Rien d'oblique dans [ses] pensées >. »

(< Analectes > 2.2.)

詩三百，一言以蔽之，曰『思無邪』。

J'ai modifié sur un point la traduction de Jean Levi, que j'utilise pour ce fragment : le vers cité par Confucius provient de l'ode 297 (*Jiong* 駒), laquelle met en scène un

- 12 Apprendre un nom n'est pas simple affaire d'écolier. La maîtrise du nom d'une chose signifie celle de la puissance à l'œuvre dans la chose d'elle-même. Les bêtes et plantes nommées dans les < Odes > sont souvent revêtues d'une signification religieuse ou magique.
- 13 Ma traduction. (Par la suite, lorsqu'aucune autre ne sera indiquée, la traduction sera mienne.)
- 14 Confucius émet de nouveau l'idée que l'étude des < Odes > est indispensable pour savoir s'exprimer dans une admonition qu'il adresse à son fils (< Analectes > 16.13). Un autre propos attribué au Maître témoigne de la coutume de citer les < Odes > au cours des argumentations publiques, à caractère politique ou diplomatique (< Analectes > 13.5). Cette manière de citer, dont témoigne par exemple le < Zuozhuan > chronique historique ancienne qui interrompt son récit vers l'époque de Confucius, s'appliquait tout spécialement au < Shijing > : il fut assez vite résumé par l'adage « couper le passage pour en extirper un sens [*duanzhan quyì* 斷章取義] », c'est-à-dire : citer hors contexte, pour appuyer les fins poursuivies par l'orateur.
- 15 Traduction de Jean Levi dans : Les Deux Arbres de la Voie, II, Les Entretiens de Confucius, Paris 2018.

prince dont la pensée est dirigée vers l'élevage et la conduite de ses chevaux. Si le terme « torve » choisi par Levi a le mérite de mettre en valeur la connotation morale attachée à *xi* 邪, la traduction par celui d'« oblique » (proposé par la version du jésuite Séraphin Couvreur (1835-1919) et que j'ai adopté ici) a ses avantages : c'est la direction inflexible des pensées du prince qui conduit les chevaux à – littéralement – « marcher droit ». ¹⁶ Le fil interprétatif conducteur choisi par Confucius parle bien d'une « rectitude », mais d'une rectitude tendue vers un but. Aussi peut-on trouver dans la connexion que le poème établit entre la marche des chevaux et la rectitude des pensées du prince l'expression de l'idéal de *performativité* décelée par Marcel Granet (1884-1940) dans les < Odes > (voir plus bas). ¹⁷ Si tel est bien le cas, alors la clé interprétative suggérée par Confucius dit mieux et davantage sur les < Odes > qu'il n'est habituellement reconnu ; elle établit une ferme relation entre la rectitude du « désir en acte » et la marche des affaires sociales et cosmiques. Qui plus est, elle implique que la performativité naît d'un ordre analogique inscrit dans la nature même des choses.

Donnons ici le texte entier de l'Ode 297 dans la traduction qu'en offre Séraphin Couvreur en 1896 (une édition souvent reproduite par la suite, et encore largement utilisée de nos jours) ; Sa prolixité se révèle ici secourable :

1. Des chevaux grands et gras sont dans les plaines près des frontières. Parmi ces chevaux grands et gras, les uns sont noirs et ont les cuisses blanches, les autres sont jaune pâle ; d'autres sont noirs, d'autres sont jaunes. Pour traîner les voitures ils sont excellents. Les pensées du prince ont une étendue sans limite ; il pense aux chevaux, et les chevaux sont bons.

2. Des chevaux grands et gras sont dans les plaines près des frontières. Parmi ces chevaux grands et gras, les uns sont gris-blanc, les autres sont jaune blanc ; d'autres sont roux, d'autres sont noir pâle. Pour traîner les voitures ils ont de la force. Les pensées du prince ont une étendue sans limite ; il pense aux chevaux, et les chevaux sont forts.

3. Des chevaux grands et gras sont dans les plaines près des frontières. Parmi ces chevaux grands et gras, les uns sont noir pâle et comme couverts d'écailles, les autres ont le corps blanc et la crinière noire ; d'autres ont le corps roux et la crinière noire, d'autres ont le corps noir et la crinière blanche. Attelés aux voitures, ils marchent sans relâche. L'esprit du prince ne se lasse jamais ; il pense aux chevaux, et les chevaux s'élancent.

16 Bien évidemment, « torve » désigne d'abord un regard ou une tête en oblique, et la différence notée ici n'a à voir qu'avec les connotations prises peu à peu par les deux termes.

17 Il est parfois affirmé que le sens du caractère *si* 思 dans cette ode n'est pas « penser » : il s'agirait d'un équivalent graphique de *xi* 兮, simple terme auxiliaire à valeur exclamative – et de fait cet usage est fréquent dans les < Odes >. Néanmoins les emplacements et la fréquence du terme dans cette ode rendent l'affirmation sujette à caution. Surtout, très clairement Confucius lui-même ici donne à *si* 思 le sens de « penser ». On retrouve ce sens dans un contexte comparable dans le < Kongzi shilun > (voir 6.2), et là aussi il est clairement marqué, lourds de sens.

4. Des chevaux grands et gras sont dans les plaines près des frontières. Parmi ces chevaux grands et gras, les uns sont gris, les autres sont blanc roux ; d'autres ont de longs poils blancs sur les jambes, d'autres ont les yeux blancs comme les poissons. Pour traîner les voitures ils sont robustes. Les pensées du prince n'ont rien d'oblique ; il pense aux chevaux, et les chevaux marchent.¹⁸

駟駟牡馬、在坰之野。
薄言駟者、有騶有皇、
有驪有黃、以車彭彭。
思無疆、思馬斯臧。

駟駟牡馬、在坰之野。
薄言駟者、有騶有駟、
有騂有騏、以車任任。
思無期、思馬斯才。

駟駟牡馬、在坰之野。
薄言駟者、有驪有駱、
有騶有雒、以車繹繹。
思無斁、思馬斯作。

駟駟牡馬、在坰之野。
薄言駟者、有駟有馵、
有驪有魚、以車祛祛。
思無邪、思馬斯徂。

La réduction effectuée par Confucius – la condensation du recueil entier en un seul vers ! – correspond à un principe herméneutique que nous verrons être appliqué aussi à chaque poème et groupe de poèmes (voir 6.2). Il est prudent de maintenir une distinction entre ce principe de condensation et l'usage politique ou diplomatique de citations isolées des <Odes> à fins stratégiques et intéressées, usage déjà mentionné en note 14. Notons que, quelques générations plus tard, Mencius (372-289 AEC) témoigne d'une prudence herméneutique bien supérieure à celle de son prédécesseur lorsqu'il déclare :

Qui argumente sur la base des Odes ne devrait pas utiliser le mot contre la phrase, ni la phrase contre l'intention. Au travers du sens¹⁹, on reviendra à l'intention (originelle), et on y accédera.

(<Mencius>, 5A4.)

說《詩》者，不以文害辭，不以辭害志。以意逆志，是為得之。

18 Séraphin Couvreur, *Cheu King*, Taichung 1967 [1896], p. 445-447. Couvreur ne marque pas la versification, et je respecte son parti-pris dans les deux cas (dont celui-ci) où j'emprunte à sa traduction. Une traduction plus sensible à la poétique des <Odes> est offerte par Arthur Waley, *The Book of Songs: The Ancient Chinese Classic of Poetry*, New York 1960 [cette édition, réalisée par J. R. Allen, réorganise et complète la version originale de 1937].

19 Comprendre : au travers du sens général du passage.

1.2 Entre philosophie morale et moralisation

L'hypothèse par moi avancée selon laquelle Confucius aurait discerné dans les <Odes> la force performative à prêter à la pensée comme au poème qui l'exprime reste hasardeuse. Un passage célèbre des <Analectes> semble bien lire les <Odes> d'abord en termes de philosophie morale :

Zixia demanda un jour au Maître : « Les jolies fossettes de son sourire aimable, l'œil brillant entre blanc et noir : des broderies sur le support de la soie ». Que peuvent bien vouloir dire ces vers ? ». « D'abord un support, et ensuite on brode », répondit-il. « Alors, les rites viennent après ? » « Ah, s'exclama Confucius, en voilà un qui a bien compris mon propos. On peut commencer à parler des <Odes> avec lui ! »

(<Analectes> 3.8.)

子夏問曰：「『巧笑倩兮，美目盼兮，素以爲絢兮。』何謂也？」子曰：「繪事後素。」曰：「禮後乎？」子曰：「起予者商也！始可與言詩已矣。」

Zixia cite d'abord deux vers de l'ode 57 (<Shuoren> 碩人), laquelle évoque la beauté de la fiancée d'un prince dans le temps qu'elle arrive à la cour de son futur époux, et il y ajoute un troisième dont la source nous est inconnue. Le visage non apprêté de la jeune fille correspondrait dans cette lecture au « naturel » que vont rehausser l'art du maquillage et la façon de se comporter, de la même manière que les rites parachèvent et rendent opératoire la sociabilité, l'empathie (*ren* 仁) déjà inscrite dans la nature humaine. Le poème fournit matière à philosopher. La leçon livrée par cette interprétation est loin d'être triviale, la lecture du poème illustrant quelques thèses fondatrices, suggérées dans les <Analectes>, développées à loisir dans le <Mencius> : le rituel n'est pas simple artifice ; la maîtrise des propriétés rituelles implique de travailler à partir d'un « fonds d'humanité » qu'on trouve en chacun ; en même temps, sans ce travail sur l'extérieur qu'est l'apprentissage rituel, les possibilités inscrites dans ce « fonds commun » s'étiolent irrémédiablement.

D'autres passages des <Analectes> réduisent la portée du commentaire, et témoignent d'un parti-pris d'aborder les <Odes> en termes, d'une part, d'enseignement moral réduit à quelques principes élémentaires, d'autre part (et complémentaiement) de jugement politique – blâme ou louange – rendu en forme poétique.²⁰ La moralisation politique des <Odes> sera officialisée et même canonisée dans l'édition et le commentaire qu'en établiront Mao Heng 毛亨 et son fils Mao Chang 毛萇 durant la dynastie des Han antérieurs (206 AEC. – 9),²¹ édition devenue peu à peu définitive, et à partir de laquelle les <Odes> deviendront matière à enseignement et à examen. Cette édition-commentaire et les « petites préfaces » coiffant chacun des poèmes²² qu'elle comprend effaceront

20 <Analectes> 1.15; 13.5.

21 Le <Maoshi guxun zhuan> 毛詩故訓傳, ou <Mao zhuan> 毛傳. Il a été complété ensuite par quelques importants sous-commentaires.

22 La préface accompagnant le premier poème du recueil est appelée « Grande préface [*daxu* 大序] ». On notera qu'elle rejoint d'une certaine façon l'interprétation « performative » de l'adage confucéen que j'ai

de la mémoire collective les trois autres versions du texte que l'on connaissait encore au début de la dynastie Han et dont nous n'avons désormais que témoignages fragmentaires.²³ Très largement consultés jusqu'à aujourd'hui, la traduction et les commentaires lapidaires de Couvreur suivent encore cette ligne confucéenne orthodoxe, et ils le font avec raison en cela qu'ils souhaitent transmettre vers le public occidental la tradition chinoise dominante. Couvreur écrit :

Cette traduction [...] a pour but de faire connaître l'enseignement donné dans les écoles. Elle est basée sur l'explication complète du <Cheu king> qui est entre les mains de tous les étudiants : <Le Cheu king pei tcheu> 詩經備旨, publié pour la première fois en 1763, renferme le commentaire de Tchou Hi 朱熹 et la paraphrase de Tcheou Cheng Me 鄒聖【1692年—1762】, surnommé Ou Kang 梧岡.

Parmi les ouvrages consultés, deux méritent une mention spéciale. Ce sont le <Recueil d'explications traditionnelles sur le <Cheu king> 欽定詩經傳說彙纂, composé par ordre de K'ang hi 康熙 et publié sous le règne de son successeur en 1727, et le <Cheu king> de Mao Tch'ang 毛萇 annoté et expliqué, qui fait partie de la collection des treize livres classiques éditée par ordre de K'ien Ioung 乾隆 en 1747.

Le <Cheu king> de K'ang hi donne d'abord le texte et les explications de Tchou Hi, puis les remarques de différents auteurs. Les compilateurs impériaux ajoutent souvent un appendice, et enfin l'exposé de leurs propres opinions, qu'ils ont soin d'appuyer, quand ils le peuvent, sur le commentaire Siu 序 attribué à Tzeu Hia 子夏, disciple de Confucius, et à Mao Tch'ang, lettré du deuxième siècle avant notre ère.

Les idées de Tchou Hi y sont plus d'une fois combattues. Elles ne sont donc pas tellement imposées qu'il ne soit jamais permis de s'en écarter. Les divergences sur les points importants sont notées dans le <Cheu king pei tcheu> en tête des pages, avec le titre Jugement de la commission impériale, et mises sous les yeux de tous les maîtres et de leurs élèves, comme un supplément ou un correctif autorisé et en quelque sorte officiel.

Le <Cheu king> de K'ien Ioung ne donne pas l'explication de Tchou Hi, mais celle de l'ancienne école, qui est souvent en désaccord avec la nouvelle. Outre le texte classique, il contient le commentaire SIU de Tzeu hia et de Mao Tch'ang, les explications Tsien de Tch'eng K'ang Tch'eng 鄭康成 (127-200 après J. C.), la paraphrase Chou 疏 de K'oung Ing Ta 孔穎達, descendant de Confucius (574-648) beaucoup de citations tirées des écrits de Wang Siu 王秀, qui vivait vers l'an 240, et d'autres savants très anciens.

suggéré plus haut puisqu'il y est écrit que la poésie détient un pouvoir transformatif, tel celui du vent soufflant sur les herbes. L'interprétation du passage reste difficile, et l'accent porte sur la transformation morale effectuée par des paroles d'admonition, pour autant que ces dernières soient exprimées avec les propriétés requises.

- 23 Sur les traces mémorielles des versions alternatives des <Odes> dans la Chine médiévale, voir Martin Kern, Beyond the <Mao Odes>: Shijing Reception in Early Medieval China, dans : Journal of the American Oriental Society 127, N°2, 2007, p. 131-142.

Les lettrés de la dynastie actuelle ont aussi publié une volumineuse collection de commentaires sur les classiques. On y remarque une tendance très prononcée à contredire et à réfuter Tchou Hi.

Malgré cette opposition persistante, le célèbre commentateur tient encore la première place dans les écoles, et pour cette raison, nous avons suivi son interprétation le plus fidèlement possible.²⁴

Malgré les divergences entre commentateurs que relève Couvreur, les diverses interprétations qu'il consulte (et qui déterminent lourdement ses choix de traduction) sont toutes de nature, ou bien philosophico-moralisante, ou bien philologique, et, prises ensemble, elles ne quittent jamais le registre d'une lecture essentiellement analogique des poèmes. Dans le choix qu'il effectue, Couvreur reste étrangement actuel puisque son point de vue n'est pas sans rappeler le parti-pris choisi par des sinologues contemporains éminents : on ne saurait lire les <Odes> en dehors de leurs commentateurs. L'intention est néanmoins différente : Couvreur fait preuve de conservatisme interprétatif et aussi politique ; Martin Kern et certains de ses épigones paraissent parfois soucieux de préserver l'intégrité du pré-carré sinologique et d'interdire au profane tout accès « «immédiat» » à un texte chinois, quand même ce dernier serait de nature poétique.²⁵ Encore aujourd'hui, les <Odes> restent enjeu de pouvoir.²⁶

1.3 *Zhu Xi : de l'auteur au lecteur*

Dans le paragraphe cité à l'instant, Couvreur marque les divergences entre l'interprétation la plus traditionnelle (dont il souligne la continuité jusqu'à son époque) et celle livrée par le grand penseur confucéen Zhu Xi 朱熹 (1130-1200), auteur d'une <Collection de commentaires sur les Odes> (<Shi jizhuan> 詩集傳). Le prestige posthume de Zhu Xi aurait dû assurer à sa lecture des <Odes> une autorité tout aussi incontestable qu'à celle réservée à ses interprétations des autres Classiques. D'où viennent donc l'écart et les réserves dont Couvreur se fait le témoin sans mentionner les raisons de cet état de fait ?

24 Couvreur (note 18), p. I.

25 Cette remarque ne retranche rien à l'immense érudition déployée par les chercheurs auxquels il est fait ici allusion. Outre l'étude mentionnée plus haut, voir les contributions suivantes de Martin Kern: «Xi shuai» 蟋蟀 («Cricket») and its Consequences: Issues in Early Chinese Poetry and Textual Studies, dans : Early China 42, 2019, p. 39-74; The <Odes> in Excavated Manuscripts, dans : Text and Ritual in Early China, éd. par Martin Kern, Seattle 2005, p. 149-193; Excavated Manuscripts and Their Socratic Pleasures: Newly Discovered Challenges in Reading the «Airs of the States», dans : Asiatisches Studien/Études Asiatiques 61, N° 3, 2007, p. 775-793.

26 Précision suscitée par cette dernière remarque : dans cet article, je n'aborde pas l'utilisation faite des <Odes> par les tentatives actuelles de reconstituer une variante ou une autre du confucianisme politique. On peut se référer aux enregistrements qu'on trouvera sur YouTube, par exemple : Chinese Confucian ritual 雅乐 song with «Shi Jing» text: «Nan Shan You Tai» 《南山有台》, <https://www.youtube.com/watch?v=hHe8RBHE8Pg>, consulté le 6 août 2024.

L'interprétation offerte par le <Mao zhuan> et ses continuateurs reconnaît le caractère « lascif » (*yin* 淫) de nombre des <Airs des Royaumes> (*feng*), ce pour l'imputer non pas au poète mais au personnage historique auquel chacune de ces odes ferait allusion : le poète n'est donc pas le locuteur, il est celui qui, en prêtant une voix à un personnage, décerne indirectement un éloge ou (pour les textes à connotation lascive) un blâme – un *jugement* dans tous les cas. La version définitive du commentaire offert par Zhu Xi (version qu'il n'établit qu'au terme de long processus de réflexion) prend un tout autre parti : notre penseur isole un corpus d'« odes lascives » (*yinben zhi shi* 淫奔之詩) et reconnaît en leur expression les sentiments même du poète (« le poème dit le sentiment » *shi yan qing* 詩言情). Certaines odes auraient donc bien été écrites par des « personnes lascives [*yinbenzhe* 淫奔者] »... Ce constat oblige Zhu Xi à changer l'interprétation traditionnelle de l'adage confucéen déjà mentionné : le fragment « Rien d'oblique dans la pensée [*si wu xie* 思無邪] » (<Analectes> 2.2) ne désigne plus le principe qui aurait régi la sélection des poèmes par Confucius (toute ode choisie par le compilateur serait alors nécessairement morale), comme le voulait la tradition Mao. L'adage s'applique plutôt à l'intention du lecteur : même les odes de caractère lascif doivent être lues avec une intention droite. Si nombre des remarques ponctuelles émises par Zhu Xi (lecteur émérite s'il en est) furent intégrées par les commentaires ultérieurs, le principe énoncé à l'instant continua à susciter une gêne certaine, parce qu'il affectait le statut même du texte classique.²⁷ L'identification faite par Zhu Xi d'un corpus d'« odes lascives » n'allait s'imposer que vers l'époque du mouvement du 4 mai 1919.

Achim Mittag a très heureusement associé la révolution herméneutique opérée par Zhu Xi à la redécouverte de la dimension musicale des <Odes> qui s'opère vers l'époque du même commentateur.²⁸ Les érudits d'alors tentaient de remonter jusqu'à la « musique ancienne [*gu yue* 古樂] » tout en étant conduits à constater et déplorer les très étroites limites de pareille entreprise. L'étude des <Odes> au travers de leur histoire musicale conduisait à une « objectivation » du texte, envisagé uniquement au travers du « son (*sheng* 聲) » qui originairement le portait,²⁹ et ce même texte se trouvait alors radicalement séparé des leçons morales qu'il était censé comporter. L'exégèse des <Odes> finissait donc par être divisée en deux courants s'ignorant l'un l'autre : lecture moralisante ; lecture objectivante. On peut comprendre l'apport de Zhu Xi comme une tentative de tirer les conséquences de la recherche historico-musicale de son époque tout en continuant à faire des <Odes> un « classique », un vecteur d'édification – mais l'édification personnelle et sociale était désormais guidée par l'intention du lecteur et non pas par celle de l'auteur supposé.

27 Sur la réception du commentaire des <Odes> par Zhu Xi, voir Zhao Junjun, *Zhu Xi's (1130-1200) Studies of the Odes Revisited: The Early Reception of Shi jizhuan from the Twelfth to the Fifteenth Century, With a Focus on Zhu Xi's Concept of the «Lascivious Odes»*, thèse doctorale, Erlangen-Nürnberg 2022.

28 Achim Mittag, *Change in Shijing Exegesis: Some Notes on the Rediscovery of the Musical Aspect of the <Odes> in the Song Period*, dans : *T'oung Pao* 79, N° 4/5, 1993, p. 197-224.

29 Dans pareille vision, originairement le texte accompagnait la musique, plutôt que la musique le texte.

2. *Ritualité, performativité, oralité*

Dans sa thèse de doctorat soutenue en 1920, Marcel Granet développa des questions radicalement différentes de celles qui agitaient les Lettrés chinois. Pour lui, les fonctionnaires-lettrés de la Chine ancienne avaient entrepris de moraliser à l'extrême des chants populaires entonnés lors des deux rassemblements annuels (printemps et automne) de communautés locales ou familiales vivant le reste du temps assez isolées les unes des autres,³⁰ et cela d'abord parce que ces rassemblements avaient un caractère rituel – mais d'un rituel peu conforme aux attentes des réformateurs attachés au renforcement de l'autorité et du décorum étatiques. De ce fait, la moralisation des <Odes> participait de celle du rituel dans son ensemble comme de l'affermissement d'une autorité régulatrice.³¹ « Le <Che King> est devenu un livre scolaire et comme un manuel de morale à l'usage des jeunes gens ; les chansons d'amour elles-mêmes, à condition de ne pas les séparer de leur interprétation allégorique, contribuent à rendre la jeunesse vertueuse. »³²

2.1 *La poésie rituelle comme jeu efficace et vivifiant*

En contraste, Granet choisit de traiter des <Odes> comme d'« un document propre à l'étude des croyances qui inspiraient l'ancien rituel saisonnier des Chinois ». ³³ Au printemps, par le biais de la joute entre les sexes, « se restaurait l'Alliance qui unissait différents groupes locaux en une communauté traditionnelle ». ³⁴ La lecture de ces poèmes nous convainc que les célébrants voient les rites dont les <Odes> sont partie prenante dotés d'une efficacité. « Ils possèdent l'entière efficacité et la jeunesse sans cesse renaissante des jeux et des rites. [...] C'est cette danse et c'est ce chant qui, faisant tout ensemble s'accoupler les perdrix et, autant qu'il convient, grossir la crue saisonnière, réussiront à faire apparaître tous les signes du printemps. » ³⁵ Pour faire usage d'un vocabulaire qui n'était pas celui de Granet, on dira que le rituel, par ce qu'il fait et par ce qu'il chante, est performatif.

Dans l'examen de la terminologie et des images déployées par des textes que les sinologues lisaient trop rapidement comme des tableaux de souleries familiales, Granet a su retrouver l'élan et les séquences du jeu sacré : « renverser les vases et les pots » fait partie du cérémonial des festins offerts aux Ancêtres ; l'expression « danser sans cesse et tituber » décrit exactement le comportement attendu de ceux que les esprits doivent saisir ; « se lever et se relayer » évoque la danse du relais et le vagabondage des âmes auquel elle introduit ; les « bonnets prêts à tomber » préparent le tournoiement obligé

30 Le travail de Granet portait principalement sur celles, parmi les <Odes>, qui témoignent de l'interaction entre garçons et filles lors de ces rassemblement saisonniers, préparatoire aux fiançailles.

31 Voir Marcel Granet, *Fêtes et chansons anciennes de la Chine*, Paris 1919, p. 6-7.

32 *Ibid.*, p. 15.

33 *Ibid.*, p. 7.

34 *Ibid.*, p. 9.

35 Marcel Granet, *La Pensée chinoise*, Paris 1999 [1934], p. 57-58.

des chevelures libérées au cours du rituel ; et « la danse sans fin en tourbillon » évoque les mouvements du danseur qui mime le fait d'être emporté par le vent. Les formules traditionnelles offrent au fond le modèle réduit de cet autre modèle réduit que se doit d'être le rite festif :³⁶ comme dans une construction en abîme, le poème est le modèle réduit de la fête, elle-même modèle réduit de la réalité (indissociablement sociale et naturelle) à laquelle la communauté doit se conformer et dont elle doit en même temps activer le cycle par l'efficace de la fête qu'enchâsse celle du poème.

Ce que M. Granet appelle « la fête » assure donc à la fois le renouvellement du monde naturel et celui de l'univers social. En même temps, la présence en son intérieur du chant-poème la ritualise. L'ode contribue au renouvellement des univers naturels et sociaux mais aussi au déroulement heureux des festivités, ce par la description qu'elle en offre et qui la codifie. La nature, commente encore Marcel Granet, prépare des « jeux vivifiants. On s'entraîne à la vie paradisiaque en imitant les ébats des animaux. Pour se sanctifier il faut d'abord s'abêtir ». ³⁷ De même que les sorciers dansent pour entrer en extase, les Saints enseignent « en sautillant à la manière des moineaux tout en se tapant sur les fesses ». ³⁸ Les jeux du corps que l'imitation des mouvements des animaux inspire (et les évocations des animaux – oiseaux, ours, singes – sont légion dans les < Odes >) sont source d'assouplissement, de libération, de circulation intérieure des principes vitaux. Le jeu que les < Odes > célèbrent et dans lequel elles trouvent leur vrai statut est processus d'apprentissage physico-psychique par lequel l'homme puise et comprend sa vie à la source et à l'aune des cycles naturels qui la renouvellent perpétuellement.

2.2 *L'art de transcrire la chanson, entre oralité et écriture*

Edward Shaughnessy constate, pour le déplorer, que nombre de sinologues contemporains (C. Harbsmeier, D. Knechtges, N. Nylan, S. Owen ...) suivent Marcel Granet lorsqu'ils voient dans les < Odes > le produit d'une « littérature orale ». Or, poursuit Shaughnessy, pareille lecture est historiquement connotée : M. Granet tira son inspiration de l'étude de Jean Paulhan sur la poésie populaire malgache, laquelle eut à l'époque un très grand retentissement. ³⁹ Bien entendu, ces mêmes sinologues varient quant à l'appréciation des transformations subies par les < Odes > lors d'un processus éditorial multiséculaire. Il me semble que Shaughnessy émet une critique valide mais de portée limitée quant à ses conséquences lorsqu'il estime que M. Granet a trop accordé aux thèses d'une école de littérature orale alors encore en gestation. En même temps, je suis Shaughnessy sans restriction lorsqu'il montre la précocité du rôle joué par l'écrit dans l'élaboration des < Odes >. Du reste, le rôle conféré à l'écrit n'est pas exclusif : Shaugh-

36 Voir *ibid.*, p. 60-61.

37 *Ibid.*, p. 419.

38 *Ibid.*, intégrant des citations du < Zhuangzi >.

39 Voir Edward Shaughnessy, *The Origin and Development of Western Sinologists' Theories of the Oral-Formulaic Nature of the Classic of Poetry*, dans : *Bulletin of the Jao Tsung-I Academy of Sinology / Rao Zongyi guoxue yuan yuankan 饒宗頤 國學院院刊*, 2016, N° 3, p. 133-148.

nessy maintient la thèse d'une naissance d'au moins plusieurs des ensembles composant les <Odes> en contexte d'oralité. Il appuie sa démonstration (et suggère incidemment que le corpus a peut-être été fixé à une date plus ancienne qu'on n'osait encore récemment l'imaginer) sur l'analyse comparée des textes poétiques excavés ces cinquante dernières années, et surtout les vingt ou trente dernières.⁴⁰ Redisons-le pourtant : l'intuition centrale de M. Granet est pour partie indépendante de ces débats autour de l'oralité. Elle porte très précisément sur la performativité des <Odes> en contexte rituel.

Notons encore la qualité remarquable des traductions offertes par Granet, fidèles dans l'esprit et le plus souvent dans la lettre à l'original tout en s'inspirant largement du style des vieilles chansons françaises telles que les célébrait Nerval. Ainsi, Granet traduit :

C'est la pie qui a fait un nid :
Ce sont ramiers qui logent là !
Cette fille qui se marie,
Avec cent chars accueillez-la !

C'est la pie qui a fait un nid :
Ce sont ramiers qui gîtent là !
Cette fille qui se marie,
Avec cent chars escortez-la !

C'est la pie qui a fait un nid :
Ce sont ramiers plein ce nid-là !
Cette fille qui se marie,
De cent chars d'honneur comblez-la !⁴¹

維鵲有巢、維鳩居之。
之子于歸、百兩御之。

維鵲有巢、維鳩方之。
之子于歸、百兩將之。

維鵲有巢、維鳩盈之。
之子于歸、百兩成之。

(Ode 12 [<Que chao> 鵲巢])

Les variantes verbales introduites par Granet d'un couplet à l'autre suivent exactement celles que l'on trouve dans le chinois. La traduction par « combler » est particulièrement heureuse, rendant bien l'idée d'accomplissement offerte par le verbe final (*cheng* 成). La traduction de Couvreur, bien plus lourde, pourrait apparaître plus exacte en introduisant un singulier pour le caractère *jiu* 鳩 (que Granet traduit « ramier » et Couvreur « tour-

40 Voir Edward Shaughnessy, *Unearthed Documents and the Question of the Oral versus Written Nature of the Classic of Poetry*, dans : *Harvard Journal of Asiatic Studies* 75, 2015, N° 2, p. 331-375.

41 Granet (note 31), p. 37.

terelle») : le nid préparée par la pie est occupé par la tourterelle, c'est-à-dire par la jeune princesse dont on célèbre les noces. Couvreur traduit : « La pie a fait son nid ; la tourterelle le remplit de sa progéniture. » La progéniture de la tourterelle va vite combler le nid encore vide – c'est ce qu'annoncerait la dernière strophe si l'on suit cette interprétation. Néanmoins, Granet a des raisons convaincantes de préférer le pluriel : tout d'abord, la princesse vient avec de nombreuses servantes, à tel point que l'édition de Mao Chang explique que la maison est pleine non pas de la progéniture annoncée mais des suivantes amenées par l'épousée. Et surtout, Granet, fort de ses recherches sur la féodalité chinoise, introduit la note suivante : « Un seigneur épousait en un seul mariage neuf filles de même nom de famille, savoir : une sœur cousine cadette de l'épouse principale et une de ses nièces (fille d'une génération inférieure) plus deux autres groupes de trois femmes de même composition choisies dans deux autres seigneuries mais portant le même nom. »⁴² Ce que nous perdons en romantisme, nous le gagnons en information historique ... et la vision devient même remarquablement fourmillante.

3. *Un document d'anthropologie religieuse*

3.1 *Lecture sociologique des < Odes >*

Revenons aux prémisses même de l'approche développée par Granet : son approche de la « fête » et des rites qui l'accompagnent se veut rigoureusement sociologique, et elle suit de fait les théories durkheimiennes avec une grande fidélité. Au fond, dans les < Odes > Granet trouve de quoi confirmer les analyses des *Formes élémentaires de la vie religieuse*, non plus à partir d'un matériau australien mais chinois :⁴³ le temps et l'espace ne sont pas des catégories a priori, elles sont concrètes, situées, expérientielles ; la distinction entre temps, espaces, objets qui sont « sacrés » et leurs correspondants « profanes » fondent le fait social même ; il est possible de repérer les régularités et limites qui déterminent l'autonomie et la subsistance des temps et territoires sacrés (« fête » tenues dans des « lieux saints », Granet s'employant à tracer l'évolution des unes et des autres) ; les rassemblements périodiques dans des « lieux saints » (tenus deux fois par an en Chine ancienne) sont marqués par une exubérance soudaine des relations sociales (et, ajoute Granet, de l'activité sexuelle), laquelle contraste avec l'isolement que connaissent les micro-communautés (familles élargies) le reste de l'année.

Encore que Granet ne note pas le fait, il détient peut-être là aussi la clé de la réinterprétation systématique de ces documents opérée par les Lettrés : s'il faut à tout prix préserver le souvenir des générations passées, il faut aussi dissimuler les origines conjointes de la sacralité et du fait social, justement parce qu'il s'agit de préserver le mystère qui les entoure. Nous serions alors au-delà d'une simple entreprise de moralisation ; elle aurait à voir avec l'assise du pouvoir et son aura.

42 Ibid., p. 37-38.

43 Son ami Marcel Mauss esquissera le même travail, sur un matériau ethnographique et non pas littéraire, pour les Eskimos par exemple : Les Esquimo, dans : L'Année sociologique 7, 1904, p. 225-230.

3.2 L'espace des mythes fondateurs

On peut lire les <Odes> comme un document d'histoire sociale et religieuse sans partager toutes les options défendues par Granet ni s'engager dans une entreprise aussi systématique que le fut la sienne. Pour beaucoup d'historiens de la religion chinoise, l'intérêt essentiel est ailleurs : l'ancrage rituel du recueil lui permet de porter la mémoire de figures mythologiques et d'arrangements symboliques largement effacés par ailleurs, tant la tradition lettrée préférera (comme ce fut le cas également à Rome) les enseignements de l'histoire à ceux dispensés par le mythe. Ainsi de Houji 后稷 (le « Seigneur Millet ») dont l'Ode 245 (<Sheng min> 生民) narre les hauts faits : il est né d'une vierge-mère, laquelle avait marché dans les pas d'un géant pour ne pas rester sans enfant ; très tôt, il plante des graines « selon la Voie », et « ses épis étaient lourds, très lourds ; son chanvre et son blé poussaient dru ; les tiges des Calebasses étaient remplies de fruits. [...] Il fit descendre des céréales, bénit le millet noir et le millet noir à double grain, la graine germée de millet rose et la blanche. Le millet noir et le millet à double grain se répandirent partout, et il moissonna moult acres. » L'abondance résulta de ce que Houji « inaugura le sacrifice » dont l'observance est continuée par le peuple jusqu'à l'époque où l'Ode se chantait :

Comment se font nos offrandes [*si* 祀] ? Ceux-ci écorcent le millet sous le pilon, ceux-là le retirent du mortier. Les uns le vannent ; les autres foulent les épis. On le lave avec bruit, et on le fait cuire à la vapeur. Alors on consulte, puis on se purifie. On mélange l'armoise et la graisse ; on offre un bouc aux esprits des chemins. On fait cuire la viande, on la fait rôtir, afin que l'année suivante soit prospère.⁴⁴

誕我祀如何。

或舂或揄、或簸或蹂。

釋之叟叟、烝之浮浮。

載謀載惟、取蕭祭脂、取羝以軋。

載燔載烈、以興嗣歲。

Bien après le temps de la composition de cette ode, l'historien Sima Qian revisite le rôle de Houji, le présentant comme un bon ministre de l'agriculture plutôt que comme un héros culturel : l'Empereur Shun lui avait conféré le titre de « Maître de l'Agriculture », et donné instruction de « planter les semis en égale mesure à travers les cent vallées »⁴⁵ ... Le travail de réécriture du mythe effectué par Sima Qian est parallèle à l'entreprise de moralisation du rituel menée par les Lettrés commentateurs des <Odes>.

44 Traduction Couvreur (note 18), p. 352. (Le résumé qui précède s'inspire de la même traduction, p. 347-353.)

45 Shiji (Mémoires historiques), « Annales des Zhou », 4-12b.

3.3 La faisane et le vent

Pour évoquer un autre aspect du matériau dont les <Odes> transmettent témoignage : c'est M. Granet – lui encore – qui va utiliser les références puisées dans les <Odes> pour disséquer le rôle joué par le faisane dans la mythologie chinoise, dans une reconstruction trop complexe pour que je la retrace ici.⁴⁶ Signalons simplement le fait suivant :

L'association fermement établie entre le faisane et les énergies montantes du printemps trouve ses expressions les plus vivaces dans notre recueil : l'ode 34 « <Pao you ku ye> 匏有苦葉 (Les feuilles de la courge sont [encore] amères) » met en scène une poule faisane qui, à la saison des crues, s'égosille à appeler son compagnon :

C'est la crue au gué où l'eau monte !
c'est l'appel des perdrix criant !
L'eau monte et l'essieu ne s'y mouille !
perdrix crie, son mâle appelant !
(Trad. Granet, note 31, p.102.)

有瀾濟盈、
有鷓雉鳴。
濟盈不濡軌、
雉鳴求起牡。

Le poème est ainsi associé à un terme du calendrier, celui de la saison des crues du printemps, où le principe yang se réveille. Effectivement, c'est la poule faisane, et non son homologue mâle, qui initie le chant amoureux, l'observation du fait pouvant expliquer que la Chine ancienne voyait en la faisane la représentante privilégiée de l'espèce. Corrélativement, lors des fêtes du Printemps et de l'Automne (on a vu que Granet a fait de ces fêtes le *Sitz in Leben* dans lequel les <Odes> étaient interprétées), ce sont les jeunes filles qui initiaient les couplets d'amour chantés en chœurs alternés : par son débordement, le yin appelle le déferlement réciproque et correcteur du yang. Partant de ce constat, M. Granet remonte une chaîne de mythes : lorsque les faisans chantaient au printemps ils étaient dits produire avec leurs ailes des sons semblables à des battements de tambour – et le tambour est par nature associé à la danse. La « danse du tambour » propre au faisane appelait alors le tonnerre qui vient au printemps. Cela renforce l'association du faisane avec le feu. Granet intègre alors dans la chaîne des mythes les histoires entrées sur Yu le grand (*Da Yu* 大禹), le dompteur du Déluge, dont la danse rituelle (*yubu* 禹步) appelle précisément le tonnerre. Dans le cas du faisane comme dans celui de Yu le Grand, un débordement d'eau (la saison des inondations au printemps / le Grand Déluge) doit être équilibré par l'irruption du feu et du tonnerre. « Ce vainqueur des Eaux Débordées [Yu le Grand] avait su se rendre maître du Tonnerre. Il était devenu le maître du Tonnerre en dansant aux saisons propices les danses néces-

46 Pour de plus amples développements, voir mon article : Confucius and the Hen-Pheasant: The Enigma at the Center of the <Analects>, dans : Dao, 2023, N° 3, p. 351-377.

saires pour assurer à la Nature un cours régulier. Qu'il dansât, muni d'un tambour, la danse de l'ours [...], ou que [...] comme un faisan, il sautillât battant le tambour avec ses ailes, Yu le Grand réussissait à produire une espèce de roulement sourd et discontinu.»⁴⁷ Pour reconstituer la chaîne des myèmes que la tradition confucéenne a contribué à effacer, la lecture des <Odes> s'associe à celle de textes qui sont essentiellement narratifs.

On engrange des observations de nature semblable lorsqu'on s'arrête sur l'imagerie du vent dans les <Odes>:⁴⁸ la plupart des références parlent du vent comme d'un danger, elles l'associent aux désastres météorologiques, et, de ce fait, à la tristesse, la pesanteur. On peut distinguer en plusieurs des poèmes qui développent ce thème les traces de rituels bien documentés, destinés à apaiser les bourrasques (rites *ningfeng* 寧風). Ainsi l'Ode 199 («Quel est donc cet homme?» <Herensi> 何人斯), tout en évoquant la mésentente entre deux anciens amis, comporte vers sa fin la mention du sacrifice traditionnel de trois animaux (chien, porc et coq) utilisé en pareilles occasions. Bien moins nombreuses sont les références aux vents propices, auxquels le souverain faisait appel lors des rituels *difeng* 禘風 pour invoquer la grâce de riches récoltes. On en trouve trace, par exemple, dans la très courte ode *Tuoxi* 蕓兮 (85): rythmée par des répétitions de facture rituelle, elle parle du vent qui balaye au loin les feuilles mortes et elle appelle les responsables du chant rituel à entonner ce dernier, que le chœur puisse le reprendre: «Allons messieurs! allons messieurs! / Chantez! et puis nous après vous!»⁴⁹ Il faut du reste nuancer l'interprétation un peu hardie que (dans l'article cité à l'instant) Cai et Yeung offrent de l'imagerie du vent dans les <Odes>: à lire les poèmes de près, il est difficile de décider si la narration dissimule un chant rituel, ou bien si l'ethos rituel soutient et inspire une courte trame narrative autonome. Mais c'est là après tout une autre façon d'apprécier la ritualité intrinsèque des <Odes>, leur ancrage dans un monde où les rites scandent l'existence et sont perçus comme nécessaires à son ordonnance.

3.4 Interroger le Ciel: les griefs du Je

Pour l'historien de la religiosité chinoise, un autre point revêt grande importance: les <Odes> témoignent abondamment du caractère *suprême, moral et personnel* du Ciel (*Tian* 天), la divinité évoquée et invoquée tout au long de leur parcours.⁵⁰ On l'évoquer parfois pour adresser une admonition à un tiers:

47 Marcel Granet, *Danses et légendes de la Chine ancienne*, Paris 1994 [1926], p. 234.

48 Voir Chao Cai et Siu Kwai Yeung, *Wind Imagery in Shijing: Sacrificing to the Wind God in Early China*, dans: *Religions* 14, 2023, p. 102.

49 Traduction Granet (note 31), p. 43.

50 Le <Shijing> est ici en parfait accord avec le <Classique des Documents>, tout en donnant à la relation entre le Ciel et l'humanité un caractère plus vivant, plus dramatique encore.

Le Ciel éclaire, conduit le peuple comme la flûte se joint au sifflet,
 La pièce de monnaie s'ajoute à une autre, l'acceptation suit la requête. [...]
 Le Ciel auguste est vigilant, vous suit partout où vous allez.
 Le Ciel auguste est clairvoyant, il connaît vos dérèglements.
 (Ode 254 [<Ban> 板].)

天之牖民、如壘如篴。
 如璋如圭、如取如攜。 [...]
 昊天曰明、及爾出王。
 昊天曰旦、及爾游衍。

En même temps, ses décrets, manifestés par les événements qui sortent de l'ordinaire, sont parfois reçus avec des questions et des plaintes teintées d'une incompréhension à laquelle nulle réponse ne semble pouvoir être apportée :

Ciel auguste et inaccessible, que nous appelons Père et Mère (*fumu* 父母),
 Que sans crime ni faute, je doive subir pareilles calamités !
 Ciel auguste, vous êtes par trop terrible, Je m'examine sans trouver de crime ;
 Ciel auguste, vos sévérités débordent. Je m'examine et ne trouve pas de faute.
 (Ode 198 [<Qiao yan> 巧言].)

悠悠昊天、曰父母且。
 無罪無辜、亂如此慄。
 昊天已威、予慎無罪。
 昊天泰無、予慎無辜。

Même thème dans l'hymne <Yunhan> 雲漢 (258) dans laquelle (selon l'interprétation traditionnelle) le roi Xuan 宣 (827-782 AEC), confronté à une sécheresse dévastatrice, se déclare à bout d'expédients : il a offert ses sceptres et ses anneaux de jade, a procédé aux sacrifices en temps voulu, mais le Ciel et les ancêtres n'écoutent pas ses supplications. Il se dispose à offrir son propre corps en holocauste – et son corps, du reste, est déjà dévoré par la sécheresse à l'instar des terres dévastées ... L'hymne s'achève sur la figure du roi les yeux obstinément tournés vers un Ciel qui reste muet. La figure sacrificielle associée à la royauté chinoise antique trouve ici une expression saisissante.

Plus largement, dans les voix qui s'expriment au travers des <Odes> on trouve tout à la fois l'expression d'un collectif, une polyphonie de sentiments, d'émotions, d'interrogations, et l'apparition fragmentée d'un *Je* questionnant. C'est en la double émergence dont les <Odes> sont le champ que se trouve le point de départ de la poésie chinoise ultérieure : la complexité (parfois même l'ambiguïté) des sentiments qui affleurent, d'un côté ; le balancement entre identité collective et personnelle (l'une et l'autre en recherche de leur pleine expression), de l'autre côté. Ce constat éclaire le Fragment 17.9 des <Analectes>, lu plus haut : parce qu'elles nous « éveillent [*xing*] », les <Odes> nous apprennent à « exprimer nos griefs (*yuán* 怨) ». Le caractère *yuán* est également rapporté aux <Odes> dans un passage du <Mencius> (ou <Mengzi> 孟子) : Mencius est engagé dans une dispute sur le sens de l'ode 197 (<Xiao bian> 小弁), censée décrire la tristesse et le ressentiment d'un fils de souverain que son père a déshérité, et notre auteur justifie ainsi le grief (*yuán*) exprimé par le fils :

Supposons qu'un homme de Yue tend l'arc pour me tirer dessus, je pourrais arguer avec lui en gardant le sourire, et ce pour la seule raison que cet homme n'a aucun lien de parenté avec moi. Mais si mon propre frère tend l'arc pour m'abattre, alors je l'implorerai en pleurant et en criant, et ce pour la seule raison qu'il est si proche de moi. Le « ressentiment » [*yuan* 怨] ressenti dans l'ode [dont nous discutons] [trouve son origine dans] le « sentiment entre proches » [*qinqin* 親親]. Les « sentiments entre les proches », c'est le *ren* 仁 [l'empathie].

越人關弓而射之，則已談笑而道之；無他，疏之也。其兄關弓而射之，則已垂涕泣而道之；無他，戚之也。小弁之怨，親親也。親親，仁也。

(< Mencius > 6B.23)

En élargissant un peu la leçon, lisons ainsi ce paragraphe : le grief ressenti envers le Ciel ne peut être exprimé que parce que le locuteur ressent être en proximité avec lui. Il en va de même lorsque sont évoquées les relations entre frères (comme c'est le cas ici), entre fils et père, ou bien encore entre époux (cette dernière relation souvent évoquée dans les < Odes >). « Le poème dit le sentiment » (Zhu Xi). L'art de faire sortir ses griefs, l'art de faire surgir toute la panoplie des sentiments dans leur entremêlement est inséparable du progressif surgissement d'un *Je* inséré dans un réseau de relations qui le définit comme *sujet* (même s'il se dit souvent sujet opprimé), un *Je* qui désormais va prendre en charge la déclamation poétique.

4. L'établissement d'une norme esthétique

Les lettrés chinois ont identifié dans les < Odes > la présence de « six principes », faisant ainsi de la distinction entre airs populaires (*feng*), odes de cour (*ya*) et hymnes sacrificielles (*song*), d'un côté, et de celle entre narration (*fu*), analogie (*bi*) et « évocation » (*xing*), de l'autre, des catégories régulatrices qu'il fallait considérer dans leur ensemble.⁵¹

Ils ont notamment porté leur attention sur le couple sémantique *bi* et *xing*, les deux termes étant définis l'un par rapport à l'autre. *Bi* correspond donc à l'analogie, à la comparaison direct (« un vêtement de chanvre immaculé comme la neige » [ode 150 < Fuyou > 蟋蟀]). *Xing*, littéralement, c'est « l'éveil », et, par extension, le dévoilement du sentiment qui habite le locuteur au travers de l'évocation d'éléments naturels. Dans le < Shijing > pour le moins, le procédé *xing* est préférentiellement utilisé dans les tous premiers vers du poème.⁵² Ainsi, nous noterons plus bas que l'ode 9 (< Hanguang > 漢廣) s'ouvre sur la mention d'arbres ébranchés, et par là dépourvus d'ombrage. Ces arbres n'entretiennent pas une relation analogique avec les jeunes filles dont la vertu décourage les sollicitations des jeunes gens, jeunes filles qui apparaissent aux vers suivant. Mais l'impossibilité de trouver repos au bas de ces arbres sans ramures éveille l'idée d'un désir que l'attitude des jeunes filles semble devoir laisser inassouvi.

51 Que les genres littéraires et les catégories rhétoriques aient été ainsi confondus dans les « six principes », n'a pas été sans troubler les historiens de la littérature, tant en Chine qu'en Occident.

52 Voir François Cheng, Bi 比 et xing 兴, dans : Cahiers de linguistique – Asie orientale 6, 1979, p. 63-74.

4.1 Le cœur de la littérature

Le <Wenxin diaolong> 文心雕龍, écrit vers 501, est un traité fondateur de la rhétorique chinoise. On peut traduire son titre énigmatique par une phrase complète : *L'esprit littéraire sculpte des dragons*.⁵³ En «sculptant» lui-même cette expression saisissant, Liu Xie 劉勰 (env. 465-522) attire l'attention sur le «squelette» (*gu* 骨) à partir duquel peut se sculpter un texte fidèle aux normes des classiques : si le squelette fait défaut, le style (*feng* 風) de la composition ne saurait émerger.

La langue dépend d'une ossature pour sa subsistance, comme l'anatomie humaine est soutenue par le squelette. [...] Si vous coulez et moulez votre travail sur le modèle des classiques, si vous vous élevez et déployez selon les techniques des Maîtres et des Historiens, si vous explorez et faites resplendir émotions et transformations⁵⁴ [en restant] toujours attentif à la structure de votre composition, alors il vous sera possible de proposer de nouvelles inventions, de peindre ou de sculpter des icônes verbales d'une grande ingéniosité. Comprendre les cadres de base vous permettra d'être inventif sans être chaotique ; mettre en lumière les transformations vous permettra de rendre votre style frappant sans devenir grotesque. Les formes des compositions littéraires sont constantes, les transformations qu'elles permettent sont innombrables.⁵⁵

辭之待骨，如體之樹骸。[...] 若夫熔鑄經典之範，翊集子史之術，洞曉情變，曲昭文體，然後能孚甲新意，雕畫奇辭。昭體，故意新而不亂，曉變，故辭奇而不贖。[...] 夫設文之體有常，變文之數無方。

Liu Xie consacre le Chapitre trois de son traité aux Cinq Classiques, «massives cloches d'or» dont la résonnance est bien supérieure à celle des sons de grelot émis par les écrits d'auteurs décadents.⁵⁶ Ces textes modèlent tout à la fois la nature humaine et

53 Il s'agit d'une approximation. En premier lieu, il faudrait traduire «le cœur-esprit». Surtout, l'adjectif ici employé (*wen* 文) est un substantif auquel Liu Xie accorde un statut très particulier : le *wen* (l'expression littéraire, la lettre, les Lettres) est l'expression la plus aboutie du pouvoir créateur de la Voie qui régit l'univers. Comme les rayures noires et jaunes du tigre parlent d'un principe d'alternance cosmique, ainsi la littérature parle du monde et du cœur humain, procédant au travers d'un dosage réfléchi des régularités et des particularités – mais le *wen* s'élève à des hauteurs plus élevées que celles trouvées dans l'ordre de la nature, parce que son travail est conscient, qu'il est propre à l'humanité située entre Ciel et Terre.

54 Les « transformations » (*bian* 變) correspondent au passage incessant d'un état des choses à un autre. En mettant en lumière les transformations, l'écrivain dévoile tant l'impermanence des choses que leur solidité ultime dans le Un.

55 <Wenxin diaolong>, ch.28 et début du ch.29. Texte original : Wang, Zhibin 王志彬, éd., 文心雕龍 (*Wenxin diaolong*), Beijing 2012, p. 339, 343, 348.

56 Je résume ici les développements de Liu Xie pertinent pour notre sujet sans en offrir des citations développées. Les chapitres du <Wenxin diaolong> sont très courts, et mes résumés allusifs peuvent être vérifiés sur les traductions occidentales suivantes, (dont il vaut mieux comparer les leçons offertes, chacune possédant ses limites) : Li Zhaochu, *Wenxin Diaolong: Das literarische Schaffen ist wie das Schnitzen eines Drachen*, Bochum 2007 ; Vincent Shih Yu-chung, *Literary Mind and the Carving of Dragons*, New York 1959 ; Siu-kit Wong, Alan Chung-hang Lo et Kwong-tai Lam, *The Book of Literary Design*, Hong Kong 1999.

l'expression littéraire. Lorsqu'il en vient aux <Odes>, Liu retient plusieurs traits : la difficulté d'interpréter ces textes ; la place qu'y occupe le procédé rhétorique *xing* ; la richesse comme la variété du langage ; et surtout un art d'exprimer l'émotion « qui touche jusqu'aux profondeurs du cœur ». Plus loin (ch. 6), reprenant des formules traditionnelles,⁵⁷ Liu définit le poème comme « la parole du vouloir [*shi yan zhi* 詩言志] », parole que va prolonger le passage au chant, lequel confère à la précédente toute son ampleur. Comme ses prédécesseurs il accorde une importance particulière au procédé *xing*, par lequel « un petit objet ouvre à une catégorie plus vaste » (ch. 36). Enfin, Liu Xie loue la retenue et la brièveté des descriptions offertes par le <Shijing> au regard de l'excessive luxuriance de nombres des poèmes des époques ultérieures (ch. 46). C'est l'ensemble de ces caractéristiques qui font des <Odes> la norme à partir de laquelle la création poétique peut s'épanouir, stimulée et régulée tout à la fois par son modèle.

4.2 Chénier et les <Odes>

Jin Lu a attiré l'attention sur le goût manifesté par André Chénier (1762-1794) pour les odes du <Shijing> qu'il avait pu lire.⁵⁸ Il les connaissait par la traduction partielle livrée par le jésuite Pierre-Martial Cibot (1727-1780) publiée au fil des *Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les mœurs, les usages, etc. des Chinois* (Paris/Nyon, 1776-1814, 17 volumes). La traduction de Cibot, par ailleurs excellent sinologue, est souvent embarrassée, voire fautive par endroits. Cibot reconnaît lui-même le « ridicule » de l'expression lorsqu'il écrit « la peau de son visage [est] comme la surface de la graisse fondue,⁵⁹ son col comme le ver blanc qui se forme dans le bois » tout en implorant son lecteur de bien vouloir tenir compte du décalage culturel qu'il faut ici surmonter. Pareilles notations non seulement ne troublent pas Chénier mais elles déclenchent son enthousiasme : il voit partout les traces d'une « naïveté » qu'il dit à plusieurs reprises être « sublime » ou « admirable » : « un sentiment noble n'est sublime que par naïveté ; un sentiment tendre, c'est par la naïveté qu'il vous remplit les yeux de larmes ; la naïveté d'une plainte la rend déchirante et

57 Celles d'abord prêtées à l'Empereur Shun par le « Canon de Shun (*Shun dian* 舜典) » dans le <Classique des Documents>. Le rapprochement entre « poème (*shi*) » et « vouloir (*zhi*) » est repris par le Commentaire Mao et par le <Shuowen jiezi>. On le trouve aussi dans le <Kongzi shilun>, un texte que nous analyserons en 6.2.

58 Jin Lu, Du goût de Chénier pour la poésie chinoise : essai sur son esthétique, dans : Tangence 68, 2002, p. 103-119.

59 Avec une erreur relevée par Couvreur et Jin Lu : il s'agit en fait de « graisse figée ». La comparaison se trouve dans l'ode 57 (<Shuoren> 碩人), texte de grande importance puisque c'est à sa lecture que Confucius et Zixia concluent que le rituel travaille à partir du naturel (voir plus haut). Malgré l'admiration que suscite toujours son écriture, l'hymne n'est pas forcément très accessible au lecteur chinois d'aujourd'hui. Les références qui lui sont faites sont souvent accompagnées par une insistance sur le contraste entre les apprêts cosmétiques de la femme ainsi célébrée et le naturel de son sourire, ce dernier dévoilant sa véritable beauté – lecture qui ne correspond pas vraiment à la lettre de l'ode.

nous fait souffrir à l'entendre, et souffrir avec délices lorsque nous pouvons l'apaiser. C'est donc la naïveté seule qui produit en nous des émotions vives, profondes et rapides.»⁶⁰

Par bien des côtés, la lecture de Chénier rejoint, sans qu'il s'en doute, celle des commentateurs chinois : c'est bien un répertoire de «sentiments [*qing* 情]» que les <Odes> sont considérées déployer, et l'admiration qu'elles suscitent tient à la façon dont elles associent authenticité et mesure, caractère allusif et passion véritable. On peut goûter là la naissance d'un langage qui tout à la fois éveille et élève le cœur, exalte et contrôle le sentir. Tous traits que Chénier approxime par le terme de «naïveté».

5. La rhétorique structurelle des <Odes>

5.1 Texte et corporéité

L'éthos rituel dont témoignent les <Odes> explique sans doute pour partie la fermeté de leur composition : pour que le texte atteigne sa pleine efficacité, sa structure et son rythme doit être solidement établis. Au fil du temps, les schémas relativement simples qu'on trouve dans les <Odes> vont être élargis et complexifiés : des textes de natures diverses, bien plus longs que le sont les poèmes que nous lisons ici, développeront des schémas infra-textuels sophistiqués. Ces schémas garantissent l'efficacité du texte, sa conformité à la réalité qu'il veut préserver ou renouveler. Dans cette perspective, j'insisterais moins sur le processus de dé-ritualisation que la poésie chinoise aurait subi (ainsi que le fait Martin Kern)⁶¹ que sur *un transfert de la performativité du domaine des chants rituels exécutés à celui d'écrits de plein droit, écrits qui sont produits sur le modèle des configurations cosmiques dont ils entendent rendre compte.*

Cette observation nous transporte du contenu des <Odes> à ses formes et structures. Pour illustrer ce passage, j'examinerai ici un travail de recherche dont le style et l'époque semblent aujourd'hui lointains. Tchang Tcheng-ming [Zhang Zhengming 張正明], dit Beda Tsang (1905-1951), fait de l'étude du parallélisme chinois le sujet des deux thèses de doctorat qu'il présente à l'université de Paris en 1936-1937. Influencé par son confrère jésuite Marcel Jousse, il met d'abord en relation les principes graphiques régissant l'écriture chinoise avec l'organisation corporelle humaine.⁶² Tout au long de son ouvrage, il tente de retrouver «par la projection graphique dans l'espace, les gestes vivants qui doivent danser dans le temps».⁶³

60 André Chénier, Œuvres complètes, édition de Gérard Walter, Paris 1958, p. 681.

61 Martin Kern, Bronze inscriptions, the <Shangshu>, and the <Shijing>: The Evolution of the Ancestral Sacrifice during the Western Zhou, dans : Early Chinese Religion, Part One: Shang Through Han (1250 BC to 220 AD), éd. par John Lagerwey et Marc Kalinowski, Leiden 2009, p. 143-200.

62 Tcheng-Ming Tchang, L'Écriture chinoise et le Geste humain. Essai sur la formation de l'écriture chinoise, Shanghai, Paris 1937.

63 Ibid., p. 3-4.

Entre [l'écriture et le geste] existe un véritable parallélisme. Aux gestes qui miment fidèlement les réalités sensibles, non seulement pour les décrire ou les indiquer, mais aussi pour s'élever à la représentation abstraite, correspondent les caractères chinois qui cherchent non seulement à représenter, par des procédés descriptifs et indicatifs, les réalités sensibles avec détails et précision, mais encore à exprimer les idées les plus abstraites, à travers ces représentations concrètes. [...] Le style chinois, étant en prolongement de la constitution gestuelle des caractères, pourra être expliqué par le mécanisme humain de la gesticulation significative; son parallélisme par le balancement gestuel, son formalisme par le cliché gestuel, son aspect rythmique et l'importance de celui-ci dans certains genres littéraires par son aspect visuel. (Tchang, note 62, p.192, 195-196.)

Tout naturellement, les recherches de Tchang s'étendent vers le <Classique des Odes>, où, écrit-il, se trouve «le parallélisme à l'état spontané».⁶⁴ Dans les <Odes>, les parallélismes numériques, phonétiques et sémantiques s'associent à des degrés divers et selon des modalités variées. Une fois les correspondances mot à mot établies, «nous avons ainsi des lois qui s'appliquent, avec les réserves nécessaires, à des unités plus grandes, et qui permettent d'établir avec plus de rigueur et plus de sûreté la correspondance parallélique de ces unités supérieures»⁶⁵.

5.2 *Trois parallélismes*

Dans le <Classique des Odes>, le travail de Tchang distingue des séries de parallélismes numériques,⁶⁶ phonétique et sémantiques (ces derniers parfois synonymiques, parfois antithétiques), les trois aspects s'associant pour faire de chaque poème (et, suggère Tchang, de chaque section peut-être) un tout en parfait équilibre. C'est un modèle de construction formelle de toute la production textuelle chinoise – prose et poésie – que Tchang détecte là – un modèle de rhétorique que l'on peut qualifier de structurale puisque les mêmes règles formelles sont censées s'appliquer à toutes les unités du texte, des plus limitées au plus vastes.

– Parallélisme numérique :

D'une manière générale, une stance du <Cheu King> est composé de 4, 6 ou 8 vers, ou de 2, 3 ou 4 [...] schèmes rythmiques [un schème rythmique étant composé de deux, parfois trois balancements parallèles], dont chacun est formé de 2 ou 3 vers ou de 2 ou 3 balancements, se correspondant et s'équilibrant l'un l'autre; ceux-ci, à leur tour, sont constituées par demi-balancements; comme le plus grand nombre de

64 Tchong-Ming Tchang, *Le Parallélisme dans les vers du Cheu-King*, Shanghai, Paris 1937, p. 2. (<L'Écriture chinoise et le Geste humain> constitue la thèse principale de Tchang, et <Le Parallélisme dans les vers du Cheu-King> sa thèse complémentaire.)

65 Ibid., p. 95-96.

66 Au passage, Tchang note que, sur les 7277 vers du <Shijing>, 91 pour cent sont des vers de quatre pieds (Tchang, note 64, p.23). Le <Shijing> compte 1142 stances.

vers du <Cheu King> sont de quatre pieds, ils se répondent l'un à l'autre avec une rigueur presque mathématique.⁶⁷

- Parallélisme phonétique :⁶⁸

Parmi beaucoup d'autres exemples, Tchang mobilise le suivant :

謂天蓋高、Wèi tiān gài gāo,⁶⁹
不敢不局。bù gǎn bù jú.
謂地蓋厚、Wèi dì gài hòu,
不敢不躋。bù gǎn bù jí.
(Ode 192 [<Zheng yue> 正月], strophe 6.)
Quoi qu'on nous dise le ciel très élevé
Nous n'osons pas ne pas nous tenir courbés.
Quoi qu'on nous dise le sol très épais
Nous n'osons n'y marcher qu'à pas bien légers.

C'est là un cas de rimes adéquates disjointes, avec des rimes initiales (wei – wei), médianes (gai – gai), et finales (u – i). « Les sons identiques s'attirent avec plus de force pour se répéter et pour s'équilibrer à des places symétriques. »⁷⁰

- Parallélisme sémantique enfin, qu'on détecte constamment. Les synonymes comme les antithèses fonctionnent sur un modèle dont les deux vers suivants donneront suffisamment l'idée: « La Han est large ; il est impossible de la passer à gué. Le Jiang est long ; il est impossible de le traverser en radeau. » (Ode 9 [<Hanguang> 漢廣]) « Quand le fleuve est profond, je le traverse en radeau ou en barque ; quand il est peu profond, je le passe en gué ou à la nage. » (Ode 35 [<Gufeng> 谷風])

C'est donc sous l'angle d'un *système formel* qui va fonder l'ensemble des codes de la littérature chinoise, que les <Odes> sont ici analysées. Les observations émises par Tchang ouvrent déjà la voie aux analyses quantitatives et structurales des classiques chinois, même si sa contribution est aujourd'hui très largement ignorée.⁷¹

67 Tchang (note 64), p. 33-34.

68 Sur ce point précis, on trouvera des développements complémentaires dans C. H. Wang, *The Bell and the Drum*, Berkeley 1974.

69 Nous pouvons ici faire abstraction des différences entre chinois archaïque et chinois moderne, les évolutions d'un son à un autre étant assez souvent isomorphes. Il existe plusieurs tentatives de reconstruction phonétique.

70 Tchang (note 64), p. 67.

71 Sur les perspectives aujourd'hui ouvertes par ces analyses, voir le premier chapitre de mon ouvrage, *Textual Patterns and Cosmic Designs in Early China*, Abingdon, New York 2024.

6. Encore une fois : de quoi parlent les <Odes> ?

6.1 Un autre Confucius

Achetée sur le marché de Hong Kong, la collection de manuscrits qui furent édités par le Musée de Shanghai provient probablement d'une tombe du Hubei et fut récupérée par des pilliers au début des années 1990.⁷² Ces 1300 lamelles de bambou, datées d'environ 300 avant notre ère, contiennent un ensemble de textes reconstitués et publiés par le musée entre 2001 et 2011. Parmi ces écrits, les 29 lamelles de bambou du manuscrit <Confucius parle des Odes> (<Kongzi shilun> 孔子詩論) ont fait découvrir au monde sinophone une lecture du <Shijing> antérieure à la tradition dont témoigne le commentaire Mao. Sans qu'on puisse attribuer les propos rapportés à Confucius même comme il a été fait bien trop rapidement,⁷³ on peut lire avec eux les <Odes> vers une époque approchant celle du Maître.

Ce traité est de nature didactique, et il présente quelques caractéristiques notables. Si les titres des poèmes diffèrent en plusieurs cas de ceux attribués par le commentaire Mao, les textes cités sont largement similaires. Par ailleurs, alors que la version traditionnelle va des <Airs de royaumes> (*feng*)⁷⁴ aux <Odes sacrificielles> (*song*), le <Kongzi shilun> suit l'ordre inverse.⁷⁵ Cet ordre est celui-là même de l'enseignement dispensé. Il y est dit que les <Odes sacrificielles> et les <Grandes Odes> exaltent les vertus des fondateurs de la dynastie Zhou. En contrastes, les <Petites Odes> expriment le « ressentiment [*yuanyan* 怨悱] » du petit peuple face à la dégénérescence morale de leurs suzerains. On notera la variété des sentiments et appréciations que ces odes sont dites exprimer : honte, doute, tourment dépourvu de haine, ferme rejet des calomnies, auto-critique ou, à l'inverse, affirmation d'une conscience droite, nostalgie, éloge admiratif des gens talentueux ... Quant aux <Airs des Royaumes>, le genre commenté le plus largement par notre recueil, l'auteur semble les considérer proches des <Petites Odes> dans les sentiments exprimés, lesquels sont rapportés, dans les deux cas, au petit peuple. De manière très pédagogique, notre manuscrit résume d'abord l'atmosphère de chacun des groupes de poèmes. Une intention ou une émotion spécifique est ensuite attribuée à chacun des poèmes, lesquels livrent, écrit le commentateur, une expression axiomatique

72 Voir Shanghai bowuguan cang zhanguo chuzhushu 上海博物館藏戰國楚竹書 (<Écrits sur bambou en caractères Chu de l'époque des Royaumes combattants conservés au musée de Shanghai>), 9 vol., Ma, Chengyuan 馬承源 (dir.), Shanghai 2001-2012.

73 Sur les nombreux débats autour de ce manuscrit, voir Martin Kern, *Speaking of Poetry: Pattern and Argument in the <Kongzi Shilun>*, dans : *Literary Forms of Argument in Early China*, éd. par Joachim Gentz et Dirk Meyer, Leiden 2015, p. 175-200.

74 Les <Airs des royaumes> (<guofeng> 國風) y sont appelés <bangfeng> 邦風, terme qui revêt peu près le même sens.

75 Ces changements sont révélateurs d'un travail presque continu sur la structure du recueil depuis l'époque de Confucius jusqu'aux Han antérieurs. Confucius ou son entourage ont probablement altéré un ordre encore plus ancien des textes pour le mieux adapter à la célébration rituelle de la dynastie Zhou. D'autres altérations suivront. Voir Xu Jianwei 徐建委, 《诗》的编次与《毛诗》的形成 [The Compilation of The Book of Poems and the Formation of Mao's Poems], *Fudan Journal of Social Sciences* 2017, N° 2, p. 63-73.]

du dit sentiment, expression qui sait être forte tout en restant mesurée. « Les Odes sont comme des portes ouvertes, données au petit peuple inférieur pour qu'il s'exprime, [...] tout spécialement quand les élites et le petit peuple ne sont pas en harmonie. »⁷⁶ Notons encore que le commentateur choisit ordinairement un vers spécifique pour résumer l'intention d'un poème spécifique, de la même façon que le vers décrivant la rectitude des pensées du prince capture, dans les < Analectes >, l'intention du recueil entier.

6.2 Rouvrir le recueil

Le philosophe Vincent Shen 沈清松 (1949-2018) a attiré l'attention sur une transposition herméneutique des plus intéressantes dans un commentaire transmis par le < Kongzi shilun >.⁷⁷ Nous avons déjà lu la fin de ce poème, et j'en donne ici la première strophe :

Au midi s'élèvent des arbres ébranchés,
 On ne saurait s'y reposer.
 Au bord de la Han flânent des filles
 Qu'on n'ose pas solliciter :
 La vaste Han, qui penserait la franchir à gué ?
 Sur la longueur du Jiang, qui se lancerait en radeau ?
 (Ode 9, < Hanguang > 漢廣.)

南有喬木、不可休息。
 漢有游女、不可求思。
 漢之廣矣、不可泳思。
 江之永矣、不可方思。

Cette ode, affirme le Confucius du < Kongzi shilun >, chante la sagesse (*zhi* 智)⁷⁸ tout en la qualifiant d'inatteignable (*bu ke de ye* 不可得也). Inatteignable, elle est nécessairement désirable (*bu qiu bu keneng* 不求不可能), cela parce que suréminente (*ji* 極).⁷⁹ Le commentaire diffère de l'interprétation traditionnelle, selon laquelle le poème fait l'éloge du Roi Wen, censé avoir rétabli la vertu des femmes du sud du royaume de Zhou. On peut bien entendu faire attraction de ces deux commentaires, et lire le poème d'abord et avant tout comme un chant d'amour, l'interpellation adressée par un groupe de jeunes gens à des jeunes filles à leur goût bien trop sages.⁸⁰ Il n'en faudra

76 < Kongzi shilun >, dans : (note 72), vol. I, 2001, p. 130.

77 Vincent Shen, *Wisdom and Hermeneutics of Poetry in Classical Confucianism*, dans : *Dao Companion to Classical Confucian Philosophy*, éd. par Vincent Shen, Dordrecht 2014, p. 245-262, notamment p. 26.

78 Il est fait usage du terme dans six fragments du < Kongzi shilun >. Trois d'entre eux réfèrent à l'ode < Hanguang >.

79 < Kongzi shilun >, dans : (note 72), vol. I, 2001, p. 141-142.

80 Du reste, la suite du poème confirme cette lecture obvie : « Ces filles qui retournent vers leur maison, j'aimerais nourrir leurs chevaux. »

pas moins se mesurer avec le fait que l'interprétation du <Kongzi shilun> – la plus ancienne que nous ayons des <Odes>, avec la lecture offerte par les <Analectes> – est délibérément métaphorique.

Le point qui me retient ici est le suivant : cette interprétation parle d'une aspiration qui, en bien des textes et des contextes, a été déclarée être aussi proche de l'amour qu'il est possible : la Sagesse, inaccessible et suréminente, est désirée justement parce qu'elle possède ces deux attributs. Du reste, ce n'est pas le seul passage du <Kongzi shilun> qui parle d'un désir inassouvi : l'ode <Guanju> 關雎, laquelle ouvre le <Shijing> dans la version que nous connaissons aujourd'hui, parle d'un soupirant qui sublime le désir qu'il éprouve pour sa belle au travers de la musique qu'il joue pour elle, et même, plus exactement, dans le changement de style musical qu'il opère, les instruments à sonorité langoureuse cédant la place vers la fin du poème à ceux réservés à la célébration rituelle. Le commentaire le déclare explicitement : dans le poème <Guanju>, le désir (la pensée [si 思])⁸¹ opère une transformation qui est progrès, bénéfice (yi 益).⁸²

Lorsqu'il attire l'attention sur l'interprétation offerte par le <Kongzi shilun> de l'ode <Hanguang>, Vincent Shen esquisse un parallèle avec le <Livre de la Sagesse>.⁸³ Pour ma part, et afin d'ouvrir davantage encore le champ des références – au prix, il est vrai, d'un écart linguistique soudain –, j'oserai suggérer en finale que l'interprétation offerte de cette ode par l'auteur anonyme de notre commentaire est proprement *philosophique*.

(Prof. Dr. Benoît Vermander, Fudan University 220, Handan Road School of Philosophy HGS 2617, Shanghai, China; E-Mail: mdwei@fudan.edu.cn)

81 On l'aura compris : je spécifie le terme que le commentaire utilise pour renvoyer une fois encore à la « pensée » du prince de l'ode 297 envers es chevaux.

82 Voir Boqun Zhou, Virtue as desire; Mengzi 6A in light of the Kongzi shilun, dans: Philosophy East and West 70, 2020, N° 1, p. 196-213.

83 « C'est elle que j'ai chérie et recherchée dès ma jeunesse; j'ai cherché à la prendre pour épouse et je suis devenu amoureux de sa beauté. » (<Sg> 8.2)

Despina Magkanari

Publishing the Works of Jesuit Missionaries in Europe: the First Edition of the ›Chou king‹ and the Validation of Knowledge on China During the Enlightenment

Introduction

In a letter from Peking, dated 17 November 1754 and addressed to Deshauterayes in Paris, Father Gaubil noted:

J'ay traduit l'›Y king‹, mais je n'ay pas envoyé cette traduction; il faut la ›récrire‹, de même que celle du ›Ly ki‹, d'ailleurs je n'ay rien qui me presse d'envoyer ces sortes d'ouvrages, ils auroient le sort de la traduction du ›Chou king‹, c'est-à-dire qu'ils seroient dans quelque coin de chambre fort inconnu, ou méprisé.¹

Antoine Gaubil (1689-1759), a French Jesuit missionary who arrived in China in 1722, served as superior of the Jesuits in Peking from 1742 to 1748. Since missionaries were only tolerated in Peking on the basis of the scientific services they rendered to the Manchu emperors, Gaubil excelled in his work on astronomy and geography. Additionally, he possessed extensive knowledge of Chinese classics and historiography, producing significant works on Chinese chronology and history. The recipient of this letter, Michel-Ange-André Le Roux Deshauterayes (1724-1795), a French Orientalist, interpreter at the Royal Library (1745) and professor of Arabic at the *Collège Royal* (1752), was one of Gaubil's many correspondents in Europe. The works mentioned in this excerpt are three of the Chinese classics, representing texts from ancient Chinese civilisation. In his exchanges with Parisian scholars, Father Gaubil frequently lamented their indifference towards his work and the lack of publishing initiatives for the Jesuit writings sent to Europe.

In this paper, I aim to explore the circulation of knowledge between missionaries in China and scholars in Europe, particularly in France, and the impediments encountered. To what extent were Gaubil's complaints justified? Was this an isolated case? What factors made the publication of Jesuit works in Europe challenging for decades? The paper examines the first printed translation of the ›Chou king‹ (Book of Documents) in Europe – a publication which also marked the first instance of one of the

1 »I have translated the ›Y king‹, but I have not sent this translation; it needs to be ›rewritten‹, as does that of the ›Ly ki‹; besides I am not in a hurry to send these kinds of works, they would suffer the fate of the translation of the ›Chou king‹, that is to say, they would languish in some obscure corner of a room, unnoticed or despised.« Letter from Antoine Gaubil to Deshauterayes, 17 November 1754, Mantes. Collect. Landresse 1616-1630. Autographe, in: Antoine Gaubil, *Correspondance de Pékin, 1722-1759*, ed. by Renée Simon, Genève: Droz 1970. Cf. Joseph Dehergne, *Le Père Gaubil et ses correspondants (1689-1759)*, in: *Bulletin de l'Université l'Aurore* 5, 1944, pp. 354-392. Cf. Jacques Gernet, *À propos du Père Gaubil, S. J. à Pékin de 1722 à 1759*, in: *L'œuvre scientifique des missionnaires en Asie*, ed. by P.-S. Filliozat and J. Leclant, Paris: De Boccard 2012.

Five Classics of Confucianism being translated into a European language. Initially made by Gaubil in China and sent to Paris in 1740, this translation was published three decades later by the academician Joseph Deguignes (1721-1800). This example serves to illustrate how the study of editorial practices and publishing methods can shed light on the complexities and stakes in validating knowledge about China in Enlightened Europe, and seeks to contribute to the history of Orientalist philology, print, and publishing.

1. The circulation of knowledge about China between missionaries and European scholars

Since the sixteenth century, ecclesiastical institutions had established networks for the production of knowledge about distant lands. In the post-Tridentine period, as the Catholic Church redefined its missionary enterprise and grappled with encountering diverse civilisations, Rome emerged as a pivotal centre for collecting and analysing global information and accumulating cultural assets.² Recent research has established that missionaries, through their observations, scholarly productions, and engagement with local cultures, significantly influenced the production and circulation of knowledge in the modern era, contributing to the emergence of new disciplines, such as history, archaeology, anthropology, linguistics, and orientalism.³ The Jesuits, in particular, served as the primary source of information for Europeans about newly discovered lands.⁴ Missionaries of the Society of Jesus benefited from extensive training within the order that placed a strong emphasis on scientific education, especially in geography, and language studies.⁵ As in the case of China, Jesuit missionaries often possessed scientific expertise that they used as a means of apostolic contact and penetration. In addition, their prolonged stays in the various countries they visited facilitated their

- 2 Antonella Romano, Rome, un chantier pour les savoirs de la catholicité post-tridentine, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 55, 2008, no. 2 (Sciences et villes-mondes, XVIe-XVIIIe siècle), pp. 101-120. Cf. idem (ed.), *Rome et la science moderne entre Renaissance et Lumières*, Rome: École française de Rome 2008; Maria Pia Donato, Jill Kraye (ed.), *Conflicting Duties. Science, Medicine and Religion in Rome (1550-1750)*, London, Turin: The Warburg Institute/N. Aragno 2009.
- 3 The study of »missionary knowledge« has been the focus of numerous recent studies. See, for instance: Aliocha Maldavsky, Charlotte de Castelnau-l'Estoire, Inez Zupanov, Marie-Lucie Copete (ed.), *Missions d'évangélisation et circulation des savoirs, XVI^e-XVIII^e siècle*, Madrid: Casa de Velásquez 2011. On the relationship between science and religion, see Steven J. Harris, Confession-building, long distance networks, and the organization of Jesuit science, in: *Early Science and Medicine. A Journal of the Study of Science, Technology, and Medicine in the Pre-Modern Period* 1, 1996, H. 3 (Oct.) (Jesuits and the Knowledge of Nature), pp. 287-318, p. 290.
- 4 Harris (n. 3). Mordechai Feingold, *Jesuit Science and the Republic of Letters*, Cambridge, Mass., Massachusetts Institute of Technology 2003. Cf. S. Rabin, *Early-Modern Jesuit Science: A Historiographical Essay*, in: *Journal of Jesuit Studies* 1, 2015, no. 1, pp. 88-104.
- 5 François de Dainville, *L'éducation des Jésuites, XVIe-XVIIIe siècles*, ed. by Marie-Madeleine Compère, Paris: Éd. de Minuit 1978.

integration into local societies, enabling them to acquire in-depth knowledge of the country, its geography, languages, history, religions, and customs. The order also established a highly developed communication system, relying on the exchange of letters and regular reports, which began to be published in Rome as early as 1581.⁶ Notably, the French Jesuits made a major contribution to disseminating information to a broader public.⁷ Additionally, information from Jesuit missionaries found its way into publications such as the »Journal de Trévoux«, the Jesuit organ, published since 1701.

Aiming to reconcile the Roman faith with Renaissance knowledge, the Society of Jesus sought to establish ties with the Republic of Letters. Throughout the seventeenth century, Jesuit controversialists attempted to disassociate speculative reason from the content of sacred mysteries, linking theology to the moral proofs of historical analysis and textual transmission.⁸ Jesuits made substantial contributions to scholarly research gaining admission into erudite circles. For instance, distinguished editors of the Church Fathers and scholars of Christian antiquity, such as Jacques Sirmond (1559-1651), Fronton du Duc (1558-1624), and Denis Pétau (1583-1652) frequented the Dupuy cabinet in Paris. After the creation of academies, Jesuits were largely mobilised in collecting materials and data worldwide, sometimes under the coordination of the political authorities. The production of knowledge concerning non-European cultures during the early modern period fostered cooperation among the Republic of Letters, the state and the churches. This confluence of interests was facilitated by the perception that distant and exotic subjects posed less immediate threat to political power structures.⁹ In this context, knowledge production on Chinese geography, politics, religion, language, customs, and science in Europe heavily relied on information and documents conveyed by the Jesuits, who attained important positions at the Chinese court due to their scientific skills, notably in the field of astronomy. Exchanges between missionaries and scholars in Europe concerning the collection and recording of information occurred, in part, through official channels in particular by means of questionnaires (*interrogatoria*) drawn up by scientific academies. For instance, the »king's mathematicians« (*mathématiciens du roi*), sent to China by Louis XIV in 1685, during the

6 For a description of the information mechanism, see François de Dainville, *Les Jésuites et l'éducation de la société française. La naissance de l'humanisme moderne*, Paris: Beauchesne 1940, p. 123 and sqq.; Ines G. Županov, *Disputed Mission. Jesuit Experiments and Brahmanical Knowledge in Seventeenth-century India*, New Delhi: Oxford Univ. Press 1999, p. 9-16.

7 *Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangères, par quelques missionnaires de la Compagnie de Jésus*, 34 vols., Paris: Nicolas Le Clerc 1703-1776 (modern ed.: *Lettres édifiantes et curieuses des Jésuites de Chine: 1702-1776*, ed. by Isabelle et Jean-Louis Vissière, Paris: Desjonquères 2001). On the various reprints, cf. Henri Cordier, *Bibliotheca Sinica. Dictionnaire bibliographique des ouvrages relatifs à l'Empire chinois*, 3 vols., Paris: E. Leroux 1888-1895, t. 1, p. 414 and sqq.

8 On the French Jesuit participation in the Enlightenment, see Jeffrey D. Burson, *Between power and Enlightenment. The cultural and intellectual context for the Jesuit Suppression in France*, in: *Jesuit suppression in global context*, ed. by Jeffrey D. Burson and Jonathan Wright, New York, N. Y.: Cambridge Univ. Press 2015, pp. 40-64.

9 Justin Stagl, *A history of curiosity. The theory of travel, 1550-1800*, Chur: Harwood 1995, p. 151.

reign of Kangxi, were given a questionnaire drawn up by academicians on the orders of the minister François Michel Le Tellier de Louvois (1641-1691).¹⁰ Father du Halde's >Description de la Chine<, composed from Jesuit Letters and reports and containing translations of Chinese texts from very diverse sources, largely sought to address these questions, mostly related to Chinese history and chronology, and additionally to astronomical observations.¹¹ The French case exemplifies the pivotal role played by central governments in building oriental collections.¹² The acquisition of Chinese books by the *Bibliothèque du roi* in Paris began in the 1680s¹³ and intensified after 1720, under the administration of Abbé Jean-Paul Bignon (1662-1743), who served as Librarian to the King (1718-1739), and his successor, his brother Armand-Jérôme Bignon (in office from 1743 to 1770).¹⁴ Shipments from China to France frequently followed the instructions of scholars in France.¹⁵ Missionary scholars readily collaborated with academic institutions, leveraging the opportunity to secure political and financial support, foster correspondence networks, and gain an audience by publishing the research results in the proceedings of academies – the first scientific journal.¹⁶

- 10 Virgile Pinot, Documents inédits relatifs à la connaissance de la Chine en France de 1685 à 1740, Paris: Paul Geuthner 1932, p. 7-9.
- 11 Jean-Baptiste Du Halde (ed.), Description géographique, historique, chronologique, politique de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, 4 vols., Paris: P. G. Lemercier 1735.
- 12 For the integration of the Jesuits into the scientific program of the French monarchy, see Catherine Jami, Pékin au début de la dynastie Qing: capitale des savoirs impériaux et relais de l'Académie royale des sciences de Paris, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine (Sciences et villes-mondes, XVI^e-XVIII^e siècle) 255, 2008, no. 2, pp. 43-69; Isabelle Landry-Deron, Pour la perfection des sciences et des arts: La mission jésuite française en Chine sous le patronage de l'Académie royale, in: Filliozat and Leclant (n. 1); Cf. John O'Malley (ed.), The Jesuits. Cultures, Sciences and the Arts, 1540-1773, 2 vols., Toronto: Univ. of Toronto Press 1999-2006; Agustin Udias, Searching the Heavens and the Earth: The History of Jesuit Observatories, Berlin: Springer 2003 (Astrophysics and Space Science Library).
- 13 See Henri Cordier, Notes pour servir à l'histoire des études chinoises en Europe, jusqu'à l'époque de Fourmont l'ainé, Paris: E. Leroux 1886, pp. 399-429; Monique Cohen, A point of history: The Chinese books presented to the National Library in Paris by Joachim Bouvet, S.J., in 1697, in: Chinese Culture 31, 1990, no. 4 (Dec.), pp. 39-48; Nicolas Standaert, Jean-François Fouquet's contribution to the establishment of Chinese book collections in European libraries. Circulation of Chinese Books, in: Monumenta Serica 63, 2015, no. 2 (Dec.), pp. 361-424.
- 14 Françoise Bléchet, La création des départements et la politique d'acquisition à la Bibliothèque Royale, 1718-1741, in: Revue française d'histoire du livre 56, 1987, no. 55, pp. 167-186; idem, L'abbé Jean-Paul Bignon (1662-1743), in: Les grands intermédiaires culturels de la République des Lettres. Études de réseaux de correspondances du XVI^e au XVIII^e siècles, ed. by Christiane Berkvens-Stevelinck, Hans Bots, and Jens Häselser, Paris: Honoré Champion 2005, pp. 339-360.
- 15 For instance, in 1720, the Orientalist Étienne Fourmont (1683-1745) was commissioned to draft a memorandum guiding missionaries in their book purchases in China. Henri Omont, Missions archéologiques françaises en Orient aux XVII^e et XVIII^e siècles, 2 vols., Paris: Imprimerie nationale 1902, vol. 1, p. 809-816.
- 16 In a letter to Fréret, dated 19 October, 1736, Gaubil discusses the political aspects of this collaboration: »Comme vous me paraissés être fort zélé pour le bien public et l'honneur d'une mission fondée par le Roy Louis le Grand, j'espère que vous vous servirez de ce zèle pour nous procurer ce qui dépendra de vous, je veux dire de la protection de la part des ministres, et une disposition dans les autres savans semblable à celle

Nonetheless, the exchanges were not limited to France: the French mission maintained extensive contacts with the Academy of Sciences of St. Petersburg and the Royal Society, and in recognition of their services, some missionaries were admitted members of these academies. For instance, Father Gaubil maintained correspondence with the physician Cromwell Mortimer (1702-1752) and the historian Thomas Birch (1705-1766), who served as secretaries of the Royal Society in London, as well as with count Kirill Razumovski (1728-1803), president of the Academy of Sciences of St. Petersburg from 1746 to 1798. Gaubil was appointed a member of the Imperial Academy of St. Petersburg (1739), a corresponding member of the *Académie des Sciences* in Paris (1750), a member of the *Académie des Inscriptions et Belles-lettres* [AIBL] (1751), and a member of the Royal Society in London (1754).

In parallel with the official circuits, personal networks were fostered through which information and materials circulated. Certain European scholars interested in China, including the first lay sinologists, directly engaged with the missionaries in China, establishing various forms of collaboration.¹⁷ Father Gaubil maintained an extensive correspondence with various scholars, including sinologists Étienne Fourmont, Nicolas Fréret (1688-1749), Deshauterayes, and Deguignes, in France, or the Prussian Orientalist Gottlieb Siegfried Bayer (1694-1738) and the French astronomer Joseph-Nicolas Delisle in Russia.¹⁸ It is worth noting the significant role played by Delisle, who resided in Saint Petersburg from 1725 to 1747, serving as the director of the city's Observatory, an institution he helped establish. Delisle corresponded with the Jesuit Étienne Souciet (1671-1744) in Paris and with Jesuits in China for over forty years (1726-1766). Alongside his personal letters, Delisle's collection comprises a significant body of correspondence exchanged between missionaries and European scholars.¹⁹ For instance,

que vous avés. [...] Par plusieurs lettres des nôtres et de plusieurs séculiers bien instruits, je vois qu'en Europe et surtout en France et dans les Pays-Bas il se fait comme de nouvelles associations contre les Jésuites en général, et contre nous en particulier; il est difficile que tous ces efforts ne nous nuisent, et n'empêchent bien des gens de nous faire le bien qu'ils nous seroient sans cela« (»As you appear to me to be very zealous for the public good and the honor of a mission founded by King Louis the Great, I hope that you will use this zeal to provide us with what depends on you, I mean protection from ministers, and a disposition among other scholars similar to that which you have. [...] Through several letters from ours and from several well-educated seculars, I see that in Europe and especially in France and the Netherlands there are new associations being formed against the Jesuits in general, and against us in particular; It is difficult for all these efforts not to harm us, and prevent many people from doing us good that they would otherwise do to us«). Gaubil (n.1).

17 Extracts of the correspondence between Fourmont and Father de Prémare were published in Fourmont's >Grammaire chinoise<. Cf. Jean-Jacques Dortous de Mairan, *Lettres de M. de Mairan au R. P. Parrenin, Missionnaire de la Compagnie de Jésus à Pékin, contenant diverses questions sur la Chine*, Paris: Desaint et Saillant 1759; Claudia von Collani, *Gottfried Wilhelm Leibniz and the China Mission of the Jesuits*, in: *Das Neueste über China. G. W. Leibnizens Novissima Sinica von 1697*, ed. by Wen-chao Li and Hans Poser, Stuttgart: Steiner 2000, pp. 89-103.

18 Gaubil (n. 1).

19 In a letter to Delisle, Gaubil acknowledges that he was informed that >vous vous intéressiés plus que les autres à conserver ce qu'on vous envoyoit de Chine« (»you were more interested than others in keeping what was sent to you from China«). À Delisle, Note non datée (août 1752?). Gaubil (n. 1). Delisle's

Delisle acquired from Fréret's heirs the scholar's correspondence with various missionaries in China, such as Gaubil, Parrenin (1735-1737), de Maila (1735-1739), de Prémare (1733-1735), Régis (1735-1737), and Gollet (1731-1739). Additionally, Delisle obtained many letters that Father Étienne Souciet received from missions, particularly those from China (years 1729-1736), along with accompanying memoirs.

As part of these exchanges, copies of Jesuits works were sent directly to Parisian scholars, or indirectly through Souciet, who succeeded Father Berthier as director of *»Mémoires de Trévoux«*.²⁰ Father Gaubil, who translated portions of several Chinese canonical books and historical works and wrote treatises on astronomy, chronology, geography, and history, sent his copies to Souciet, but also shared his writings especially with Fréret. Among other missionary manuscripts, Fréret received a copy of a work by Father Régis, a critical history of the Chinese classics, and he offered to have it printed at his own expense.²¹ However, this never occurred, despite Gaubil's insistence that *»this work by Father Régis should definitely be printed for those who want to know something real about China«*.²² Besides Gaubil's translation of the *»Chou king«*, other manuscripts sent to Paris include a translation of the *»Y king«* by Fathers Du Tartre, Régis, de Mailla, and of the *»Chi king«* by Father De la Charme. These writings have been recuperated by Delisle following Souciet's death, and Gaubil hoped that Delisle could help publishing these texts.²³ He often expressed his dismay at the fact that there was such a delay in publishing the translation of the Chinese classics in Europe, arguing that *»It's something else to see a few truncated fragments of King and history, and to see the whole thing in its entirety.«*²⁴ In a letter to Delisle from Peking, dated 28 August 1752, Father Gaubil once again expressed his disappointment:

Après que vous aurés vu ce que M. Fréret avoit ramassé, ce que le P. Souciet a laissé, ce que le P. Patouillet a ramassé, vous conclurés que la plupart de nos P.P. ont bien perdu leur temps et leur peine en envoyant à Paris quantité de mémoires et écrits, dont quelques-uns ont été rejettés comme ridicules, d'autres mis en lambeaux par-ci par-là, sans faire un tout, d'autres abandonnés: voilà à quoi a abouti tant de peine prise; et l'exemple du passé instruit pour l'avenir.²⁵

collection comprises 17 portfolios, with a portion housed at the Paris Observatory and the remainder at the Depot of the Navy.

20 Father Etienne Souciet was also the editor of the collective work *»Observations mathématiques, astronomiques, géographiques, chronologiques et physiques, tirées de anciens livres chinois ou faites nouvellement aux Indes et à la Chine, par les Peres de la Compagnie de Jésus«*, 3 t. in 2 vols., Paris: Rollin 1729-1732.

21 À Delisle, 31 Oct. 1750. Gaubil (n. 1). This work had been used by Father Du Halde in his collection *»Description de la Chine«*. Cf. À Deshauterayes, 17 Nov. 1754. Gaubil (n. 1).

22 À Deshauterayes, 17 Nov. 1754, *ibid*.

23 À Delisle, 31 Oct. 1750, *ibid*.

24 À Delisle, 28 Aug. 1752, *ibid*.

25 *»After you have seen what Mr. Fréret had collected, what Father Souciet left behind, what Father Patouillet had gathered, you will conclude that most of our Fathers have wasted their time and effort in sending to Paris a quantity of memoranda and writings, some of which have been rejected as*

2. Blockages

The Jesuit missionaries in China maintained contact with the academic community in France, sharing their works, and evidence suggests that their manuscripts were frequently circulated and exchanged between scholars. Nonetheless, aside from the collective publishing efforts of the Society of Jesus, the works of Jesuit missionaries encountered challenges in finding the way to the print in Europe.²⁶ For instance, two major works by Gaubil have only been published in 1814, by the Orientalist Antoine-Isaac Sylvestre de Sacy (1758-1838), after being discovered by the astronomer Laplace in the archives of the Observatory. The original manuscript of Gaubil's ›Traité de la chronologie chinoise‹, on which he worked for over 22 years, arrived in Paris in 1749, just after Fréret's death, and eventually reached Bougainville, Fréret's executor.²⁷ The manuscript of ›Abrégé de l'histoire chinoise de la grande dynastie Tang‹, sent to Paris in 1753,²⁸ was handed by Bougainville to Deguignes. A small portion of this text was published in 1791, in the collection ›Mémoires concernant les Chinois‹, but the major part was only published in the same collection in 1814.²⁹ Similarly, the manuscripts of another Jesuit in China, Claude Visdelou, though having circulated outside Jesuit circles, only saw publication four decades after his death, in 1777-79, in a new edition of Barthélemy d'Herbelot's ›Bibliothèque orientale‹.³⁰ The reception of Jesuit missionary writings in Europe followed a similar pattern, with only a small number of these memoirs and translations being published,³¹ while the majority remained unpublished, overlooked, forgotten, or even lost. This sentiment was echoed in a 1777 review, published in the ›Journal

ridiculous, others torn to shreds here and there, without forming a coherent whole, and others abandoned: this is the result of so much effort taken; and the example of the past instructs for the future.« Gaubil (n. 1).

- 26 Cf. Virgile Pinot, *La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France: 1640-1740*, Paris: Paul Geuthner 1932 (Slatkine reprints, Geneva 1971), p. 213 et sqq.
- 27 Antoine Gaubil, *Traité de la chronologie chinoise, divisée en trois parties, composé par le père Gaubil, missionnaire à la Chine, et publié pour servir de suite aux Mémoires concernant les Chinois*, Paris: Treuttel et Würtz 1814. The manuscript of Father Gaubil in French is preserved in the library of the *Observatoire de Paris*: *Mémoires pour servir à l'histoire de l'astronomie et de la chronologie chinoises*. Recueil II, cor. Delisle, B 1/12 (cote Delisle 152), 1 portefeuille, in-fol.
- 28 Au P. Berthier, 14 Nov. 1753, Gaubil (n. 1); À Deshauterayes, 17 Nov. 1754, *ibid*.
- 29 Antoine Gaubil, *Abrégé de l'Histoire chinoise de la grande Dynastie T'ang*, in: *Mémoires concernant les Chinois*, 16 vols., Paris: Nyon 1776-1814, t. 15 (1791), pp. 399-516; t. 16 (1814), pp. 1-596. See ›Avertissement‹, *ibid.*, t. 15 (1791), p. ij. The manuscript passed into Abel-Rémusat's and then Etienne Quatremère's collection, and was acquired, along with a portion of his collection, by the royal library of Munich. Cf. Henri Cordier, *Bibliotheca Sinica. Dictionnaire bibliographique des ouvrages relatifs à l'Empire chinois*, 3 vols., Paris: E. Leroux 1888-1895, t. III-supplément (1895), p. 1592.
- 30 Barthélemy d'Herbelot, *Bibliothèque orientale*, 4 vols., The Hague: J. Neaulme and N. van Daalen 1777-79 [suppl. 1782].
- 31 For example, another writing by Father Gaubil, the *Histoire de Gentchiscan et de toute la dinastie des Mongous*, Paris: Briasson 1739. Gaubil mentions that several parts have been suppressed by censorship (Gaubil (n. 1), p. 820).

des Sçavans«, regarding the joint edition of Father de Mailla's book on the history of China, undertaken by Deshauterayes and Abbé Jean-Baptiste Grosier (1743-1823):³²

On désirait depuis long-temps la publication de cet Ouvrage du P. de Mailla. *Les Missionnaires de la Chine ont souvent envoyé en France, ou des Traductions ou des Observations; la plupart ont été d'abord négligées, & ensuite perdues. Il étoit à craindre que cette Traduction des Annales, intitulées: Tong-kien-kang-mou, n'éprouvât le même sort;* mais, grâce aux soins des Editeurs, M. l'Abbé Grosier & M. Deshauterayes, nous allons en jouir; & le Public pourra connoître d'une manière plus satisfaisante, l'Histoire de cet Empire, qui a, depuis un temps immémorial, des Historiens, dont la chronologie va perdre dans les temps les plus reculés.³³

The work mentioned in this extract was a translation of the >T'ung-chien kang-mu< (>Tongjian gangmu<), an abridged version by the Chinese philosopher Chu Hsi (Zhu Xi, 1130-1200) of the work by Ssu-ma-Kuang (Sima Guang) entitled >Tze-ehin t'ung-chien< (>Zizhi tongjia<, Complete mirror on the illustration of government), the most famous historical work of the eleventh century in China. This is a general history of China from 403 BCE to 959, which stands out for its exhaustive research of various kinds of sources (including literary works and inscriptions) and an in-depth criticism of the documents. Having received this translation already in 1736,³⁴ Fréret planned to publish it, but this finally occurred only several decades after his death.

How can we explain the indifference that European lay scholars seem to have shown towards the output of Jesuit missionaries in China until the last decades of the eighteenth century? A relatively harmless explanation lies in the priorities of European scholars.³⁵ During this period, there were very few lay sinologists, and the considerable investment required to learn the language, especially for someone who was not in the field, left little leisure time. These scholars had their own interests and research agendas, as evidenced by the case of Deguignes, which will be discussed here. However, a closer study of the relationship between the two circles reveals flaws in the collaborative attempt and underscores that the stakes involved in the production of knowledge extend beyond the strictly scientific field.

32 Joseph-Anne-Marie de Moyriac de Mailla, *Histoire générale de la Chine ou Annales de cet Empire* traduites du Tong-Kien-Kang-mou, 13 vols., Paris: Ph. D. Pierres/Clousier 1777-1785.

33 »The publication of this work by Father de Mailla has long been desired. *The Missionaries of China have often sent either Translations or Observations to France; most of them were neglected at first and then lost. It was to be feared that this Translation of the Annals, entitled Tong-kien-kang-mou, would suffer the same fate;* but, thanks to the care of the Editors, M. l'Abbé Grosier & M. Deshauterayes, we are going to enjoy it; & the Public will be able to know in a more satisfactory way, the History of this Empire, which has, since time immemorial, Historians, whose chronology will lose in the most remote times«, in: *Journal des Sçavans*, Aug. 1777, pp. 527-536, p. 527 (emphasis added).

34 À Fréret, 29 Oct. 1736. Gaubil (n. 1).

35 Other explanations, that seem less relevant, were proposed by Pinot, such as the public's disinterest in this type of publications, or the modesty of the Jesuits. Pinot (n. 26), p. 218-219.

Relations between the two milieus were often marked by antagonism. On one hand, while recognising the importance of aligning with the scholarly world of the royal academies, which not only provided financial support, but also validated their expertise on China, Jesuits were suspicious about the intentions of academics and often sought to monopolise the dissemination of information about China.³⁶ On the other hand, scholars in Europe hesitated to endorse knowledge produced by Jesuit missionaries, often criticizing their works for perceived shortcomings in meeting scientific criteria, disputing evidences, and expressing doubts about the credibility of their sources.³⁷ Gaubil mentions this in a letter to Mortimer, in 1752, while in a letter to Fréret in 1741, commenting on Fourmont's work, he openly shares his doubts about the efficacy of state policy investing on metropolitan scholars rather than on missionaries.³⁸

The Jesuit educational system and their relationships with elites and political leaders had assured cultural hegemony of the Jesuits in Europe. However, in the early decades of the eighteenth century, the Jesuits' relationship with political power in France soured due to their stance in the confrontation between Gallicanism and Rome.³⁹ Unlike other orders, such as the Benedictines and the Oratorians, the Jesuits refused Gallican ideas, treating the Jansenists as heretics.⁴⁰ The Society retained an influence on intellectual life, even at the height of the Age of Enlightenment, but this controversy not only damaged the credibility of the Jesuits, who were blamed for supporting religious and political despotism, but also impacted their involvement in knowledge production. Assuming the role of staunch guardians of Roman orthodoxy, Jesuits sought to tighten their hold on censorship, adopting a defensive posture against Enlightenment innovations, at cross-purposes to their scientific and literary pursuits.⁴¹ While the Maurists of the Saint-Germain-des-Prés circle gained popularity, their

- 36 In his letters to Fathers Souciet and Berthier, Gaubil asked for information about Parisian scholars that had contacted him and approval of this exchanges. Au P. Berthier, 14 Nov. 1753. Gaubil (n. 1); Au P. Souciet, 4 Oct. 1736, *ibid.*
- 37 For instance, the debate around the Nestorian stele of Si-ngan-fou, discovered in 1625 or the authenticity of texts included in Du Halde's *Description de la Chine*. Cf. Isabelle Landry-Deron, *La preuve par la Chine. La »Description« de J.-B. Du Halde, jésuite, 1735*, Paris: Éd. de l'EHESS 2002, p. 20. Subsequently, the articles featured in the *Memoires concernant les Chinois* triggered debates at the AIBL.
- 38 »M. Costard n'est pas le seul qui aye des douttes sur ce que les missionnaires ont envoyé et envoient.« À Mortimer, 12 Nov. 1752. Gaubil (n. 1); à Fréret, 2 Oct. 1741, *ibid.* In another letter, to abbé Sallier, Gaubil expresses his doubts regarding the efficiency of Fréret's works about Chinese literature. Abbé Sallier, 16 Oct. 1753, *ibid.*
- 39 On Gallicanism, see André Morel, *L'idée gallicane au temps des guerres de religion*, Aix-en-Provence: Presses Univ. d'Aix-Marseille 2003. Cf. Aimé Georges Martimor, *Le gallicanisme de Bossuet*, Paris: Cerf 1953.
- 40 J. Gres-Gayer, *The Unigenitus of Clement XI: A French Look at the Issues*, in: *Theological Studies* 49, 1988, pp. 259-282; C. Maire, *De la cause de Dieu à la cause de la nation: le jansénisme au XVIIIe siècle*, Paris: Editions Gallimard 1998.
- 41 John McManners, *Church and Society in eighteenth century France*, 2 vols., Oxford: Clarendon Press 1998, vol. 2, p. 518.

account of the Gallican past earning them favour from authorities and public sympathy, the Jesuits increasingly found themselves isolated.⁴² At the same time, the reputation of the Society was eroded due to debates surrounding missionary methods and the dispute over rites, the Jesuits being blamed for their policy of accommodation.⁴³

The suppression of the Society of Jesus across the kingdoms of Europe significantly influenced scholars' perspectives on missionary works. Following their expulsion from Portugal in 1759, the Society faced suppression in France in 1764, leading to the confiscation of the Jesuits' house of profession (now the Lycée Charlemagne).⁴⁴ Jesuit manuscripts were then entrusted to the Abbey of Saint-Germain-des-Prés and, ultimately, in 1795, to the *Bibliothèque nationale* under the supervision of Silvestre de Sacy.⁴⁵ The dissolution of the Society of Jesus in France triggered a systematic effort to publish the works produced by Jesuit missionaries in preceding years. Metropolitan scholars, who already possessed a substantial body of work and were no longer apprehensive about contributing to the Society's popularity, now undertook the publication of Jesuit manuscripts. In addition, the political context in China and the associated difficulties in accessing information and obtaining Chinese manuscripts and books enhanced the value to the works produced by missionaries in the late seventeenth and early eighteenth centuries.⁴⁶ Lastly, information and materials on science and technology in China, being more practical and less likely to fuel politico-religious quarrels, garnered particular attention by the political authorities during this period.⁴⁷ Aligning with the physiocratic movement's fascination with China, Henri Léonard Jean Baptiste Bertin (1720-1792) strongly supported this new direction by fostering literary correspondence with China and sponsoring the most important publication of the latter half of the eighteenth century, the *Mémoires concernant l'Histoire, les Sciences, les*

42 Bruno Neveu, *Érudition et religion aux XVII^e et XVIII^e siècles*, Paris: Albin Michel 1994, p. 179.

43 René Étiemble (ed.), *Les Jésuites en Chine. La Querelle des rites, 1552-1773*, Paris: R. Julliard 1966; David E. Mungello (ed.), *The Chinese Rites Controversy: Its History and Meaning*, Nettetal: Steyler Verlag 1994.

44 In 1767, Spain banned the Society, and Pope Clement XIV officially suppressed it in 1773. In France the dissolution of the Society was due to a decision of the courts (in particular of the Parlement of Paris, chief champion of the Gallican liberties) in 1762, on the grounds of its legally precarious position, and not to a royal initiative. Cf. Dale K. Van Kley, *The Jansenists and the Expulsion of the Jesuits from France, 1757-1765*, New Haven, CT: Yale Univ. Press 1975.

45 Cf. Joseph Brucker, *Episodes d'une confiscation, 1762. Les manuscrits jésuites de Paris*, in: *Études* 88, 1901, pp. 497-519. During the French Revolution, the confiscation of private libraries led to the National Library acquiring 100.000 printed books and 70.000 manuscripts.

46 The political and administrative restrictions imposed on foreigners included the prohibition of residing within the empire, the ban on teaching Chinese to foreigners, and the restriction on exporting Chinese books.

47 Harold Lopparelli, *Penser la production de connaissances sur la Chine entre Pékin et Paris à la fin du XVIII^e siècle: pratiques administratives et politiques des savoirs*, in: *Entre Mer de Chine et Europe. Migration des savoirs, transfert des connaissances, transmission des sagesse du 17^e au 21^e siècle*, ed. by Paul Servais, Louvain-la-Neuve: L'Harmattan academia 2011, pp. 59-76. Cf. Henri Bernard-Maitre, *Le >petit Ministre< Henri Bertin et la correspondance littéraire de la Chine à la fin du XVIII^e siècle*, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 92, 1948, no. 4, pp. 449-451.

Arts, les Mœurs, les Usages, etc, des Chinois<.⁴⁸ Initially intended to respond to a questionnaire drawn up by Turgot on various aspects of Chinese civilisation, this collection comprised several memoirs on mechanical and technical processes, agriculture, porcelain manufacture and architecture, often accompanied by illustrations from printed books, drawings and albums of paintings. These memoirs were authored by the last survivors of the French mission at the court of the Emperor Qianlong (r. 1736-1795), primarily Fathers Joseph-Marie Amiot (1718-1793) and Pierre-Martial Cibot (1727-1780), and two Chinese converts, Ko and Yang, who had spent a year in France studying textile technology and chemistry before returning to China. The publication was overseen by Abbé Charles Batteux (1713-1780) and, after Batteux's death, by Louis-Georges de Bréquigny (1714-1795), both members of the AIBL and the *Académie française*. However, as these two scholars lacked command of Chinese and expertise in China, the sinologist Joseph Deguignes (1720-1800) became heavily involved.⁴⁹

In the context of rediscovery of Jesuit works, Gaubil's translation of the >Chou king< was published during this period. The publication initiatives continued well into the nineteenth century,⁵⁰ with subsequent generations of sinologists acclaiming the contribution of Jesuit missionaries to the development of Chinese studies and often blaming their predecessors, the first lay sinologists, for their prejudices against them.⁵¹ How, then, did the scholars of Deguignes's generation, overseeing these early editions of missionary texts, proceed? To answer this question, we will take a closer look at the example of Father Gaubil's translation of the >Chou king<, edited by Deguignes.

3. *The edition of the >Chou king<*

In 1752, Father Gaubil wrote to Delisle that he was not counting too much on any real use of his translation of the >Chou king<, which had been left dormant for many years, predicting that the scholarly world would wait a long time for a complete translation

48 Cf. supra; Joseph Dehergne, *Une grande collection: Mémoires concernant les Chinois (1776-1814)*, in: *Bulletin de l'École française d'Extrême-Orient* 72, 1983, pp. 267-298. Cf. Pierre Huard, Ming Wong, *Les enquêtes françaises sur la science et la technologie chinoises au XVIII^e siècle*, in: *Bulletin de l'École française d'Extrême-Orient* 53, 1966, no. 1, pp. 137-226.

49 For instance, vol. 7 (1780) was edited by Deguignes, who meticulously crafted a comprehensive table of contents and provided an editor's note (pages iii-vii).

50 It is worth noting the following works by Joseph-Henri de Prémare: *Notitia linguae sinicae*, Malacca: *Academiae anglo-sinensis* 1831 (for technical reasons the edition could not be done in Paris. The manuscript was transmitted by Rémusat to the English sinologist Reverend Morrison); *Lettre inédite sur le monothéisme des Chinois*, 1861 (manuscript preserved at the National Library and published, under this title, by Guillaume Pauthier); *Vestiges des principaux dogmes chrétiens tirés des anciens livres chinois*, transl. from Latin by A. Bonnetty and P. Perny, Paris: Bureau des Annales de Philosophie Chrétienne 1878.

51 On the relationship between nineteenth century sinology and the Jesuit heritage, see Paul Demiéville, *La sinologie*, Paris: Librairie Larousse 1934 (>La Science française<, pp. 105-114).

of the Chinese classics.⁵² In his preface to the edition of Father Gaubil's translation of the >Chou king<, Joseph Deguignes acknowledges:

Le P. Gaubil s'est plaint quelquefois, dans les Lettres qu'il m'a écrites, de ce qu'on ne faisoit aucun usage des Mémoires & des Traductions qu'il envoyait en Europe, & de ce qu'elles restoient ensevelies dans l'oubli. J'ai donc cru pouvoir faire imprimer la traduction du >Chou-king<, qu'il avoit envoyée autrefois de Pe-king.⁵³

A pupil of Étienne Fourmont, Joseph Deguignes (1721-1800) belonged to the second generation of French lay sinologists.⁵⁴ He embodied the academic spirit of the Age of Enlightenment and enjoyed a highly successful career. In 1745, Deguignes was appointed interpreter at the *Bibliothèque du Roi*, and by 1753 he became an associate member of the AIBL. Four years later, in 1757, he secured the chair of Syriac at the *Collège royal*. Additionally, Deguignes was attached to the >Journal des savants<, held the position of a royal censor, and a guardian of antiques at the Louvre, and he actively participated in various committees of the AIBL. Deguignes played a key role in the transnational network forming around Chinese studies and significantly contributed to the publication of Jesuit works in the late decades of the eighteenth century.⁵⁵ The aforementioned Father Gaubil's translation of the >Chou king<, received in Paris around 1740, remained unpublished for decades.⁵⁶ Its publication by Deguignes in 1770 marked the first printed translation of the >Chou King<, and also the first translation of one of the Five Classics on Confucianism into an European language. This was an in-quarto edition by the publisher Nicolas-Martin Tillard (1723?-1773), comprising 635 pages of text and 4 pages of engraved plates in intaglio. <Fig. 1> Both the format and the plates, as well as other technical details indicate a rather prestigious publication, which also aimed to provide visual information on China.

52 À Delisle, 28 Aug. 1752. Gaubil (n. 1).

53 »Father Gaubil sometimes complained, in the letters he wrote to me, that no use was made of the Memoirs and Translations he sent to Europe, and that they remained buried in oblivion. I therefore thought I could print the translation of the >Chou-king<, which he had once sent from Pe-king.« Joseph Deguignes, Préface, in: Antoine Gaubil, *Le Chou-King, un des livres sacrés des Chinois*, ed. by Joseph Deguignes, Paris: N. M. Tillard 1770, p. i.

54 Though frequently written as »De Guignes«, I prefer to use the spelling as it appears in the letters he signed. For biographical information, see: Notice sur sa vie et ses ouvrages, in: *Hist. AIBL*, t. 47 (1784-1793, publ. 1808) p. 770 et sqq.

55 Qing Gaozong (Kien-Long, emperor of China), *Éloge de la ville de Moukden et de ses environs*, transl. by J.-M. Amiot, Paris: N. M. Tillard 1770; Joseph-Marie Amiot, *Art militaire des Chinois*, Paris: Didot 1772; idem, *Mémoire sur la musique des Chinois tant anciens que modernes*, in: *Mémoires concernant les Chinois*, t. 6 (1780).

56 À Fréret, 2 Oct. 1741: »La version du >Chou king< doit être arrivée à Paris, avec celle du >Chi king< par le P. Lacharme. J'ai presque prête celle du livre >Y king<, mais je vois que ces sortes de versions sont peu du goût de la plupart de gens« (»The version of the >Chou king< must have arrived in Paris, with that of the >Chi king< by Father Lacharme. I almost have the one from the book >Y king< ready, but I see that these kinds of versions are not to the taste of most people«). Gaubil (n. 1).

Shu-ching
LE CHOU-KING,
UN DES LIVRES SACRÉS
DES CHINOIS,

QUI renferme les Fondemens de leur ancienne Histoire, les Principes
de leur Gouvernement & de leur Morale ;

OUVRAGE RECUEILLI PAR CONFUCIUS.

Traduit & enrichi de Notes, par Feu LE P. GAUBIL, Missionnaire à la Chine.

Revu & corrigé sur le Texte Chinois, accompagné de nouvelles Notes, de Planches gravées en
Taille-douce & d'Additions tirées des Historiens Originaux, dans lesquelles on donne
l'Histoire des Princes omis dans le Chou-king.

PAR M. DE GUIGNES,

*Professeur de la Langue Syriacque au College Royal de France, de l'Académie
Royale des Inscriptions & Belles-Lettres, Interprete du Roi pour les Langues
Orientales, Garde de la Salle des Antiques du Louvre, Censeur Royal, &
Membre des Sociétés Royales de Londres & de Gouttingue.*

On y a joint un Discours Préliminaire, qui contient des Recherches sur les tems antérieurs à ceux
dont parle le Chou-king, & une Notice de l'Y-king, autre Livre Sacré des Chinois.



A PARIS;

Chez N. M. TILLIARD, Libraire, Quai des Augustins, à S. Benoît.

M. DCC. LXX.

AVEC APPROBATION, ET PRIVILEGE DU ROI.

Figure 1

**Pagination of Antoine Gaubil, *Le Chou-King, un des livres sacrés des Chinois*,
Joseph Deguignes (ed.), Paris: N. M. Tillard, 1770**

Title	Author/Translator	Pagination	Number of pages
Préface	Joseph Deguignes	pp. i-xliij	43
Discours préliminaire ou Recherches sur les tems antérieurs à ceux dont parle le Chou-king, & sur la Mythologie Chinoise	Père de Prémare	pp. xlv-cxxxviiij	95
Table des chapitres du Chou-king	Joseph Deguignes	pp. cxxxiiij-cxlv	6
Chou-king (includes additions)	(tr.) Antoine Gaubil (ad.) Joseph Deguignes	pp. 1-318	318
Explication des planches Planche I: instruments chinois Planche II: étendards et armes Planche III: chars, habits, symboles, ornements des anciens souverains Planche IV: symboles	Joseph Deguignes	pp. 319-355 p. 319 p. 327 p. 336 p. 352	41
Différentes observations sur le Chou-king (includes Recherches sur les Caractères Chinois)	Antoine Gaubil (P. de Mailla)	pp. 356-398 (pp. 380-398)	43 (19)
Notice du livre chinois nommé Y-king ou Livre canonique des changemens, avec des notes (includes préface) (includes Lettre de M. Visdelou aux Cardinaux de la Congrégation de Propaganda Fide) (includes Remarques de M. Visdelou, pour servir de supplément & d'explication à l'Ouvrage précédent)	Claude Visdelou (Joseph Deguignes) (Claude Visdelou) (Claude Visdelou)	pp. 401-436 (pp. 401-403) (pp. 404-406) (pp. 428-436)	36 (3) (9) (3)
Table des matières (= Index)	Joseph Deguignes	pp. 437-474	38

Table 1

Deguignes enriched his edition by incorporating several additional texts, in particular two writings by Jesuit missionaries. (Table 1) The first text, authored by Father de Prémare (Joseph-Henry de Prémare, 1666-1736), focused on Chinese mythology, and was titled by Deguignes ›Recherches sur les tems antérieurs written à ceux dont parle le Chou-king, & sur la Mythologie Chinoise‹.⁵⁷ It was presented as a ›Discours préliminaire‹ and placed before Gaubil's translation to more effectively convey that it concerns the epochs preceding the period covered by the ›Chou king‹. Although a copy of this manuscript was likely sent to Paris earlier, either to Fréret or to Father Souciet, Deguignes accessed this work through another source, Joseph Julien Duvelaër (1709-1785), a member of the *Compagnie des Indes*.⁵⁸ Born into a family of Dutch privateers based in Saint-Malo, Duvelaër had amassed his fortune in China, married a Chinese woman from Canton, and upon returning to Europe with her, he became Count of Lude after acquiring the castle and lands of Le Lude in 1751. This case underscores the diverse networking and circulations less commonly known between scholarly circles and other milieus.

The second text that Deguignes decided to include in his edition was a treatise on another Chinese classic, the ›Yijing‹ (Book of Changes), titled ›Notice du Livre chinois nommé Y-king, ou Livre canonique des Changemens Y-king‹, written by Claude Visdelou (1656-1737), one of the six ›King's mathematicians‹ sent to China by Louis XIV.⁵⁹ Deeply involved in the dispute over rites, Visdelou opposed the accommodation policy of the Chinese mission and contested the idea that Confucianism was a precursor to Christianity, asserting instead that the Chinese had always been atheists or idolaters. In 1708, Visdelou, along with the other Jesuits opposing the rites, was exiled by the Chinese emperor and settled in Pondicherry, where he spent the remainder of his life in the house of the French Capuchins. Maintaining close contact with Rome through correspondence initiated in 1712, Visdelou, at the Pope's invitation, submitted his writings about China to the the *Propaganda Fide*, in 1728.⁶⁰ The treatise on ›Y-king‹ was part of this shipment. Visdelou had also translated the ›Chou

57 The title of the Latin manuscript found in the Brotier collection of the Archives of the Jesuits in Paris (Vanves) is: ›*Antiquae traditionis Selecta Vestigia ex Sinarum monumentis eruta*‹.

58 Deguignes, Préface, in Gaubil (n. 53), p. xliij.

59 Visdelou's ›Notice‹ will later be reproduced in Guillaume Pauthier, *Les Livres sacrés de l'Orient*, Paris: Firmin Didot/Aug. Desrez 1840, pp. 137-149. The ›Yijing‹, the oldest written monument of the Chinese, is a manual of divinatory interpretation used at the Zhou court. The first edition of the ›Y-king‹ in Europe was a Latin translation by Father Régis: Jules Mohl, *Y-king, antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex sac. Jesu P.P., 2 t. in 1 vol., Stuttgart, Tübingen: J. G. Cotta 1834-1839*. Cf. Claudia von Collani, *The First Encounter of the West with the Yi-jing*, Introduction to and edition of letters and Latin translations by French Jesuits from the 18th Century, in: *Monumenta Serica* 55, 2007, pp. 277-387.

60 See Lettre de M. Visdelou aux Cardinaux de la Congrégation de Propaganda Fide et Remarques de M. Visdelou, pour servir de supplément & d'explication à l'Ouvrage précédent, in: Gaubil (n. 1), p. 404-406. While these writings were never published, they likely served as documentation for the two papal bulls issued by Pope Benedict XIV (in 1742 and 1744), effectively concluding the dispute over rites.

king<, but Gaubil was unaware of this.⁶¹ Deguignes explains that he decided to publish Visdelou's treatise because he thought that it would probably be difficult to print a work of this kind in Europe. The copy used by Deguignes was part of an in-folio manuscript volume containing various works by Visdelou, along with the complete translation of the >Y-king< by a missionary, likely P. Régis. The volume had been donated to the *Bibliothèque du roi* by Marc-Antoine Léonard Desmalpeines (1700-1768), a councillor at the Châtelet and hospital administrator, shortly before his death.⁶² However, it is still unknown how he acquired it. A passionate devotee of letters and languages, Desmalpeines undertook the translation of Warburton's essay on hieroglyphics into French and also left behind numerous manuscript works.⁶³

Deguignes had previously expressed his esteem for Father Gaubil, whom he described as »... the most learned missionary we have«.⁶⁴ At this time, Deguignes was at the beginning of his career and, since 1752, had corresponded with Father Gaubil – an exchange which lasted until Gaubil's death in 1759.⁶⁵ Gaubil, who had authorised Deguignes to use his writings,⁶⁶ appreciated Deguignes' command of Chinese but expressed doubts about some of his work. For instance, Gaubil dismissed Deguignes' identification of the kingdom Fou-sang, mentioned in >Wenxian tongkao<, a work

61 »Je ne savois pas que M. de Visdelou eût traduit le Chou king; un de nos pères traduisit ici ces années passées le Li ki, mais il y a bien de la critique à employer et bien des précautions à prendre, pour pouvoir rendre utile cette traduction.« À Deshauterayes, 10 Aug. 1752. Gaubil (n. 1).

62 Deguignes, Préface, in Gaubil (n. 53). The other works that this volume comprises are those included in the manuscript sent to Rome in 1728: Quelques observations sur la Bibliothèque Orientale de M. d'Herbelot, en cinq cahiers; la Traduction du Monument Chinois, avec des notes; une Table chronologique des Empereurs de la Chine. Cf. BNF, NAF 22167: Visdelou, Mélanges sur la Chine.

63 William Warburton, Essai sur les hiéroglyphes des Égyptiens, où l'on voit l'origine & le progrès du langage et de l'écriture, l'antiquité des sciences en Égypte, & l'origine du culte des animaux ..., Paris: Hippolyte-Louis Guérin 1744 (original: The Divine Legation of Moses demonstrated on the Principles of a Religious Deist, 2 vols., London: F. Gyles 1738-1741).

64 Joseph Deguignes, Additions II. Lettre à MM. Les Auteurs du Journal des Sçavans, pour servir de réponse à quelques Observations de MM. Les Journalistes de Trévoux sur l'histoire des Huns, dans laquelle on donne une idée de l'Histoire et de la Chronologie Chinoise, in: idem, Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols, & des autres Tartares Occidentaux etc., 4 t. in 5 vols., Paris: Desaint et Saillant 1756-58, vol. 4, pp. 345-362, p. 358.

65 Gaubil (n. 1). Cf. Copies de deux lettres écrites au P. Gaubil, par de Guignes, par Deshauterayes, in: Observatoire de Paris, Fonds particuliers, B1/1-8, E1/13, B2/5, Inventaire détaillé de la correspondance de Joseph-Nicolas Delisle. Father Gaubil's letters to Deguignes were published in the >Journal des Sçavans<, along with Deguignes' critical remarks. See: Première lettre du P. Gaubil à M. de Guignes, À Péking, le 4 Dec. 1752, in: Journal des Sçavans, août 1766, pp. 527-529; Seconde lettre, À Péking, le 31 Oct. 1755, in: ibid., août 1766, pp. 529-532.

66 »Je vous laisse entièrement libre sur l'usage que vous voudrés faire, soit de ce que vous avés déjà vu de moi, soit de ce que vous verrés; soyez seur que je ne me formaliseray de rien. Je suppose que vous ne trouverés pas mauvais si je trouve quelques fois des raisons pour n'être pas de votre avis, dans ce que je lirai de vos écrits sur la Chine ou pays voisins« (»I leave you entirely free on the use you wish to make, either of what you have already seen of me, or of what you will see; Rest assured that I will not take offense at anything. I suppose that you will not find it bad if I sometimes find reasons not to be of your opinion, in what I read of your writings on China or a neighboring country«). À Deguignes, 4 Dec. 1752.

by Chinese historian Ma Duanlin (1254-1325), with America, and Deguignes' conclusion that the Chinese had travelled to America (California) in 458 BCE, several centuries before the Europeans discovered the continent.⁶⁷ In this, Deguignes was aligning with some missionaries advocates of the monogenism. Gaubil maintained that this travel was a fable, pointing out that such an element was not corroborated by other sources (in particular the history of the Tang dynasty) and stressed the need for a critical method in examining this work. Gaubil also received some extracts of Deguignes' >Histoire des Huns<, which he judged satisfying but it seems he did not receive the entire work before his death.⁶⁸

In his extensive preface, Deguignes provides information about the >Chou king<, the historical context, and historiography in China, and explains how this work connects with his own research on the origins of Chinese civilisation. He also elaborates on his approach, thus providing insights into the scholarly practices and methods employed in editing Oriental texts in the latter half of the eighteenth century. Despite his esteem, Deguignes made significant changes to Father Gaubil's translation. Emphasizing the ethical aspect of his approach, he explains that he chose to revise Gaubil's translation rather than creating a new one, as a mark of respect for the Jesuit's work, which had »served as a guide« and had been »so useful and so necessary« to him.⁶⁹ It seems that the original manuscript of Gaubil's translation has been lost. Deguignes worked with two copies: one in his possession and the other from the *Bibliothèque du Roi*, both copies derived from a copy of the original manuscript that Delisle had commissioned,⁷⁰ apparently after discovering Gaubil's manuscript along with the translation of other Chinese classics among Father Souciet's documents.⁷¹ Having access to these two copies of Father Gaubil's translation, Deguignes worked towards establishing the definitive text for his edition. However, in the process he opted to compare these copies with the Chinese text in order to restore Chinese names, to make verifications and corrections, aiming to ensure proximity to the original meaning.⁷² He thus used one of the several Chinese editions of the >Chou king< that the *Bibliothèque du roi* had acquired. According to Deguignes, while Gaubil claimed to provide a literal version, the translation deviated considerably from the original, tending to paraphrase or repeat ideas to enhance clarity for the reader.⁷³ Deguignes took this opportunity to

67 À Deguignes, 4 Dec. 1752. Gaubil (n. 1); À Deguignes, 31 Oct. 1755, *ibid.* Gaubil also discussed this question in some letters to Delisle, count Razumowski, and Abbé Sallier. While publishing Gaubil's letters in the >Journal des Sçavans< (1766), Deguignes deleted some sentences that were not favorable to his interpretation.

68 À Delisle, 25 Oct. 1753, Gaubil (n. 1); À Delisle, 3 Nov. 1755, *ibid.*

69 Deguignes, Préface, in: Gaubil (n. 53), p. iij.

70 *Ibid.*, p. i.

71 À Deshauterayes, 10 Août 1752, in: Gaubil (n. 1).

72 Deguignes, Préface, in: Gaubil (n. 53), p. i

73 »Je me suis alors aperçu que le P. Gaubil, quoiqu'il prétende avoir suivi le plus littéralement qu'il a pu le texte, dans le dessein de se faire mieux entendre, avoit souvent paraphrasé & même répété la même idée en d'autres termes : *par là, en allongeant sa traduction, il a fait perdre le laconisme & la précision qui regnent*

cite another work with a similar approach, the moral works of Confucius, translated by Father Couplet, »drowned in a continual paraphrase«. ⁷⁴ He noted a similar, albeit less pronounced, fault in Gaubil's translation:

Le P. Gaubil n'a pas pris une si grande liberté, il a plus souvent suivi son texte, mais il s'en est encore trop écarté, parce qu'il paroît avoir eu principalement pour guide la Traduction en Tartare Mantchou, qui a été faite à la Chine; souvent encore le texte est noyé dans un long discours. ⁷⁵

Implying that this tendency was a common flaw in translations made by missionaries, Deguignes asserts that such an approach not only resulted in a considerable lengthening of the translated text compared to the original but, more importantly, moved away from the concise style of the ancient texts. Any edition of a Jesuit translation would thus require substantial investment from the scholar who ventured into the field: multiple readings, consultation of Chinese commentators, and efforts to condense the text in order to recapture the vigour and conciseness of the original, the »ancient way of expression« (*Kou-ven*). ⁷⁶ The aim was to restore the text's »original character and its strange air« rather than »dressing it up, so to speak, in our own way«. This attempt to align with the style of the Ancients would produce a more succinct yet clearer version, while making the text suitable for learning the Chinese language. ⁷⁷ Deguignes' commitment to remain close to the style of the original led him to retain repetitions, chapter order, and unique expressions, even reinstating some deleted by Father Gaubil. ⁷⁸ He

par-tout dans ce texte« (»I then realized that Father Gaubil, although he claimed to have followed the text as literally as he could, with the aim of making himself better understood, had often paraphrased and even repeated the same idea in other terms: thereby, by lengthening his translation, he lost the laconicism and precision which reign everywhere in this text«). Ibid., p. ij (emphasis added).

74 Ibid.

75 »Father Gaubil has not taken such great liberty, he has more often followed his text, but he has still deviated too much from it, because he seems to have been guided mainly by the Translation into Tartar Mantchou, which was made in China; often the text is still drowned in a long discourse.« Deguignes, Préface, in: Gaubil (n. 53), p. ij.

76 »Je l'ai donc relu à plusieurs reprises; dans les endroits difficiles, j'ai consulté les Commentateurs Chinois, & par ce travail, qui m'a occupé beaucoup plus que je le pensois d'abord, j'ai beaucoup abrégé la traduction du P. Gaubil; & loin que la pensée de l'Auteur en devint obscure, elle m'a paru avoir plus de force, & se ressentir davantage de la manière de s'exprimer des Anciens, toujours sententieuse; ainsi cette traduction est beaucoup plus conforme à l'original qu'elle ne l'étoit auparavant, d'autant plus que j'ai fait en sorte que chaque idée du texte se trouvât à la même place en François« (»So I reread it several times; in difficult places, I consulted the Chinese Commentators, & through this work, which occupied me much more than I initially thought, I greatly shortened Father Gaubil's translation; and far from the thought of the Author becoming obscure, it seemed to me to have more force, and to reflect more of the way of expressing themselves of the Ancients, always sentient; thus this translation is much more in conformity with the original than it was before, especially since I ensured that each idea of the text was in the same place in François«). Deguignes, Préface, in: Gaubil (n. 53), p. ij.

77 Ibid.

78 »... mais j'ai pensé qu'il valoit mieux présenter ce Livre avec son caractère original & son air étranger, que de l'habiller, pour ainsi dire, à notre manière: ainsi j'ai conservé le texte tel qu'il est, dans toute sa

translated a few paragraphs missing from both copies of Gaubil's translation from the original Chinese document, and restored the pronunciation of Chinese names throughout. Additionally, Deguignes incorporated a table of contents indicating the chapters lost, drawing from the preface of the Chinese editions of the >Chou king<, and provided chapter summaries.

Beyond the purely philological work of restoration, Deguignes also aimed to illuminate the historical context within which the work was produced and »to provide a more accurate understanding of the ancient History of China«. To achieve this, he incorporated a significant number of additions concerning the history of the sovereigns and events mentioned in the >Chou king<, as well as some that were omitted. These additions, clearly distinguished from the body of the translation, are inserted between the various chapters of the ancient text, under the title >Addition to the Chou-king<. For these additions, Deguignes drew upon two sources.⁷⁹ The first source is the >Tsou-chou< (>Zhushu jinian<, Annals written on bamboo), an ancient chronicle comprising the annals of the Shanxi kingdom, discovered in 279 AD in a tomb belonging to a prince of the Wei dynasty.⁸⁰ The second source, >Kang-mo<, i. e. the >Tong-kien-kang-mo< (>T'ung-chien kang-mu<), is an abridged version of the work by Ssu-ma-Kuang, already mentioned. The remarks that Deguignes inserted primarily aimed to highlight the discrepancies and uncertainties in the chronology of Chinese antiquity, reflecting a major scholarly concern of the period.⁸¹ He chose to maintain Father Gaubil's numerous notes, drawn from Chinese commentators, while adding some of his own, which he enclosed in double square brackets.

Additionally, Deguignes appended a series of remarks forming an essay on Chinese antiquities, discussing elements of the material culture and ceremonies of ancient China. These additions accompany four engraved plates drawn from the Chinese editions of the >Chou king<, which were omitted by Father Gaubil.⁸² (Fig. 2, 3, 4, 5) Deguignes took particular interest in these elements, believing they could contribute to his research on the Egyptian origins of Chinese civilization. The first text deals with the ancient

simplicité & avec toutes ses répétitions ...« (>... but I thought that it was better to present this Book with its original character and its foreign air, than to dress it up, so to speak, in our own way: thus I have preserved the text as it is, in all its simplicity & with all its repetitions ...«). Ibid., p. iij.

79 Ibid., p. xj. Deguignes notes the beginning and end of the reign of each Prince, following the calculation of these two works, relating them to the Christian era.

80 It was later translated and annotated by Biot. Edouard Biot, Tchou-chou-ki-nien, Annales de bambou. Tablettes chronologiques du Livre écrit sur bambou, Journal asiatique, introduction et livre I: série 3, t. 12 (1841), pp. 537-578, et série 3, t. 13 (1842), pp. 203-206; livre II: série 3, t. 13 (1842), pp. 381-431.

81 On the question of Chinese chronology, see: Pinot (n. 26), pp. 189-279; David E. Mungello, Curious Land: Jesuit Accommodation and the Origins of Sinology, Honolulu: Univ. of Hawaii Press 1989 (1st ed.: Wiesbaden: F. Steiner 1985), pp. 124-133; John Witek, Chinese Chronology: Chance of Sino-European Widening Horizons in the Eighteenth Century, in: *Appréciation par l'Europe de la tradition chinoise à partir du XVIIIe siècle*, Paris: Les Belles Lettres 1983, pp. 223-252. Cf. Edwin J. Van Kley, Europe's »Discovery« of China and the Writing of World History, in: *The American Historical Review* 76, 1977. no. 2 (Apr.), pp. 358-385.

82 Gaubil (n. 53), p. 319-355.

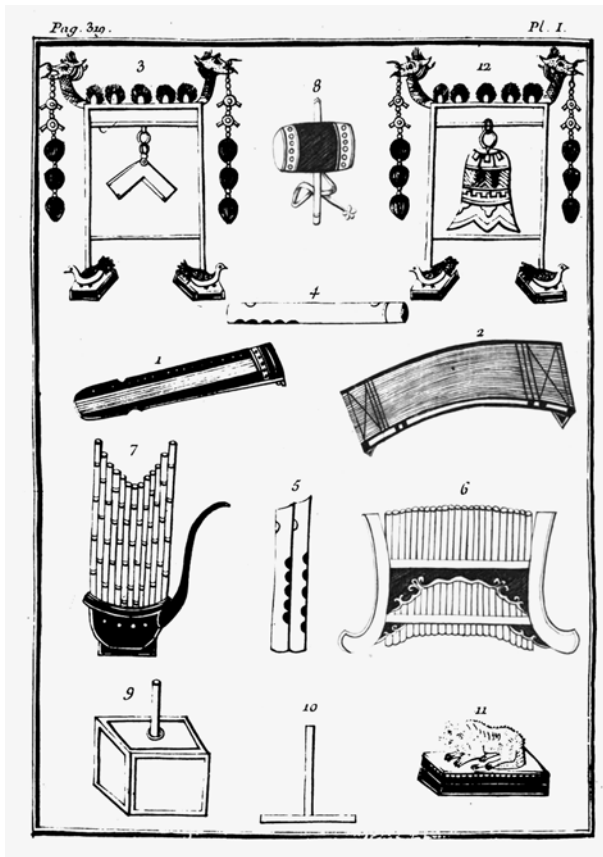


Figure 2

Chinese music and the illustration represents a dozen of Chinese musical instruments. The second text examines mainly ancient Chinese ceremonies and dances, with the corresponding illustration representing standards and weapons. The third text concerns the usages of ancient sovereigns in China, accompanying the illustration of chars, habits, and ornaments of ancient sovereigns and details of the ceremonies mentioned in the >Chou king<, and maps. Finally, the fourth text presented symbols, characters, writing media and an illustration depicting Chinese symbols. These notes were drawn from the dictionary entitled >Tching-tseu-thoung< (>Tching-tsè-thoung<),⁸³ which contains many historical features, and from another book entitled >Lo-king-tou<, (>Lou King thou<, collection of figures found in the King).⁸⁴ It is from the latter book

83 Cf. Jean-Pierre Abel-Rémusat, *Nouveaux mélanges asiatiques*, 2 vols., Paris: Schubart et Heideloff 1829, t. 2, p. 44.

84 Deguignes assumed that Gaubil was unaware of this book. However, this work is comprised among the books sent from Péking to count Razumowski, president of the Academy of St. Petersburg, in 1755:

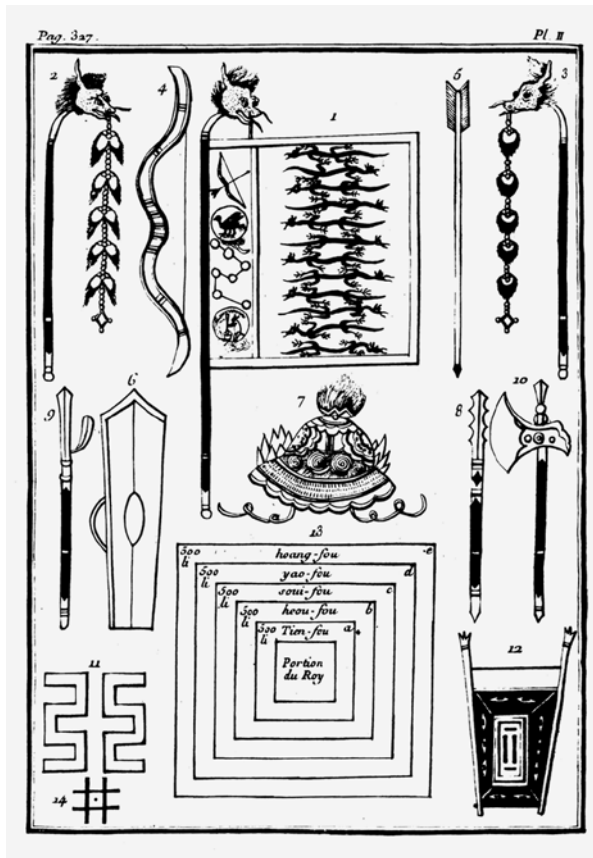


Figure 3

that Deguignes selected the main instruments that he distributed over four plates for his edition. In his view, these additions would not only provide the readers with valuable information, but also make the French edition align with the Chinese editions, » at the head of which one always finds, because these figures are necessary for the understanding of the text«. Finally, Deguignes incorporated a distinct section containing observations on the Chou king by Gaubil. Among these observations were remarks regarding astronomical observations in the Chou king, drawn from another text by Gaubil,⁸⁵ while Deguignes' commentaries were included in the footnotes. Furthermore, he deemed it appropriate to include a document that concluded Father Gaubil's manuscript, namely a letter from Father de Mailla to Father Souciet, which discussed Chinese characters.⁸⁶

Figures chinoises pour l'intelligence des livres classiques chinois. Ces figures s'appellent Lou king tou, in: Catalogue de ce que les Jésuites françois adressent à Mgr le C. de Razoumowski. Gaubil (n. 1), p. 817.

85 Antoine Gaubil, *Observations mathématiques, astronomiques ...*, 3 vols., Paris: Rollin 1729-1732, t. 3.

86 Peking, January 1, 1725. Gaubil (n. 53), p. 380.

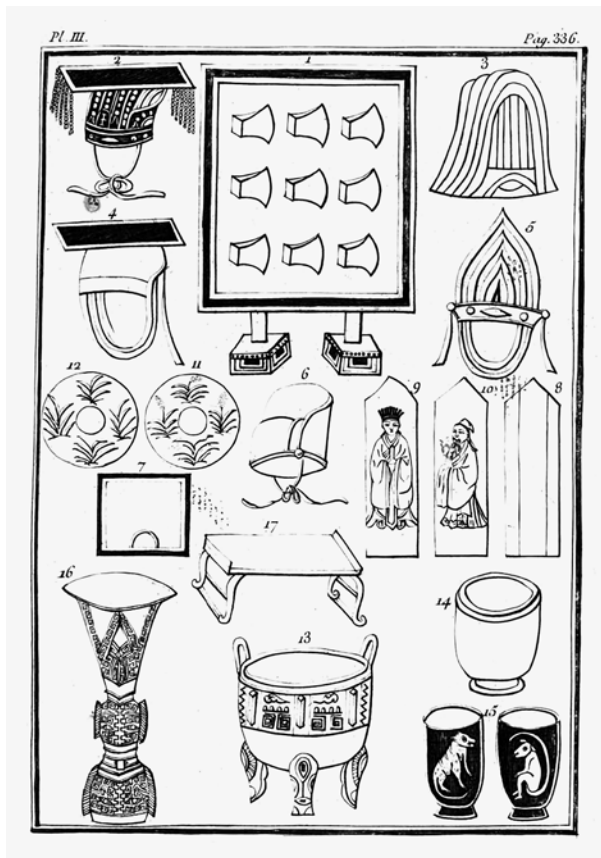


Figure 4

Additionally, Deguignes decided to retain the notes inserted by Father Gaubil in his translation, aimed at refuting accusations of atheism against the Chinese, that is related to religious controversies. His decision is presented as justified by his intention to allow the reader the final judgement. This approach suggests that editing a missionary's text presents a delicate issue for the lay scholar, emphasizing the Jesuit's bias and partisan interpretation of Chinese antiquity, in contrast to his own objectivity. Readers are supposed to benefit from the »objective« mediation of the translator-editor (the scholar himself) to gather positive data and form their own conclusions about this longstanding quarrel, which has traditionally been a matter for the competent authorities.⁸⁷

87 »... mais j'ai eu attention dans la traduction des passages qui concernent cette question, de rendre fidèlement le texte, n'ayant aucune prévention à cet égard, & ne voulant pas entrer dans cette dispute; ainsi le Lecteur pourra juger par lui-même d'après ces textes« (»... but I was careful in translating the passages which concern this question, to faithfully render the text, having no prejudice in this regard, & not wanting to enter into this dispute; so the Reader will be able to judge for himself from these texts«). *Ibid.*, p. iij.

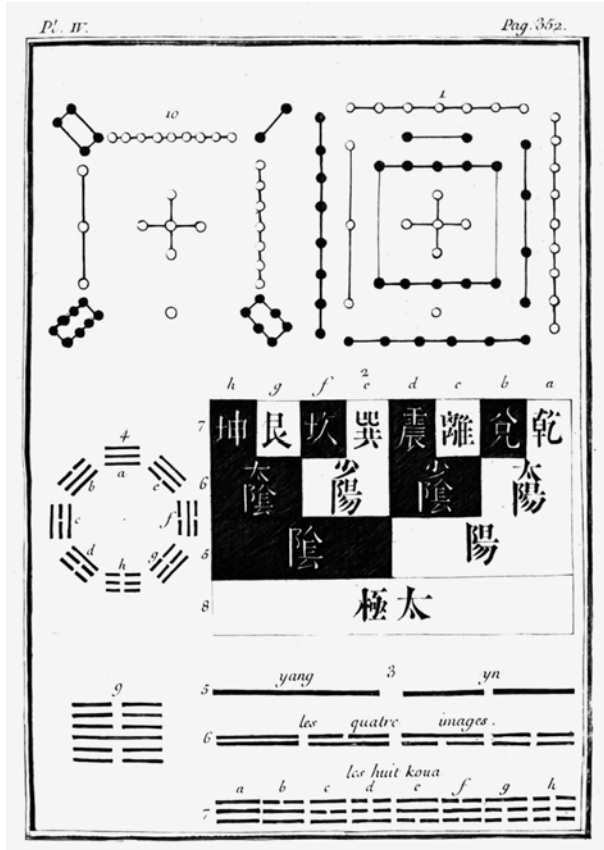


Figure 5

A similar approach was undertaken by Deguignes in Father de Prémare's >Recherches sur les tems antérieurs à ceux dont parle le Chou-king, & sur la Mythologie Chinoise<, also »corrected and completed according to the Chinese text«. Father de Prémare, along with Joachim Bouvet (1655-1730), Jean-François Fouquet (1665-1741), and Jean-Alexis de Gollet (1664-1741), was one of the main proponents of the figurist approach to the Chinese classics.⁸⁸ This interpretation attempted to incorporate ancient Asian civilisations and religions into the biblical framework. While Matteo Ricci (1552-1610) had sought to identify traces of the original monotheism in Confucian texts, figurists extended this research to the Taoist text >Daodjing< (Book of the Way and Virtue) and especially to the >Yijing< (>I-ching<, Classic of Changes), which

88 On Bouvet, see Claudia von Collani, P. Joachim Bouvet S.J. Sein Leben und sein Werk, Nettetal: Steyler, 1985; idem, Joachim Bouvet: Missionnaire entre Orient et Occident, in: Passeur de religions entre Orient et Occident, ed. by Jacques Scheuer and Paul Servais, Louvain-la-Neuve: Bruylant academia 2004, pp. 113-137.

some held to be the world's oldest book.⁸⁹ Although Father de Prémare considered that reliable Chinese history and chronology only began three or four centuries before the Christian era, driven by his figurist approach, he felt these fables should not be excluded from the account of Chinese history.⁹⁰ The interest in the texts of Chinese antiquity shown by these missionaries played a crucial role in the development of Oriental studies, as it necessitated profound knowledge of the Chinese language and literature for translation and reliable analysis. Nonetheless, their interpretations were relatively unknown in Europe, due to censorship and publication difficulties.⁹¹ In his preface, Deguignes presented what is undoubtedly one of the first descriptions of figurism, but issued multiple warnings against fabulous stories, credulity concerning Chinese antiquity, and the fanciful systems of interpretation implemented by the Jesuits figurists.⁹² Deguignes praised the linguistic skills of Father de Prémare, »... one of the Missionaries who best knew the Chinese Language«, while criticising the »singular system« he had adopted. He explained that Father de Prémare used this knowledge of the language to establish this system, studying the fabulous times of the Chinese in search of prophetic traces of the Christian religion. Contrary to Gaubil's text, where references to religious controversies are maintained, in the edition of Father de Prémare's text, Deguignes eliminated all the reflections of figurist connotation formulated by the Jesuit author, considering »... that it was useless to leave all these ideas in a piece full of erudition ...«. ⁹³ The filters applied by a European scholar in this Jesuit writing indicate a practice of >de-Jesuitisation< aiming to separate erudition from ideology in order to produce a work that »... becomes very precious, since it gives us all the ancient Chinese Fables«. ⁹⁴ For Deguignes, the aim of editing Prémare's text was to highlight

89 Until then, the book of Enoch was generally considered to be the oldest book in the world and this idea had stimulated the study of Ethiopian. See Urs App, *The Birth of Orientalism*, Philadelphia: Univ. of Pennsylvania Press 2010, p. 377.

90 Prémare, *Discours préliminaire ou recherches sur les tems antérieurs à ceux dont parle le Chou-king, & sur la Mythologie Chinoise*, in: Gaubil (n. 53), p. xlv.

91 Figurist ideas gained somewhat more recognition in Europe after Fouquet's return from China, in 1723. See John W. Witek, *Controversial ideas in China and in Europe: a biography of Jean-François Fouquet, S. J. (1665-1741)*, Rome: Institutum historicum S. I. 1982, p. 308. In China, a Chinese Christian named Li Tsu-po was executed in 1665 due to his figurist beliefs. However, later on, missionaries were granted permission by the Emperor to conduct research on the classics. See Mungello (n. 81), p. 94.

92 Deguignes, *Préface*, in: Gaubil (n. 53), p. xlij.

93 »On seroit surpris de le voir trouver partout des traces prophétiques de la Religion Chrétienne. L'Ouvrage sur les tems fabuleux des Chinois a été fait sous ce point de vue: j'ai cru qu'il étoit inutile de laisser subsister dans un morceau plein d'erudition toutes ces idées, j'ai retranché toutes les petites réflexions qui pouvoient y avoir rapport, & comme le P. de Premare a mis à la marge les passages en Chinois, je les ai revus, par ce moyen, cet ouvrage devient très précieux, puisqu'il nous donne toutes les anciennes Fables Chinoises« (»One would be surprised to see prophetic traces of the Christian Religion everywhere. The work on the fabulous times of the Chinese was written from this point of view: I believed that it was useless to allow all these ideas to remain in a piece full of erudition, I removed all the little reflections which could be related to it, & as Father de Premare put the passages in Chinese to the margin, I reviewed them, by this means, this work becomes very precious, since it gives us all the ancient Chinese Fables«). *Ibid.*, p. xlij.

94 Deguignes, *Préface*, in: Gaubil (n. 53), p. xlij (emphasis added).

the late and fragmentary nature of Chinese mythological literature, which, he argues, could not stand comparison with Greek mythology.⁹⁵

Finally, Visdelou's translation of the >Y-king< provided Deguignes with an opportunity to underscore the difficulty of forming an opinion on the beliefs of the ancient Chinese civilisation and to point out the pitfalls of anachronistic readings. Deguignes highlighted the divergence of interpretations between Visdelou and Gaubil, particularly regarding the notion of *Chang-ti* (heaven), which was central to the dispute over rites.⁹⁶ While acknowledging the complexity of arriving at a definitive conclusion on this matter, Deguignes stressed the need for a thorough understanding of religious systems in the country and cautioned against the interpretations of contemporary scholars in China.⁹⁷ He thus projected onto China the contemporary debate in France between erudition and philosophy. Continuously positioning himself as an impartial arbiter, he insisted that the primary issue with anachronistic interpretations is that they question the sources for answers that are likely impossible to ascertain:

... Confucius n'a pas voulu expliquer clairement sur certains points dont on lui demandoit l'explication, comment donc pouvoir le pénétrer? Ce que l'on voit dans le >Chou-king<, c'est que les anciens Chinois adoroient un Dieu suprême nommé Ti ou Chang-ti, doué de la plus grande intelligence, qui récompense les bons et punit les méchants; qu'outre cela, il rendoient un culte religieux à plusieurs Esprits nommés Chin, & que les Ancêtres, qu'ils paroissent regarder comme des intercesseurs, s'intéressoient pour les descendants. Voilà, je crois, ce que l'on aperçoit dans le >Chou-king<; au reste, je ne prétens rien décider sur ce sujet ...⁹⁸

95 Ibid., p. xliij.

96 Notice du livre chinois nommé Y-king ou Livre canonique des changements, avec des notes, par M. Claude Visdelou, évêque de Claudiopolis, in Gaubil, (n. 53), pp. 401-436, p. 401.

97 »J'avoue qu'il est fort difficile de se prononcer là-dessus, le >Chou-king< ne fournissant aucun détail sur la nature du Chang-ti; mais on ne doit pas en même temps se décider d'après M. Visdelou, qui a employé les interprétations & les recherches des Philosophes modernes. Ceux-ci, pour soutenir leurs sentiments, ont prétendu en donner des preuves d'après les Anciens, & les ont fait parler conformément aux opinions qu'ils avoient dessein d'établir. *Il ne faut pas juger de la Doctrine ni de la Religion des anciens Chinois par celle des Chinois d'aujourd'hui, ni par les opinions des Philosophes modernes. Les idées nouvelles ont à la Chine, comme par-tout ailleurs, des partisans, & l'amour des systèmes a fait naître dans ce pays des sentiments sur la Divinité, qui ne sont pas universellement adoptés: il faut donc bien connoître ces systèmes* («I admit that it is very difficult to comment on this, the >Chou-king< providing no details on the nature of the Chang-ti; but we must not at the same time decide according to M. Visdelou, who used the interpretations and research of modern Philosophers. These, to support their feelings, claimed to provide proof according to the Ancients, and made them speak in accordance with the opinions they intended to establish. We must not judge the Doctrine or Religion of the ancient Chinese by that of the Chinese today, nor by the opinions of modern Philosophers. New ideas have supporters in China, as everywhere else, and the love of systems has given rise in this country to feelings about the Divinity, which are not universally adopted: it is therefore necessary to know these systems well») (emphasis added). Ibid., p. 401.

98 »Confucius did not want to explain clearly on certain points for which he was asked to explain, how then could we penetrate him? What we see in the >Chou-king< is that the ancient Chinese worshiped a supreme God named Ti or Chang-ti, endowed with the greatest intelligence, who rewards the good and

Deguignes's initiatives proved somewhat intrusive for subsequent generations of Orientalists.⁹⁹ His approach suggested that the translations made by Jesuit missionaries, and more generally, their writings, could not be published as they stood. These works required validation by specialists representing new bodies of scientific production, necessitating a series of operations. Deguignes notably advised those interested in Gaubil's true translation to consult the missionary's manuscript directly.¹⁰⁰ His example illustrates the Parisian scholars' efforts to incorporate their own comments or research results conducted in the decades following the Jesuit missionaries' writings. Their intervention was drastic, aiming to remedy anything detracting from the scientific value of these works. Within the Parisian literary corps, the challenge was to apply novel practices and standards on textual analysis. Examining the same sources and information, metropolitan scholars emphasized questions of method and interpretation, and carried out a filtering process that particularly focused on the religious preoccupations of the authors, in particular the traces of the dispute over rites and figurism. The process of >de-Jesuitisation< of the socio-political field had its counterpart in the intellectual and editorial field, with missionaries' writings being stripped of their Catholic and sectarian exhortations, to better align with scholarly principles, as well as the prevailing mindset at the end of the Enlightenment, reflecting new intellectual uses of China.¹⁰¹ In his preface, Deguignes states his decision to include de Prémare's and Visdelou's texts in his edition for two reasons: to provide to the public with more accurate knowledge on China and to »preserve the Memoirs written by skilful Missionaries«,

punishes the wicked; that in addition to this, they paid religious worship to several Spirits named Chin, and that the Ancestors, whom they seemed to regard as intercessors, were interested in the descendants. This, I believe, is what we see in the >Chou-king<; Besides, I don't pretend to decide anything on this subject.« Ibid., p. 403.

99 See the biographical notice on Gaubil written par Abel Rémusat, in: Louis-Gabriel Michaud (ed.), *Biographie universelle ancienne et moderne*, 82 vols. with suppl., Paris: Michaud Frères 1811-1849 (new ed. Desplaces/Bruchhaus, 45 vols., Paris, Leipzig, 1843-1857), 16, 1856. Cf. Guillaume Pauthier (ed.), *Les Livres Sacrés de l'Orient*, Paris: Société de Panthéon littéraire 1842, p. XXVII.

100 Deguignes, Préface, in Gaubil (n. 53), p. iij.

101 For exemple, in the >Mémoires concernant les Chinois<. This process recalls, *mutatis mutandis*, that implemented by Abbé Dubois (1766-1848), a priest of the Society of Foreign Missions of Paris and author of the book >Description of the character, manners, and customs of the People of India; and of their institutions religious and civil<, translated and published in English in London in 1817. This treatise, which long served as an essential reference on the ethnography of India, was based on a manuscript written in 1777 by Jesuit Father Gaston-Laurent Coeurdoux (d. 1779), who had synthesised Jesuit ethnographic knowledge. An abridgment of this text had already been provided in 1776-1777 by Nicolas-Jacques Desvaulx, a Creole artillery officer from Pondicherry and son of one of the richest merchants of the French East India Company, under the title >Mœurs et Coutumes des Indiens<. However, it is the same text that Dubois took up, carefully stripping it of all sectarian connotations. His presentation, as well as his position advocating respect for Indian social structures, fit perfectly with the ideas prevalent in parts of the British colonial environment. See Sylvia Murr, *L'Inde philosophique entre Bossuet et Voltaire*, 2 vols., Paris: EFEO 1987, vol. 1 (*Mœurs et coutumes des Indiens (1777)*, un inédit du missionnaire jésuite Gaston-Laurent Coeurdoux dans la version de N.-J. Desvaulx). The process of >de-Jesuitization< is mentioned in Lopparelli 2011.

now viewed by the lay scholar as a literary heritage.¹⁰² At the same time, the Academy as an institution defended its authority and the reputation of its peers. Aware that his ›Traité de la chronologie‹ would not be published by the Jesuits, since both Souciet and Berthier were defending the Hebrew text, Gaubil hoped for an initiative of the AIBL.¹⁰³ Indeed, the AIBL had tasked de la Caille and Delisle with examining Gaubil's writings on chronology.¹⁰⁴ However, in a letter sent to Gaubil, who inquired about the fate of his writing, Delisle acknowledges that the reason the AIBL did not publish Gaubil's treatise was that his ideas partly contradicted Fréret's system.¹⁰⁵

Conclusion

Father Gaubil was actively involved in the official networks fostered by European academic institutions and engaged in personal exchanges with scholars from various European countries, sharing copies of his own works, along with those of other missionaries. These works circulated in scholarly circles, but remained unpublished until the last decades of the eighteenth century. Paradoxically, while the collective publishing efforts of the Society of Jesus were the primary source for European knowledge about China and were utilised by a wide range of eighteenth-century authors, several Jesuit writings on Chinese philosophy, history, and linguistics encountered challenges in finding the way to the print. This paper explores the reasons behind this failure, identifying both politico-religious reasons and a latent antagonism in the validation of knowledge about China. The suppression of the Society of Jesus across European kingdoms, coinciding with a shifting political landscape in China, led to a renewed interest in missionary works in the late eighteenth century. In this context, Gaubil's translation of the ›Chou king‹, along with other older works by Jesuit missionaries, were published during this period. The study of this translation, edited by the French Orientalist Joseph Deguignes, provides insight into the methods used by lay scholars in the early editions of missionary. Deguignes made significant alterations to Father Gaubil's translation. Despite his methodological awareness, these additions and remarks rather reveal his own preoccupations (Chinese chronology, the supposed Egyptian

102 Deguignes, Préface, in: Gaubil (n. 53), p. i.

103 »On m'a assuré que, de même que le P. Souciet, il (P. Berthier) rejette toutes les chronologies qui ne suivent pas le calcul du texte hébreu, Si cela est, il aura supprimé l'exemplaire que je lui envoyai en son temps de ma chronologie. Puisque vous et l'Académie des Inscriptions avés une copie ou mon original même, on pourra la publier, supposé qu'on la croie de quelque utilité« (»I have been assured that, like Father Souciet, he (Berthier) rejects all chronologies which do not follow the calculation of the Hebrew text. If this is true, he will have deleted the copy that I have send him of my chronology. Since you and the Academy of Inscriptions have a copy or even my original, we can publish it, assuming that you find it to be of some use«). À Delisle, 30 Oct. 1758. Gaubil (n. 1).

104 À Delisle, 30 Oct. 1758. Ibid.

105 »Je n'ay jusqu'ici aucune nouvelle de ce qu'on a fait à Paris de ce que j'ai envoyé sur la chronologie.« À Delisle, 14 Nov. 1757. Gaubil (n. 1); Delisle à Gaubil, 24 Dec. 1758, AN, Marine, 2 JJ 66, XIV, 66. Father Gaubil died on July 24, 1759, and did not receive this letter.

origins of Chinese civilization), while reflecting the contemporary debate in France between erudition and philosophy. Deguignes' approach illustrates the >de-Jesuitisation< process within the intellectual and editorial spheres, parallel to shifts in the socio-political landscape. At the same time, by suggesting that Jesuit translations necessitated the intervention of specialists, Deguignes' stance underscores the ambitions of emerging scientific bodies in validating knowledge about China in Enlightenment Europe.

(Dr. Despina Magkanari, Interdisziplinäres Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung (IZEA), Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Franckeplatz 1 / Haus 54, 06110 Halle; E-Mail: despinamagkanari@hotmail.com)

Seit dem späten 18. Jahrhundert ist der Name des Schweizer Theologen Johann Caspar Lavater zum Synonym für Physiognomik geworden. Seine >Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe<, die zwischen 1775 und 1778 in vier Bänden erschienen, bildeten den ersten umfassenden Versuch, diese als Aberglauben und Scheinwissenschaft verschriene Kunst auf ein empirisch gesichertes Fundament zu stellen. Der über mehrere Jahrzehnte anhaltende Erfolg dieses von Beginn an umstrittenen Werks lässt sich an den zahlreichen Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen ablesen, die bereits an der Schwelle zum 19. Jahrhundert kaum noch zu übersehen waren.¹ Wie >The Gentleman's Magazine< zum Zeitpunkt von Lavaters Tod feststellte, wurde dessen Physiognomik »in jeder Familie für so notwendig erachtet wie die Bibel selbst. Es gab eine Zeit, in der Bedienstete kaum eingestellt wurden, bevor man nicht die Beschreibungen und Stiche von Lavater konsultiert hatte, um sie sorgfältig mit den Linien und Zügen des Gesichts des jungen Mannes oder der Frau zu vergleichen.«²

Die Kritik, dass das philanthropisch intendierte Projekt der Physiognomik rasch in sein Gegenteil umschlagen konnte, war bereits früh formuliert worden und hat die weitere Rezeption der >Fragmente< bis heute geprägt. Trotz Lavaters entschiedenem Eintreten für die empirische Beobachtung wurden seine Thesen gemeinhin als »pseudowissenschaftliche« Naturalisierung sozialer und rassistischer Vorurteile verworfen.³ Die jüngere Forschung hat es unternommen, diese schematische Sichtweise zu korrigieren, indem sie das Werk im intellektuellen Kontext der Spätaufklärung und in Bezug auf Lavaters andere Schriften erörtert.⁴ Umfassendere philologische Unter-

- 1 Die umfassendste Bibliographie bietet, trotz gewisser Mängel, John Graham, *Lavater's Physiognomy: A Checklist*, in: *Papers of the Bibliographical Society of America* 55, 1961, S. 297-308, nachgedruckt in ders., *Lavater's Essays on Physiognomy: A Study in the History of Ideas*, Bern, Frankfurt am Main 1979. Für die zu Lebzeiten erschienen Schriften siehe Johann Caspar Lavater, *Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe. Ergänzungsband. Bibliographie der Werke Lavaters. Verzeichnis der zu seinen Lebzeiten im Druck erschienenen Schriften*, hg. von Horst Weigelt und Niklaus Landolt, Zürich 2001.
- 2 Anon., *The Gentleman's Magazine* LXXI, Februar 1801, S. 124.
- 3 Vgl. etwa Martine Dumont, *Le succès mondain d'une fausse science: la physiognomonie de Johann Kaspar Lavater*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 54, 1984, S. 2-30, sowie zahlreiche Beiträge in Ellis Shookman (Hg.), *The Faces of Physiognomy. Interdisciplinary Approaches to Johann Caspar Lavater*, Columbia, SC 1993. Trotz einer grösseren Ausgewogenheit trifft dies auch auf die Studie von Richard T. Gray zu, die die >Fragmente< in einen teleologischen Rahmen stellt, der im Rassismus des NS-Staates mündet (*About Face. German Physiognomic Thought from Lavater to Auschwitz*, Durham, N. C. 2004).
- 4 Vgl. Karl Pestalozzi, Horst Weigelt (Hg.), *Das Antlitz Gottes im Antlitz des Menschen. Zugänge zu Johann Kaspar Lavater*, Göttingen 1994, sowie Gerda Mraz und Uwe Schlögl (Hg.), *Das Kunstkabinett des Johann Caspar Lavater*, Wien 1999.

suchungen der zahlreichen Fassungen und Übersetzungen der ›Fragmente‹ sind allerdings bisher ausgeblieben. Auch die historisch-kritische Lavater-Ausgabe des NZZ Verlags Zürich hat diese nicht in ihre Auswahl aufgenommen und statt dessen die Vorlesung ›Von der Physiognomik‹, die sogenannte »kleine Physiognomik«, privilegiert.⁵ Dies mag neben der Länge der »großen Physiognomik« auch deren bewusst unsystematischer und offener Form geschuldet sein, die sich von präetablierten Genres wie etwa dem Traktat entfernt und vielfach in die Nähe der Zeitschrift oder der gelehrten Korrespondenz rückt. Die zentrale Rolle der Bildreproduktionen für die Argumentation der ›Fragmente‹, die in der »kleinen Physiognomik« noch weitaus weniger relevant ist, mag als ein weiterer Grund gelten.

Doch abgesehen von diesen formalen Eigenschaften offenbaren sich die Hauptprobleme einer historisch-philologischen Befassung mit Lavaters Text erst ganz, sobald man dessen komplizierte Übersetzungsgeschichte mit einbezieht. Denn bereits zwei Jahre nach dem Erscheinen des vierten Bandes der deutschen Ausgabe kamen die ersten fremdsprachigen Ausgaben auf den Markt: zunächst auf Niederländisch (›Over de physiognomie‹, gedruckt in Amsterdam von Johannes Allert, 1780-1783), dann auf Französisch (›Essai sur la Physiognomonie, destiné à faire Connoître l'Homme & à le faire Aimer‹, in Den Haag 1781-1786, 3 Bde.). Die bereits früh begonnene französische Ausgabe bildet dabei einen Sonderfall, denn hierbei handelt es sich nicht um eine Übersetzung des originalen Textes, sondern um eine neue und veränderte Fassung auf der Grundlage eines von Lavater selbst überarbeiteten Manuskripts, das das gesamte Werk neu strukturiert und ergänzt. Damit stellt diese Version gewissermaßen eine fremdsprachige Neuausgabe dar, die jedoch zu Lebzeiten des Autors unabgeschlossen blieb (der vierte und letzte Band erschien erst 1803). Dementsprechend basierte die erste englische Übertragung, die zunächst in Faszikeln von John Murray in London gedruckt wurde (›Essays on physiognomy, designed to promote the knowledge and the love of mankind‹, übers. von Rev. Henry Hunter mit Gravuren von Thomas Holloway, 1789-1798), nicht auf dem deutschen Original, sondern auf den vorhandenen Bänden des ›Essai‹. Zur gleichen Zeit wurde ein zweites, konkurrierendes Projekt von Thomas Holcroft in Angriff genommen und von G. G. & J. Robinson gedruckt (›Essays on physiognomy, designed to promote the knowledge and the love of mankind‹, 1789-1792), ebenfalls nicht auf der Grundlage der Erstausgabe, sondern der gekürzten deutschen dreibändigen von Johann Michael Armbruster herausgebrachten, günstigeren Oktavversion (1783-1787, einer Mischversion aus den ›Fragmenten‹ und den existierenden Bänden des ›Essai‹).⁶

5 Alle folgenden Zitate mit dem Sigel PF I-IV beziehen sich auf die Originalausgabe: Johann Caspar Lavater, Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe, 4 Bde., Leipzig, Winterthur 1775-1778. Auch die in zwei Teilen veröffentlichte »kleine Physiognomik« wird nach der Originalausgabe zitiert: Johann Caspar Lavater, Von der Physiognomik, Leipzig 1772, ders., Von der Physiognomik. Zweytes Stück welches einen in allen Absichten sehr unvollkommenen Entwurf zu einem Werke dieser Art enthält, Leipzig 1772.

6 Für die vollständigen bibliographischen Angaben vgl. Lavater (Anm. 1), S. 173-183.

Die komplexen Zusammenhänge zwischen diesen verschiedenen Editionen und Übersetzungen bestätigen nicht nur, dass es »nie einen einzigen maßgeblichen Text gab, kraft dessen Lavaters Ideen in das Alltagsleben des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts eindringen«,⁷ sondern auch, dass die ›Physiognomischen Fragmente‹ als ein multilinguales Projekt betrachtet werden müssen, an dem neben dem Autor ein Netzwerk von Übersetzern, Künstlern, Druckern und Verlegern beteiligt war. Die Rekonstruktion der verschlungenen Publikations- und Übersetzungsgeschichte dieses Werks sowie der beteiligten Akteure, wie sie hier anhand der französischen Ausgaben unternommen wird, erlaubt dabei auch ein besseres Verständnis der Lavaterschen Physiognomik im Rahmen von verschiedenen Konzeptionen der Wissenschaften vom Menschen.⁸ Dass es in Frankreich zur umfangreichsten und am längsten anhaltenden Rezeption des Werkes kam, lag dabei auch seiner späteren Integration in die zehnbändige Ausgabe ›L'art de connaitre les hommes par la physionomie‹ (1806-1809), die es im Kontext der französischen medizinischen und philosophischen Anthropologie neu verortete. Die weitere Karriere von Lavaters Werk in Frankreich, wie sie sich emblematisch in Balzacs ›La Comédie humaine‹ zeigt, war in vielerlei Hinsicht eine Folge dieser Neuverortung, die nochmals das Ziel verfolgte, das der Schweizer Theologe verfehlt hatte: die Physiognomik zur »Wissenschaft der Wissenschaften«⁹ zu erheben.¹⁰

1. Der Physiognomist als Übersetzer und Spracherfinder

Auch wenn die ›Physiognomischen Fragmente‹ mit ihrem reichhaltigen Bildbestand bis heute als Lavaters maßgebliches Werk zur Thematik gelten, finden sich deren Anfänge in der kurzen, weitaus weniger bekannten Schrift ›Von der Physiognomik‹. Bei dieser »kleinen Physiognomik« handelt es sich um eine 1771 gehaltene Vorlesung vor der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, die im Folgejahr ohne Zustimmung des Autors von seinem Freund Johann Georg Zimmermann samt dem Entwurf eines künftigen größeren Werkes veröffentlicht wurde.¹¹ Einer der Anstöße für die Themenwahl des Zürcher Theologen lag in einem kurz zuvor erschienen Artikel von Diderots

7 Michael Shortland, *The Power of a Thousand Eyes. Johann Caspar Lavater's Science of Physiognomical Perception*, in: *Criticism* 28, 1986, H. 4, S. 379-408, S. 385.

8 Die Befassung mit der Editions- und Übersetzungsgeschichte begründet in diesem Sinne kein Spezialgebiet, wie neuerdings behauptet wird (vgl. etwa Yves Chevrel u. a. (Hg.), *Histoire des traductions en langue française*, 4 Bde., Lagrasse 2012-2019), sondern verknüpft sich notwendigerweise mit wissenschaftshistorischen und rezeptionssoziologischen Fragestellungen.

9 PF I, S. 55.

10 Diese Problematik ist engstens verknüpft mit der epistemischen Formation, die Carlo Ginzburg als »Indizienparadigma« bezeichnet hat. Nicht umsonst findet sich auf den letzten Seiten seines Aufsatzes ›Spie‹ (1979) ein Verweis auf die arabische Physiognomik. Vgl. Carlo Ginzburg, *Spurensicherung*, in: ders., *Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, München 1988, S. 78-125, S. 125, Anm. 72.

11 Zur anfänglichen Rezeption und der Rolle Zimmermanns vgl. August Ohage, *Über »Raserei für Phy-*

und d'Alemberts Enzyklopädie, der unter Berufung auf die Autorität von Buffons »Histoire naturelle« die Physiognomik zur »science imaginaire« erklärte.¹² Beim Versuch seiner Widerlegung verfolgte Lavater eine physiko-theologische Argumentationslinie, derzufolge die menschliche Natur als Teil der Schöpfung Gottes anzusehen war. Resolut wendete er sich in seinem Plädoyer für eine allgemeine Semiotik des menschlichen Charakters von astrologischen oder chiromantischen Praktiken ab¹³ und verhiess künftiger Forschung ein auf anatomischen Grundlagen ruhendes Programm. Dabei muss der Physiognomiker zwei Prinzipien befolgen, die in der Folge für den Lavaterschen Ansatz grundlegend wurden: Erstens hat er sich allein an die »festen Teile« des Körpers zu halten, weil nur diese die unveränderliche Natur des Individuums enthielten, und die »weichen Teile« außer Acht lassen, da sie nur zufällige und unzuverlässige Zeichen lieferten; zweitens müssen seine Beobachtungen vom Prinzip der Homogenität geleitet werden, das besagt, dass bei jedem einzelnen Menschen alle Teile des Körpers mit der Seele verbunden sind, ein Prinzip, das es ihm erlaubt, vom kleinsten anatomischen Detail auf das Wesen des Charakters zu schließen:

Vielleicht findet man es lächerlich, aus einem Knochen oder einem Zahne physiognomische Beobachtungen herzuleiten. Ich finde es gerade eben so natürlich, als aus dem Gesichte. Nicht, daß das ganze Gesicht als ein Zusammenfluß von lebendigen Expressionen, nicht viel stärker und entscheidender spräche, als ein einzelnes kleines Glied. Auch allerdings nicht, daß mir das eine so leicht sey, wie das andere. Allein ich getraue mir zu behaupten, der preiswürdige Schöpfer habe eine solche Proportion oder Analogie zwischen allen Theilen der Maschine des menschlichen Körpers festgesetzt, daß ein höherer, ein englischer Verstand aus einem Gelenke oder Muskel die ganze äußerliche Bildung, und den allseitigen Contour des ganzen Menschen bestimmen könnte, und daß folglich ihm ein einziger Muskel hinreichend wäre, den ganzen Charakter des Menschen daraus zu calculiren.¹⁴

Lavater zufolge besitzt allein der wahrhafte Physiognomiker diesen höheren »englischen« Verstand: »Nur er versteht die schönste, beredteste, richtigste, unwillkürlichste und bedeutungsvollste aller Sprachen, die Natursprache des moralischen und intellectuellen Genies; die Natursprache der Weisheit und Tugend.«¹⁵ Seine wesentlichen Eigenschaften sind also nicht nur die, die einen guten Beobachter ausmachen,

siognomik in Niedersachsen« im Jahre 1777. Zur frühen Rezeption von Lavaters »Physiognomischen Fragmenten«, in: Pestalozzi und Weigelt (Anm. 4), S. 233-242.

12 Art. *Physionomie*, in: Denis Diderot, Jean Le Rond d'Alembert (Hg.), *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, Bd. XII, Neuchâtel 1765, S. 538. Der anonyme Artikel stammt von Louis Chevalier de Jaucourt.

13 Insbesondere von Jacques Perneti, *Lettres philosophiques sur les physionomies* (1746) oder Christian Adam Peuschel, *Abhandlung von der Physiognomie, Metoposcopia und Chiromantie* (1769).

14 Lavater, *Von der Physiognomik* (Anm. 5), S. 30.

15 Ebd., S. 34f.

nämlich Aufmerksamkeit, Gedächtnis, zeichnerische Begabung,¹⁶ sondern auch Einbildungskraft und Witz und vor allem sprachliche Begabung:

Der Physiognomist muß eine sehr starke Imagination haben, und einen feinen, und schnellen Witz. Imagination, um sich alle Züge nett und ohne Mühe einzuprägen und zu erneuern; und Witz, um das Aehnliche darinn, und derselben Aehnlichkeit mit andern zugleich zu finden. Er sieht zum Exempel eine solche oder solche Nase, die etwas charakteristisches hat. Diese muß sich seine Imagination genau einprägen, und sich wieder darstellen können. Er muß eine Fertigkeit besitzen, Approximationen zu diesem charakteristischen Zuge sogleich zu bemerken. Auch zur Bildung und Erfindung der physiognomischen Sprache ist ihm der Witz, oder die Fertigkeit Aehnlichkeiten zu entdecken, unentbehrlich. Der Physiognomist muß die Sprache vollkommen in seiner Gewalt haben. Er muß sogar im Stande seyn, dieselbe zu erweitern und mit lebendigen und bestimmten Ausdrücken zu bereichern. Alle Reiche der Natur müssen ihm Bilder, alle Magazine der Wörter müssen ihm Ausdrücke leihen.¹⁷

In diesem Sinne ist der Lavatersche Physiognomist nicht nur ein Beobachter der menschlichen Natur, sondern vor allem ein Übersetzer einer natürlichen Ursprache des Menschen, die in Hieroglyphen abgefasst ist. Um einige »Zeichen des göttlichen Alphabets« zu enthüllen, muss er eine neue Sprache erfinden. Diese Vorstellung von der Physiognomik als einer menschlichen Wissenschaft, deren empirischen Beobachtung physiko-theologischen Grundsätzen folgt, prägt Stil und Struktur der »Fragmente«, die Lavater auf eigene Kosten drucken ließ und die schließlich vier dickleibige Quartofolio-Bände umfassten. Dementsprechend präsentiert sich der Theologe in der Vorrede zum ersten Versuch als »Wiederhersteller dieser menschlichsten und göttlichsten Wissenschaft«,¹⁸ der sich unweigerlich dem Risiko der Fehlbarkeit aussetzt. Die ersten Seiten des Werks sind von einer Spannung zwischen den gegensätzlichen Haltungen eines solchen epistemologischen Zweifels und des absoluten Glaubens an die Wahrheit der physiognomischen Erkenntnis geprägt, die durch einen langen Auszug aus Herders »Ältester Urkunde des Menschengeschlechts« über die Erschaffung des Menschen als Ebenbild Gottes emblematisch eingefangen wird:

Siehe da seinen *Körper!* die *aufgerichtete, schöne, erhabne Gestalt* – Nur Hülle und *Bild der Seele!* Schleyer und Werkzeug der *abgebildeten Gottheit!* wie spricht sie von diesem *menschlichen Antlitz* in tausend Sprachen herunter! offenbart sich mit tausend Winken, Regungen und Trieben nicht darinn, wie in einem *Zauberspiegel*, die gegenwärtige, aber *verborgne Gottheit?*¹⁹

16 Vgl. Lorraine Daston, *The Empire of Observation*, in: *Histories of Scientific Observation*, hg. von Lorraine Daston und Elizabeth Lunbeck, Chicago 2020, S. 81-114.

17 Lavater, *Von der Physiognomik* (Anm. 5), S. 76f.

18 PF I, S. a2.

19 Johann Gottfried Herder, *Älteste Urkunde des Menschengeschlechts* (1774), zit. in: PF I, S. 4 (im Original nicht kursiv, sondern Fettdruck).

Wenn Lavaters Überlegungen in den ›Fragmenten‹ vielfach in einem ähnlich enthusiastischen Duktus verfasst sind, so ist dies nicht nur ein für die pietistische Empfindsamkeit typisches rhetorisches Mittel, um den Leser möglichst eindringlich anzusprechen, sondern auch ein Versuch, dem erkenntnistheoretischen Imperativ gerecht zu werden, für die unendlich vielen Nuancen in seinem Material anschauliche und eindeutige Ausdrücke zu finden. Obwohl die Metapher des menschlichen Gesichts oder Körpers als Text nur selten aufscheint, wird die Bedeutung der Suche nach den richtigen Begriffen für die Übersetzung der visuellen Zeichen in Worte im gesamten Werk betont. Die Lavatersche Physiognomik ist damit vor allem ein ekphrastisches Unterfangen, eine Übertragung von Bildern in Sprache. In einem Brief an den Wiener Grafen von Thun vom Dezember 1777, der im vierten Band der ›Fragmente‹ abgedruckt wird, insistiert der Theologe auf der Notwendigkeit eines sorgfältigen, über die eigene Muttersprache hinausgehenden Sprachstudiums, insbesondere des Französischen, das »an physiognomischen und charakteristischen Benennungen so reich ist«.²⁰ Zu diesem Zweck wird der angehende Physiognomist angewiesen, eine Art persönliches Wörterbuch zu erstellen, das ihn bei seinem Vorgehen leiten soll. Aus dem Studium von »allen menschenkennerischen Schriften« und aufgrund seines »eigenen Genies« hat der Novize dann ein »möglichst vollständiges Register aller charakteristischen Gesichter« mit ihrer korrekten Beschreibung zu erstellen.²¹ Die Demonstration schließt mit einer witzigen Pirouette, in der Lavater alle Adjektive aufzählt, die er in seinem privaten Wörterbuch unter der Rubrik »Witz« gesammelt hat:

Witzig, witzreich, witzelnd, überwitzig, plattwitzig, feinwitzig, süßwitzelnd; zermalmend; witzbrennend; – eitelwitzig; ernstwitzig; trockenwitzig, kaltwitzig – frostig-grobwitzig – pöbelhaft-matrosisch-scharfrichterisch-blitzwitzig; schnackisch, drollig, launig, spaßhaft, muthwillig, komisch, burlesk, schalkhaft, lächelnd, lachend, spottend, hohnlachend, schöngeisterisch etc.²²

Lavaters Versuch einer Annäherung an die »englische« Natursprache durch teils bizarre Wortschöpfungen erhob nicht nur die Abweichung von Syntax und Grammatik zum Programm, sondern äußerte sich zugleich in einer kompromisslosen Kritik an allen bildlichen Darstellungen, die er als wesentliche Beweismittel seiner Wissenschaft sehen wollte. Die schwarze Silhouette des menschlichen Profils erhob er zum emblematischen Werkzeug seines Ansatzes, weil sie von Bewegung, Licht und Farbe abstrahierte und die menschliche Figur in Linien der festen Teile zerlegte, die ihm als physiognomisch relevant galten und nicht lügen konnten. Dank der im 18. Jahrhundert weithin beliebten Miniaturporträts und Silhouetten verknüpften sich die ›Fragmente‹ mit einer weit verbreiteten Alltagspraxis, die die gelehrte Öffentlichkeit einer visuellen Schulung unterziehen und zur allgemeinen Übernahme von Lavaters Blick führen sollte. In diesem Sinne wurden etwa im ersten Versuch mit Goethes Hilfe die »physio-

20 PF IV, S. 156.

21 PF IV, S. 157.

22 Ebd.

gnomischen Übungen zur Prüfung des physiognomischen Genies« entworfen, mit der das Lesepublikum seine eigene physiognomische Befähigung testen konnte.²³

Da die Gültigkeit solcher Genietests entscheidend von der Genauigkeit der Reproduktionen abhing, sollten neu erdachte Vorrichtungen eine Präzisionssteigerung erlauben: etwa indem der Künstler beim Zeichnen von Silhouetten hinter einem Schirm saß,²⁴ oder mit der Erfindung eines »Stirnmessers« zur Berechnung der Proportionen, die Lavater bestimmten geistigen und moralischen Eigenschaften zusprach.²⁵ Allerdings gediehen diese Projekte nicht weit und der Umstand, dass die »Fragmente« letztlich auf einen sehr heterogenen Bestand visueller Repräsentationen zurückgreifen mussten, verlieh dem Werk über weite Strecke den Charakter einer Art von Kunstkritik, die unter dem alleinigen Aspekt ihrer physiognomischen Brauchbarkeit verfasst war.²⁶ Der einzige lebende deutsche Künstler seiner Zeit, dem Lavater uneingeschränkt Lob spendete, war Daniel Chodowiecki, dessen Kupferstiche weit hin bewundert wurden. Die Tatsache, dass der Berliner sich trotz gewisser Differenzen mit dem Autor zur Mitarbeit an den »Fragmenten« bereiterklärte, trug nachweislich zum hohen Prestige des Werkes bei. Der Theologe wurde nicht müde, den Künstler als »einen der treuesten und aufmerksamsten Schüler der Natur«²⁷ zu preisen, und unternahm ernsthafte Anstrengungen, die beiden ihm zur Verfügung stehenden Schweizer Künstler Johann Rudolf Schellenberg und Johann Heinrich Lips im Stil des deutschen Meisters auszubilden.²⁸

Die originale Quarto-Ausgabe, die von Reich in Leipzig und Steiner in Zürich vertrieben wurde, war in ihrer edlen Ausstattung zum Preis von 24 Reichstalern eines der teuersten Werke seiner Zeit. Sie war das Werk vieler Hände und blieb in ihrer interaktiven und offenen Anlage formal eng verknüpft mit zwei für das 18. Jahrhundert zentralen wissenschaftlichen Kommunikationsmedien, der Zeitschrift und dem Brief. Die ständige Interaktion zwischen Autor und Leserschaft wurde nicht nur durch die Aufnahme von zahlreichen Bildern und Texten deutlich, die von Korrespondenten oder Freunden eingesandt wurden, sondern auch durch Lavaters Antworten auf seine

23 PF I, S. 185.

24 Vgl. PF II, S. 92 f., sowie EP II, S. 160 [XXVI].

25 PF IV, S. 24, 236 f.

26 Die Bildsammlung Lavaters befindet sich heute in der Österreichischen Nationalbibliothek (Wien). Vgl. dazu die Beiträge in Mraz und Schlögl (Anm. 4) sowie Joan K. Stemmler, *The Physiognomical Portraits of Johann Caspar Lavater*, in: *The Art Bulletin* 75, 1993, H. 1, S. 151-168 und Karin Althaus, »Die Physiognomik ist ein neues Auge.« Zum Porträt in der Sammlung Lavater, phil. Diss., Universität Basel 2010.

27 PF I, S. 112.

28 Die Zusammenarbeit erwies sich allerdings als schwierig, da Lavater selten mit den nach Chodowieckis Zeichnungen von Lips und Schellenberg ausgeführten Kupferstichen zufrieden war. Auch stellte er an den Berliner Künstler kaum durchführbare Anforderungen, wie etwa ein wahres Porträt des Anlitzes Christi zu zeichnen. Einen Überblick über die Künstler, die an den Fragmenten mitarbeiteten, bietet Ingrid Goritschnig, *Lavaters auserwählter Künstlerkreis*, in: Mraz und Schlögl (Anm. 4), S. 96-109; zu Chodowiecki und Lavater vgl. Thomas Kirchner, *Chodowiecki, Lavater und die Physiognomiedebatte in Berlin*, in: *Daniel Chodowiecki (1726-1801). Kupferstecher, Illustrator, Kaufmann*, hg. von Ernst Hinrichs und Klaus Zernack, Tübingen 1997, S. 101-142.

Kritiker, mit denen er die weiteren drei Bände füllte. Der vierte und letzte Versuch, der 1778 erschien, war vom schärfsten aller Kritiker geprägt, denn er begann mit einer langen Replik auf die berühmte Polemik Georg Christoph Lichtenbergs, die im Herbst 1777 zunächst anonym unter dem Titel ›Über Physiognomik; wider die Physiognomen‹ veröffentlicht worden war. Der Göttinger Gelehrte hatte sowohl an Lavaters zweifelhafter Methode als auch an seinem überschwänglichen Stil Anstoß genommen und dabei dessen »transzendente Ventriloquenz« sowie dessen Anmaßung geißelt, sich zum Richter über Gottes Schöpfung zu erheben.²⁹ Doch trotz Lichtenbergs Ablehnung der in den ›Fragmenten‹ obwaltenden verworrenen und willkürlichen Kausalität (›Was für ein unermeßlicher Sprung von der Oberfläche des Leibes zum Innern der Seele!«³⁰), bekannte er sich ebenso zur Möglichkeit und sogar zum Nutzen der Untersuchung des menschlichen Charakters durch äußere Zeichen. Allerdings sollten sich solche Studien auf die »ganze Semiotik der Affekten und die Kenntnis der natürlichen Zeichen der Gemütsbewegungen, nach allen ihren Gradationen und Mischungen«³¹ beschränken, mit anderen Worten auf eine *Pathognomik*, die aus sichtbaren Indizien die verborgene Seite des Menschen entdecken würde: »So schliesst man von Ordnung in der Wohnstube auf Ordnung im Kopf, von scharfem Augenmass auf richtigen Verstand, von Farben und Schnitt der Kleider in gewissen Jahren auf Charakter mit grösserer Gewissheit, als aus hundert Silhouetten von hundert Seiten von ebendemselben Kopf.«³²

In seiner weitschweifigen Antwort versuchte Lavater sowohl seine eigene Unterordnung der Pathognomik unter die Physiognomik zu bekräftigen, indem er erstere dem Bereich der höfischen Kultur mit ihren Täuschungen zuordnete, zugleich aber (und in einem gewissen Widerspruch zur ursprünglichen Ausrichtung seines Ansatzes) auch eine solche Semiotik des Alltagslebens in sein Werk zu integrieren suchte, indem er »Etwas über Kleidung, Stimme, Gang, Gebärdung, Stellung« einfügte:

Stimme, Gang, Stellung, Gebärdung, Kleidung – alles an dem Menschen ist physiognomisch – alles, was der Mensch berührt, und was durch seine Hände geht, was in seinen Kreis tritt – nimmt etwas von ihm an. In allem erspiegelt er sich, drückt er sich ab, vervielfältigt er sein Bild [...]. Am unwidersprechlichsten charakteristisch sind die Stellung und der Gang des Menschen. Jede Tugend und jedes Laster, jede Kraft und ihre Schwachheit hat ihren eigentümlichen Gang – und

29 Georg Christoph Lichtenberg, *Über Physiognomik; wider die Physiognomen*. Zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis [1778], in: ders., *Schriften und Briefe*, hg. von Wolfgang Promies, München 1972, Bd. 3, S. 256-295, hier S. 257, sowie gegen Lavaters Ansicht, dass Newtons Gedanken niemals im »Kopf eines Negers« hätten entstehen können: »Allein, ruft der Physiognome, Was? Newtons Seele sollte in dem Kopf eines Negers sitzen können? Eine Engels-Seele in einem scheußlichen Körper? der Schöpfer sollte die Tugend und das Verdienst so zeichnen? das ist unmöglich. Diesen seichten Strom jugendlicher Deklamation kann man mit einem einzigen *Und warum nicht?* auf immer hemmen. Bist du Elender, denn der Richter von Gottes Werken?« (ebd., S. 272)

30 Ebd., S. 258.

31 Ebd., S. 264.

32 Ebd., S. 293.

einem Chodowiecki wär' es möglich, tausend und zehntausend Stellungen zu bezeichnen, deren Charakteristisches keinem Zweifel ausgesetzt wäre.³³

Diese Zeilen offenbarten eine unerwartete Annäherung zwischen den beiden Positionen, was Lavaters Strategie entsprach, die Einwände seines Kritikers oft durch Umformulierung und anschließende Zustimmung zu entkräften.³⁴ Trotz des bisweilen bissigen Tons des Streits, der einige Jahre später in Lichtenbergs Parodie ›Fragment von Schwänzen‹ (1783) wieder aufflammte, waren die Unterschiede zwischen den Positionen der beiden Gelehrten mit all ihren erkenntnistheoretischen und moralischen Implikationen allerdings nicht unbedingt ersichtlich. Im Lichte der ökumenischen Geste Lavaters konnte Lichtenbergs Plädoyer für die Pathognomik vielen Lesern somit letztendlich weniger als Gegenentwurf zu den ›Fragmenten‹ erscheinen denn als deren nützliche Ergänzung. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, dass der Göttinger Gelehrte schließlich auf die Veröffentlichung einer eigenen Abhandlung zur Physiognomik verzichtete und sich auf Kommentare zu einer Reihe von Chodowieckis Kupferstichen beschränkte, die kontrastierende Tugenden und Laster, Ausdrücke, Haltungen, Kleidung und Gangarten von Männern, Frauen und Kindern in typischen gesellschaftlichen Situationen zeigten und damit ganz im Einklang mit Lavaters eigenen Ausführungen zur Pathognomik standen.³⁵

2. Die französische Reartikulation der Lavaterschen Physiognomik: Der ›Essai sur la Physiognomonie‹

Seiner Annahme gemäß, die französische Sprache eigne sich besonders zum Ausdruck physiognomischer Nuancen, hatte Lavater ursprünglich geplant, die ›Fragmente‹ gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache erscheinen zu lassen.³⁶ Nach längerer Suche nach einem geeigneten Übersetzer erhielt er Anfang 1775 einen diesbezüglichen Vorschlag von Franz-Michael Leuchsenring, den er 1771 in Zürich kennen-

33 PF IV, S. 417 f.

34 Lavater griff dabei beinahe wörtlich auf die Formulierungen zurück, die Goethe anonym in seinem Beitrag zu den Fragmenten gebraucht hatte: »Die Natur bildet den Menschen, er bildet sich um, und diese Umbildung ist doch wieder natürlich; er, der sich in die große weite Welt gesetzt sieht, umzäunt, ummauert sich eine kleine drein, und staffiert sie aus nach seinem Bilde« (Goethe, Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten, in: ders., Sämtliche Werke, Münchner Ausgabe, Band 1.2, München, Wien 1987, S. 457-489, hier S. 458).

35 Damit reihen sie sich generell in die Tendenz einer allgemeinen Semiotik des Ganges und der Körperhaltungen ein, die charakteristisch für das späte 18. Jahrhundert ist. Vgl. dazu Andreas Mayer, Wissenschaft vom Gehen. Die Erforschung der Bewegung im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2013, Kap. 1, sowie die erweiterte und revidierte französische Neuausgabe: La marche. Histoire d'une fascination savante, Paris 2025.

36 Vgl. Lavaters Vertrag mit seinem Verleger P. E. Reich, 1. September 1773 (FA Lav Ms 578.25). Diese und alle folgenden Signaturen verweisen auf die Korrespondenz Lavaters im Familienarchiv der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich. Wenn nicht anders angegeben, handelt es sich um die Transkription des Verf.

gelernt hatte. Der junge Publizist schien zunächst ein vielversprechender Kandidat für eine französische Übersetzung zu sein, denn nicht nur war er zweisprachig, sondern hatte auch auf seinen Reisen ein beeindruckendes Netzwerk von Persönlichkeiten aus der Literatur- und Verlagswelt in Deutschland, der Schweiz, Holland und Frankreich aufgebaut. Nach seiner Niederlassung in Paris gründete er dort das ›Journal de Lecture ou recueil pour les oisifs‹, das dem Publikum Rezensionen und Übersetzungen aus der Feder führender europäischer Intellektueller versprach. Das erste französische Übersetzungsprojekt der ›Fragmente‹ stand jedoch von Anfang an unter keinem guten Stern: zum einen, weil Lavater bei Leuchsenring eine liberale und atheistische Gesinnung vermutete, zum anderen, weil der angehende Übersetzer den Autor nach mehreren Monaten ungewissen Wartens wissen ließ, er wolle das Werk so umschreiben, dass »es nicht zu sehr gegen französischer Leser Denkart liefe. Zu arg darf man's doch nicht machen, wenigstens anfangs. Also wäre wohl z. E. die schöne Stelle Herders am Anfang an Franz bücher gewöhnten Lesern ein Talisman der sie auf immer von dem Buche entfernt hielte. Muß man nicht allen alles werden?«³⁷ Leuchsenring stieß damit in dasselbe Horn wie Zimmermann, der Lavater ebenfalls nach seiner ersten Lektüre des Beginns der ›Fragmente‹ im Februar 1775 auf die Unübersetzbarkeit der Herder-Stelle ins Französische hingewiesen hatte.³⁸ Der zu keinen Kompromissen geneigte Autor zog sich daraufhin von dem Projekt einer Pariser Ausgabe der ›Fragmente‹ zurück, bei der möglicherweise auch Diderot korrigierend am Werk gewesen wäre.³⁹

Die Aufgabe wurde schließlich Marie Elizabeth de La Fite (1737-1794) übertragen, einem Mitglied der hugenottischen Gemeinde in Den Haag. Sie war mit dem Pfarrer Daniel de La Fite verheiratet, an dessen Zeitschrift ›Bibliothèque des sciences et des beaux-arts‹ sie mitarbeitete, sprach fließend Deutsch, Französisch und Englisch und hatte sich gerade als Übersetzerin von Sophie von La Roches ›Geschichte des Fräuleins von Sternheim‹ (1771) einen Namen gemacht.⁴⁰ Zu den enthusiastischen Lesern dieses Briefromans zählten Nicolai, Herder und Goethe, der auch seinen Freund Lavater 1774 in den Salon der Autorin einführte. Da La Roche und Lavater eine langjährige Freundschaft verband, könnte sie eine der Vermittlerinnen gewesen sein, die zur Wahl von La Fite als Übersetzerin führten, deren Beherrschung der französischen Sprache auch durch ihr eigenes erstes Buch ›Entretiens, drames et contes moraux à l'usage des Enfans‹ (La Haye, chez Detune, 1778) bewiesen war.⁴¹ Von Beginn ihrer Zusammenarbeit mit dem Autor der ›Fragmente‹ an wies ihn La Fite auf die zahlreichen

37 Leuchsenring an Lavater [Paris, Ende Dezember 1775], in: Briefe von und an Franz Michael Leuchsenring, hg. von A. U. Kamber, Stuttgart 1976, Bd. 1, S. 83.

38 »Die Stelle aus Herder (Einleitung) ist ins französische *unübersetzbar*.« Zimmermann an Lavater, 26.2.1775 (FA Lav Ms 534.5).

39 Vgl. Roland Mortier, Diderot en Allemagne. 1750-1850, Paris 1954, S. 42, wobei trotz der nachweislichen Kontakte Leuchsenrings zu Diderot wegen der notorischen Unzuverlässigkeit des jungen Literaten dies als eher unwahrscheinlich gelten muss.

40 Mémoires de Mademoiselle de Sternheim, publiés par Mr. Wieland, et traduits de l'Allemand par Madame ***, A La Haye, chez Pierre Frédéric Gosse, 2 Bde., 1775.

41 Zu La Fites übersetzerischem Ansatz in ihren pädagogischen Arbeiten vgl. Beatrijs Vanacker, Éducation,

Schwierigkeiten hin, die mit der Übertragung eines philosophisch so anspruchsvollen Werks ins Französische verbunden waren, und nahm die Aufgabe nur unter der Bedingung an, eine grobe wörtliche Übersetzung des Manuskripts zu erhalten, die sie dann überarbeiten konnte:

Malgré ce secours & malgré tous mes efforts je crains qu'il ne m'arrive très souvent de rester au dessous de l'Original, car plus un Auteur a de génie plus il est quelquefois difficile à traduire. D'ailleurs eüsse-je autant de génie que vous, Monsieur, il me resteroit encore un grand désavantage, c'est que je ne travaille pas avec les mêmes instrumens, c'est que vous écrivez dans une Langue bien plus abondante, bien plus hardie que celle dont je dois me servir pour transmettre vos pensées. Les bons Ouvrages Allemands ressemblent à un Arbre chargé de rameaux, dont il faut élaguer quelques branches quand on veut le transplanter. J'ai observé aussi qu'on doit se permettre quelquefois d'être infidèle à la *lettre* pour rester fidèle à *l'esprit*.⁴²

Dank der bequemen Metapher des Baumes konnte La Fite, bei allem Respekt vor dem Genie des Autors, einen Ansatz vorschlagen, der es ihr erlaubte, Passagen wegzulassen oder zu ersetzen, die »im Deutschen sehr energisch erscheinen, aber im Französischen unschön klingen würden.«⁴³ So schlug sie vor, dem Modell zu folgen, das Le Tourneur in seiner Übertragung von Edward Youngs ›Night Thoughts‹ verwendet hatte, wenn ihr auch die Phantasie des Schweizer Theologen »trotz all seiner hochfliegenden Gedanken geregelter erschien als die des englischen Dichters.«⁴⁴ Die Formel von der Untreue gegenüber dem Text und der Treue im Geiste mag auf den ersten Blick konventionell erscheinen, aber in diesem Kontext hatte sie eine tiefere Bedeutung, indem sie das gesamte Übersetzungsprojekt in geistige und moralische Begriffe fasste und seine kommerziellen Aspekte verleugnete. In diesem Sinne betonte La Fite: »il me semble qu'en essayant de vous être utile, je m'acquitte en quelque sorte d'une dette, puisque vos ouvrages m'ont procuré bien des moments de bonheur et qu'ils serviront à me rendre meilleur.«⁴⁵

La Fite war eine verwandte Seele und treue Schülerin, die vom Meister in vielerlei Hinsicht geprüft wurde, nachdem sie ihm Silhouetten von sich selbst, ihrem Mann, dem Drucker und anderen Mitarbeitern des Projekts übersandt hatte.⁴⁶ Der Herstellungsprozess erwies sich allerdings als langwierig: Lavater musste Teile seines neuen, überarbeiteten deutschen Manuskripts einschließlich einer ersten wörtlichen Über-

traduction et médiation dans l'œuvre de Marie-Élisabeth de La Fite, in: Cahier d'Études Germaniques 82, 2022, S. 73-88.

42 M. E. de La Fite an J. C. Lavater, 11.1.1776 (FA Lav Ms 517.275).

43 Ebd. (»certains tours, très énergiques en Allemand, mais qui n'auroient point de grâce en François«)

44 Ebd. (»malgré tout son essor [...] bien plus réglée que celle du Poete Anglais«); Les Nuits d'Young, übers. aus dem Englischen von Pierre Le Tourneur, 2 Bde., Paris 1770.

45 M. E. de La Fite an J. C. Lavater, 11.1.1776 (FA Lav Ms 517.275).

46 M. E. de La Fite an J. C. Lavater, 4.7.1777 (FA Lav Ms 517.279).

setzung, die offenbar zunächst von ihm selbst,⁴⁷ dann nach wiederholten Beschwerden von La Fite und auf ihre Empfehlung hin von dem deutschen Diplomaten Heinrich Renfner⁴⁸ angefertigt wurde, nach Den Haag schicken, wo sie die Rohfassung unter der Aufsicht ihres Mannes überarbeitete. In Zürich überwachte Lavater nicht nur die Herstellung der neuen Stiche, deren Kupferplatten nach Den Haag gesandt wurden, sondern nutzte auch sein europaweites Netzwerk an Korrespondenten, um bei besonders schwierigen Passagen alternative Lösungen für La Fites Übersetzung zu finden. Wie Leuchsenring und Zimmermann bereits angedeutet hatten, stellte schon der lange Auszug aus Herders ›Ältester Urkunde‹ auf den ersten Seiten eine große Hürde dar. Im Mai 1778 bat Lavater daher den ihm befreundeten Johann Heinrich Merck, ihm bei der Übersetzung der ersten Bögen behilflich zu sein. Der Darmstädter Publizist und Naturforscher, der bereits zum »Ersten Versuch« der ›Fragmente‹ anonym Beiträge geliefert hatte,⁴⁹ zeigte sich skeptisch: »Ich glaube nicht, daß es leicht ein Buch giebt, das schwerer zu übersezen wäre ins. Fr. als das Ihrige – denn keine Einzige Ihrer Ideen ist je in jenem Lande weder als Foetus herumgeschwommen, noch ans Licht gebracht worden.«⁵⁰ Lavaters Antwort war wie gewohnt kompromisslos und verdeutlichte, worauf er mit der französischen Übersetzung abzielte:

Nicht für die Franzosen, als solche – für Engländer, Holländer, Schweden etc. Die Franzosen mögen mitgehn, [–] laß ich die Fragmente, kürzer gefaßt, übersezen. Ich gebe hin, was in mir ist, und laß lachen, wer lachen, weglegen, wer's weglegen will. Es ist nicht Unterricht für diesen, jenen *besondern* Menschen, sondern für den, ders fassen mag. In dieser Absicht z. E. kann ich Herders Stelle nicht weglaßen. Hier ist sie. Sie durchgehen Sie scharf, und senden Sie mir schleunig zu rük; verzeichnen jede Postausgabe – und am Ende kommen Sie gewiß zurecht.⁵¹

Erst im September desselben Jahres sandte Merck Lavater seine Antwort, die eine ausführliche Begründung enthielt, weshalb er, »meiner verschiedenen Versuche, Hand daran zu legen ohngeachtet«,⁵² an der Übersetzung gescheitert war:

47 Im Januar 1777 ließ Lavater Zimmermann wissen: »De la Fite ist im Haag eine Pastorsfrau, die übersezt die Physiognomik aus meinem Französisch in Französisch.« (J. C. Lavater an J. G. Zimmermann, 25.1.1777, FA Lav Ms 587.69).

48 Heinrich Renfner (1753-1819), der auch eine Reihe anderer Werke ins Deutsche übertrug, scheint erst im Herbst 1779 zu dem Projekt gestoßen zu sein (M. E. de La Fite an J. C. Lavater, 9.1.1779, FA Lav Ms 517.291).

49 Erst im letzten Band erwähnte Lavater Merck namentlich in der Danksagung (PF IV, S. 486). Letzterer stand der physiognomischen Methode generell äußerst kritisch gegenüber und schrieb 1778 im ›Teutschen Merkur‹ eine positive Rezension zur zweiten Auflage von Lichtenbergs Polemik ›Über Physiognomik‹.

50 Merck an Lavater, 17.5.1778, zit. n. Johann Heinrich Merck, Briefwechsel, hg. von Ulrike Leuschner, Bd. 2, Göttingen 2007, S. 89.

51 Lavater an Merck, 23.5.1778, zit. ebd., S. 92.

52 Merck an Lavater, 2.9.1778, zit. ebd., S. 155.

[...] da alle Übersezung, die Sie je liefern werden, wörtlich seyn wird, um nicht ein Jota des Sinns zu tödten, so wird es immer für alle französisch denkenden Köpfe NonSense seyn. Denn diese Zusammenstellung von Ideen, in dieser Ordnung mit diesen Inversionen, u. Partikeln ist u. bleibt wahres Galimathias für Franzosen. Besonders Herders Composition, die in der ältesten Urkunde mehr noch als in allen seinen andern Schriften davon stinkt. [...] Ich bleibe einmal dabey Ihre Physiognomische Ideen, Fäden, Linien, Principien, Erfahrungen müssen Eindruck machen, aber kurz u. gut gesagt, ohne Ihre Anwendung, ohne Ihre CotterieSprache von Tugenden u. Empfindungen, und Talenten – denn davon weiß in der ganzen französischen Welt kein Mensch Ein Wort, u. ich troze Ihnen Worte dafür zu finden.⁵³

Damit schloss sich Merck der Kritik an, der ideelle und empirische Kern der Lavaterschen Physiognomik müsse von ihrer konfusen, bloß einer kleinen schwärmischen Gruppe (einer *Coterie*) verständlichen Sprache gereinigt werden,⁵⁴ bevor sie ins Französische übertragen werden könne. Angesichts eines Autors, der zu keinen größeren Konzessionen bereit war, hatte La Fite als Übersetzerin nicht nur mit dieser Schwierigkeit zu kämpfen,⁵⁵ sondern auch mit der Langsamkeit der Post, bei der Briefe und Kupferplatten verloren gingen, sowie mit der Arbeit von Druckern und Setzern, die kein Wort Französisch verstanden. Alle diese Umstände führten letztendlich zu erheblichen Verzögerungen und hohen Kosten.⁵⁶ Als der erste Band des ›Essai‹ Anfang 1780 fast fertiggestellt war, verzögerte sich die Veröffentlichung erneut durch die parallele Erstellung der niederländischen Übertragung, weil das überarbeitete Manuskript der ›Fragmente‹ zwischenzeitlich an einen anderen Übersetzer geschickt werden musste. So konnte der Band erst in der zweiten Hälfte des Folgejahres erscheinen. Lavater äußerte sich lobend über die Übersetzung, übte aber bald öffentlich Kritik an der mangelhaften Ausführung zahlreicher Vignetten und versprach seinen Lesern durch ein Avertissement des Verlegers für die künftigen Bände bessere Kupferstiche.⁵⁷

53 Ebd., S. 155 f. Merck hatte 1774 eine kritische Rezension der ›Ältesten Urkunde‹ skizziert, diese aber nicht veröffentlicht.

54 Lichtenberg hatte eben diese Kritik wiederholt formuliert, so bereits nach seiner ersten Lektüre der »großen Physiognomik« in einem Brief aus London an Johann Andreas Schernhagen (17.10.1775), in: ders., Schriften und Briefe, hg. von Wolfgang Promies, Bd. 4, München 1972, S. 252.

55 Dies betraf auch den Titel, der zu einer längeren Diskussion mit La Fite Anlass gab. Ihr erster Vorschlag ›Fragmens de Physiognomonie, ou l'Art de connoître le caractère de l'Homme par l'inspiration de la Physionomie‹ hatte nicht Lavaters Zustimmung gefunden (M. E. de La Fite an J. C. Lavater, 4.7.1777, FA Lav Ms 517.279), da dieser sich gegen die gängige französische Übersetzung »physiognomonie« für »Physiognomik« sperrte. Erst nach Verweisen der Übersetzerin auf die Autorität von Charles Le Roys und Pierre Restauts »Traité de l'Orthographie Française, en Forme de Dictionnaire« (1765) änderte er seine Haltung (M. E. de La Fite an J. C. Lavater, 8.10.1778, FA Lav Ms 517.288).

56 Der Briefwechsel zwischen La Fite und Lavater bestätigt damit die spätere Ansicht des Biographen Georg Gessner, der die französische Übersetzung als äußerst ruinöses Unterfangen schildert (ders., Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung, 3 Bde., Winterthur 1802-1803, Bd. 2, S. 282-286.)

57 Buchhändler-Avertissements und andere litterarische Nachrichten, in: Magazin des Buch- und Kunsthandels, welches zum Besten der Wissenschaften und Künste und den dahin gehörigen Neuigkeiten

Der dem Projekt gegenüber kritisch eingestellte Merck konnte hingegen »kein Einziges französisches Wort im wahren Zusammenhange finden«, wie er an Nicolai schrieb, der den ersten Band in der von ihm selbst herausgegebenen »Allgemeinen deutschen Bibliothek« rezensierte.⁵⁸ Die Gesundheit von La Fite hatte unter der Arbeit stark gelitten, und Krankheit hinderte sie an der Fertigstellung des zweiten Bandes.⁵⁹ Das verbleibende Werk wurde in die Hände Renfners und des französischen Buchhalters und Diplomaten Antoine-Bernard Caillard gelegt.

Der enorme Zeit- und Kostenaufwand, den Lavater für die Herstellung dieser Übersetzung betrieb, war dadurch gerechtfertigt, dass die französische Fassung eine vollständig aktualisierte und ergänzte Version des Originalwerks darstellte, wie die namentlich nicht aufscheinende Übersetzerin in ihrem Vorwort erklärte: »Le lecteur français sera en quelque sorte dédommagé de n'avoir pu lire l'original, en trouvant ici un meilleur ordre, des planches mieux exécutées & des images plus intéressantes.«⁶⁰ Bereits im ersten Band des »Essai« wurde die Reihenfolge der verschiedenen Fragmente und Ergänzungen dahingehend geändert, dass er nicht nur Material aus den späteren Versuchen der »Fragmente«, sondern auch zahlreiche zusätzliche Illustrationen und Kommentare enthielt. Das Buch war nun so aufgebaut, dass nach der ausführlichen Darstellung der Methoden und Ziele ein langer Abschnitt folgte, in dem der Autor auf Einwände verschiedener namentlich genannter kritischer Leser antwortete. Dieser schloss mit seiner Replik auf Lichtenbergs Polemik, die nun durch die Einfügung weiterer Gegenbeispiele stark erweitert wurde.⁶¹ Auf diese Weise präsentierte sich Lavaters Physiognomik den französischen Lesern als untrennbar von den Kontroversen, die sie in Deutschland ausgelöst hatte, und folgte einem weitaus umfassenderen Programm, das die Pathognomik stärker miteinbezog als noch die ursprüngliche Fassung der »Fragmente«.

Im Einklang mit dieser Ausrichtung wurde der kurze Abschnitt im vierten Versuch über »Kleidung, Stimme, Gang, Gebärdung, Stellung«, der ursprünglich zur Behandlung der Gemütsbewegungen gehörte (PF IV, S. 417-426), nun zu einem längeren Fragment mit dem allgemeineren und analytischeren Titel »De l'extérieur de l'Homme, et de quelques autres indices analogues« (EP III, S. 178-230) erweitert, das sich mit den Proportionen des Körpers, der Körperhaltung, dem Gang, den Gesten, der Sprache und der Stimme, dem Stil, dem Zeichnen und Schreiben sowie der Kleidung befasste. Lavater verwies dabei auch auf den ersten Teil der »Ideen zu einer Mimik« (1785), in dem der Philosoph und Literaturtheoretiker Johann Jakob Engel das Projekt einer anthropologischen Studie der menschlichen Gesten und Bewegungen verfolgte, wiede-

Nachricht giebt. Des Jahres 1782 Erstes Stück, Leipzig, S. 70. Im selben Band war auch bereits eine positive Besprechung erschienen, die die Güte der Übersetzung lobte und den Inhalt wiedergab (ebd., S. 35).

58 Merck an Nicolai, 10.4.1782, in: Merck (Anm. 48), Bd. 3, S. 49. Vgl. Nicolais Besprechung im Anhang zum 53. bis 86. Band der Allgemeinen deutschen Bibliothek, IV. Abteilung, 1790, S. 2364-2367.

59 J. G. Zimmermann an J. C. Lavater, 20. August bis 2. Oktober 1782 (FA Lav Ms 535.19).

60 Préface du traducteur, in: EP I, S. X.

61 EP I, S. 237-290.

rum reich mit Illustrationen Chodowieckis ausgestattet, die Lavater allerdings gänzlich anders auslegte.⁶²

Nachdem der dritte Band 1786 gedruckt vorlag, wurde das Projekt von weiteren Missgeschicken heimgesucht: Nicht nur, dass das Werk trotz des relativ niedrigen Preises von neun Louis d'or nur wenige Abonnenten anzog, mehr als dreihundert Exemplare gingen auf dem Weg nach England bei einem Schiffsunglück verloren, und der letzte, bereits im Druck befindliche Band konnte durch den Ausbruch der Batavischen Revolution nicht fertiggestellt werden und erschien erst zwei Jahre nach Lavaters Tod 1803. Zu diesem Zeitpunkt waren gute Exemplare der ersten Bände bereits rar und teuer.⁶³ Im Frankreich des späten 18. Jahrhunderts beruhte Lavaters Ruhm somit selten auf einer genaueren Textkenntnis des ›Essai‹, zumindest in Paris, denn viele seiner treuesten Anhänger bewegten sich in den aristokratischen Zirkeln von Lyon oder im Elsass, wo seine Physiognomik eng mit Mesmers tierischem Magnetismus verbunden wurde.⁶⁴ Wie eine anonyme Rezension des ersten Bandes festhielt, die 1782 in Grimms und Diderots ›Correspondance littéraire et philosophique‹ erschien, hatten wohl nur wenige Menschen dieses Buch tatsächlich gelesen, dessen Seiten mit einem »Firniss mystischer Theologie« überzogen waren, der einer »Diskussion von Dingen, die nur Kunst und Philosophie betreffen«, nur abträglich sein konnte.⁶⁵ Trotz einiger kritischer Bemerkungen über die grobe Form und den umständlichen Stil fand der Rezensent darin dennoch »eine Reihe gut geordneter Beobachtungen« und eine ernsthafte Suche nach »festen und gleichbleibenden Regeln«,⁶⁶ insbesondere in dem Versprechen einer wissenschaftlichen Entwicklung der Vermessung von menschlichen Silhouetten und Schädeln:

Que ces idées soient hasardées ou non, pourquoi se presser de les rejeter? pourquoi refuser de les examiner sans prévention? Si par une longue suite d'expériences on parvenait à les confirmer, n'aurait-on pas découvert une vérité assez utile, assez intéressante? Quelle belle machine que celle qui nous apprendrait à peser les hommes comme on pèse les métaux, à juger pour ainsi dire à l'œil, si tel

62 Vgl. Mayer (Anm. 35).

63 »Ouvrage d'une exécution magnifique; il est fort recherché et les exemplaires n'en sont pas communs.« (Dictionnaire bibliographique, historique et critique des livres rares, Paris 1802, S. 254. Der Preis wurde hier auf 220-260 Livre (nach heutiger Währung ca. 2272,- bis 2686,- Euro) geschätzt, die teuerste gebundene Ausgabe war 1798 zum Preis von 321 Livre (3316,- Euro) verkauft worden.

64 Seit den 1780er Jahren war der Salon der Gebrüder Théophile-Conrad (1736-1809) und Christian-Frédéric (1726-1807) Pfefferl in Colmar ein wichtiger Kontext für die Verbreitung von Lavaters Ideen. Vgl. Jean-Luc Chappey, *La Société des observateurs de l'homme (1799-1804)*, Paris 2002, S. 133 f. Die kurze mesmeristische Episode Lavaters in den Jahren 1785-87 mit dem Theologen als Wunderheiler seiner eigenen Frau führte zu satirischen Reaktionen in der Presse. Lavater, der Mesmer 1787 persönlich kennengelernt hatte, distanzierte sich daraufhin von diesem. Vgl. Jürgen Barkhoff, *Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik*, Stuttgart 1995, S. 71 ff.

65 Anon., *Octobre 1782*, in: *Correspondance littéraire et philosophique, Troisième et dernière partie*, T. II, S. 32 f.

66 Ebd., S. 42.

ou tel sujet est propre à devenir un homme d'état, un philosophe, un poète, un artiste!⁶⁷

3. *Physiognomik als transzendente Physiologie: Moreau de la Sarthes Lavater-Edition*

Dass Lavaters Werk schließlich zur zentralen Referenz für die Physiognomik in Frankreich wurde, war zu einem großen Teil seiner Integration in eine medizinische Semiotik zu verdanken, die im Rahmen einer neuen, anthropologisch ausgerichteten Physiologie entwickelt wurde. In diesem Prozess wurden die älteren Ausgaben von einem neuen Werk abgelöst, dessen Titel bereits verdeutlicht, in welcher Hinsicht es sich von allen vorherigen Versionen unterschied: >L'art de connaître les hommes par la physiognomie, par Gaspard Lavater. Nouvelle édition, corrigée et disposée dans un ordre plus méthodique; précédée d'une notice historique sur l'auteur; augmentée d'une exposition des recherches ou des opinions de La Chambre, de Porta, de Camper, de Gall, sur la physiognomie; d'une Histoire anatomique et physiologique de la face, avec des figures coloriées; et d'un très-grand nombre d'articles nouveaux sur les caractères des passions, des tempéramens et des maladies: par M. Moreau, docteur en médecine<. Diese enzyklopädische Ausgabe von Lavaters Text in zehn Bänden war das Werk von zwei gelehrten Ärzten: Louis-Jacques Moreau de la Sarthe (1771-1826), seit 1795 *sous-bibliothécaire* an der Bibliothek der medizinischen Fakultät in Paris, und dem Chirurgen und Anatomen Pierre Sue (1739-1816), seinem Vorgesetzten und dem Begründer dieser Bibliothek, der seit 1803 der erste und einzige Inhaber eines Lehrstuhls für medizinische Bibliographie war.⁶⁸

Als die ersten vier Bände dieser neuen Ausgabe 1806 erschienen, hatte sich Moreau bereits einen Namen als Schriftsteller gemacht, mit Beiträgen für >La Décade philosophique, littéraire et politique<, und als Professor für Hygiene am Lycée Républicain und Athénée, wo er kritische öffentliche Vorträge zu kontroversen Themen wie Mesmerismus und Phrenologie hielt. Als Mitglied von Cabanis' Salon in Auteuil und der *Observateurs de l'homme* waren seine ersten Schriften, die der physiologischen Philosophie der Ideologen verpflichtet waren, von dem Bestreben geprägt, eine umfassende *Science de l'Homme* in Form einer »physischen und moralischen

67 Ebd., S. 46 f.

68 Im folgenden abgekürzt AP, mit Angabe der jeweiligen Bandnummer. Auf dem Titel wird nur der Name von Moreau de la Sarthe angegeben, obwohl mehrere Texte »les éditeurs« signiert sind. Es ist anzunehmen, dass sich dies auf Pierre Sue bezog, der nur als Herausgeber des letzten Bandes fungierte, der Inhaltsverzeichnis und Index enthielt (AP X). Er war verwandt mit dem Anatomen Jean-Joseph Sue fils (1760-1830), der bereits Ende der 1780er Jahre ein Werk publiziert hatte, das stark von Lavaters Physiognomik beeinflusst war: *Éléments d'anatomie, à l'usage des peintres, des sculpteurs et des amateurs* (Paris 1788), wiederaufgelegt unter dem Titel *Essai sur la physiognomonie des corps vivans* (Paris 1797).

Anthropologie« zu entwickeln.⁶⁹ Seine 1809 fertiggestellte, überarbeitete Fassung von Lavaters Werk spielte bei dieser Entwicklung eine entscheidende Rolle und sollte zur maßgeblichen Ausgabe des Textes in Frankreich werden.

Obwohl die Qualität der Kupferstiche nicht mit den vier Quarto-Bänden des ›Essai‹ mithalten konnte, wurde das Werk in verschiedenen Formaten hergestellt und war ab der zweiten korrigierten Auflage von 1820, die Jacques-Pierre Maygrier besorgte, zu einem erschwinglicheren Preis erhältlich. In ihrer Vorrede, die mehr als siebzig Seiten füllte, erkannten Moreau und Sue die große Schwäche des Werks in seiner fragmentarischen Form. In der neuen Ausgabe wurde daher die ursprüngliche Struktur Lavaters aufgegeben und der Text nach einer neuen Gliederung geordnet. Um für diese neue Konzeption zu werben, wählten die Herausgeber das Etikett *physiologie transcendante*, das sie folgendermassen umschrieben: »un ordre de considérations très élevées, et dans lequel l'observation timide et attentive, l'imagination libre et audacieuse, les recherches utiles du savant, et les méditations sublimes du philosophe, rapprochées les unes des autres et presque confondues, s'éclairent et s'agrandissent par de mutuelles communications.«⁷⁰ Unter Bezugnahme auf Cabanis' ›Rapports du physique et du moral de l'homme‹ (1802) weisen die Herausgeber der Physiognomie den Status eines hybriden Genres zu: »un genre des connaissances mixtes dans le tableau de connaissances humaines, entres les sciences morales et les sciences physiques dont il remplit l'intervalle.«⁷¹

In diesem Rahmen stellte Lavaters physiko-theologische Orientierung kein ernsthaftes Problem dar, da er nun in den Rang eines Klassikers erhoben wurde: Wie Rousseau erklärten Moreau und Sue ihn »zu den wenigen originellen Schriftstellern, deren Fehler und Unzulänglichkeiten ein Recht haben, von der Nachwelt in Erinnerung behalten zu werden.«⁷² Obwohl die Herausgeber beanspruchten, seinen Text »mit geradezu religiöser Ehrfurcht«⁷³ vollständig übernommen zu haben, ignorierten sie die neue Struktur des ›Essai‹, wenn sie auch die französische Übersetzung von La Fite und ihren Mitarbeitern übernahmen. Für den ersten Band wurde versucht, die ursprüngliche Reihenfolge der ›Fragmente‹ mehr oder weniger wiederherzustellen, wobei Lavaters lange Antwort auf Lichtenberg erst im dritten Band erschien, wohl auch in der Absicht, die Bedeutung von dessen Kritik zu mindern.⁷⁴ Da der neue Textkorpus nun durch zahlreiche redaktionelle Einleitungen, Ergänzungen, Glossen und Fußnoten sowie durch Zitate und Paraphrasen anderer Autoren ergänzt war, die mitunter nicht mit Lavaters Sichtweisen übereinstimmten, schien es kaum noch möglich,

69 Vgl seine Rezension von Pinels ›Traité medico-philosophique‹ in: La Décade philosophique 29, 1801, S. 458f. Zu seiner Kritik der Gallschen Phrenologie siehe Elizabeth Williams, *The Physical and the Moral. Anthropology, Physiology, and Philosophical Medicine in France, 1750-1850*, Cambridge 1994, S. 105-110.

70 AP I, S. 65.

71 Ebd.

72 Ebd., S. 60.

73 Ebd., S. 59.

74 AP III, 2. Aufl., S. 20.

die Stimme des Autors zu erkennen. Dasselbe galt für die Illustrationen: Mehr als sechshundert größtenteils neue Stiche wurden unter der Aufsicht von François-André Vincent, einem angesehenen Mitglied der *Académie des beaux-arts de l'Institut de France*, von Pierre-Nicolas Ransonette angefertigt. Die Tatsache, dass einige dieser Bilder koloriert waren – in deutlichem Gegensatz zur eher strengen Ikonografie der >Fragmente<, in denen die schwarzen Silhouetten dominierten –, stand im Einklang mit der Neudefinition der Physiognomik im Rahmen einer vitalistisch ausgerichteten physiologischen Anatomie, deren Hauptgegenstand nicht der tote und seziierte Körper, sondern der lebende Organismus in Bewegung unter den Bedingungen seines natürlichen und sozialen Milieus war.

In der Genealogie der verschiedenen physiognomischen Traditionen und Praktiken, in die Moreaus und Sues Ausgabe Lavaters Text einordnete, dominierte eindeutig die französische moralische und medizinische Lehre von den Leidenschaften, angefangen bei Marin Curieu de La Chambres Traktat >L'Art de connaître les hommes< (1659), das dem Buch seinen neuen Titel gab, bis hin zu den jüngsten Werken von Cabanis, Pinel, Bichat und ihren Anhängern. Die Vorrangstellung der Pathognomik verdankte sich einer medizinischen Semiotik, die die klassische Rhetorik der Leidenschaften zugunsten der empirischen Beobachtung von spontanen Gesichtsausdrücken, Gangarten und Gebärden aufgibt.⁷⁵ Diese Neuorientierung spiegelt sich in der Struktur des Werks wider, das von verschiedenen pathognomischen Formen, die durch die Leidenschaften der Seele oder durch schlechte oder kriminelle Gewohnheiten hervorgerufen werden, zu dem Begriff der natürlichen Physiognomik als »ständigem Ausdruck der Gewohnheiten des Herzens und des Geistes«⁷⁶ übergeht. Folglich findet die Ausbildung des Physiognomikers nicht in den höheren gesellschaftlichen Sphären der aristokratischen Salons statt, sondern in der direkten Konfrontation mit der Straße:

Suivez cette méthode, cette progression, si vous voulez être physiognomiste; commencez votre cours au milieu des hommes qui ont le moins de civilisation, et le plus de franchise et de véhémence dans leurs sentiments. Cherchez les scènes publiques; allez dans les hôpitaux, les prisons, les marchés, sur les théâtres, où les hommes sans éducation s'occupent fortement de leurs intérêts ou de leurs plaisirs, et tourmentent, bouleversent leurs physionomies par l'impression d'un petit nombre de passions, dont ils n'ont pas appris à modérer la force ni à retenir l'expression.⁷⁷

Die erste praktische Lektion für den Physiognomiker ergibt sich somit aus einer quasi ethnographischen Beobachtung »all dieser Gesichter, die sich durch ihre signifikante

75 Dies wird etwa spürbar in der postrevolutionären Psychiatrie, in der Arbeit von Pinels Schüler Esquirol, der Lavaters Physiognomik in die Metapher von der menschlichen Seele als einem für den Beobachter offenen Buch übersetzt. Zur Karriere und den Paradoxien dieser Metapher vgl. Juan Rigoli, *Lire le délire. Aliénisme, rhétorique et littérature en France au XIX siècle*, Paris 2001, zum wissenschaftlichen Kontext der Bewegungsphysiologie Mayer (Anm. 35), Kap. 2.

76 AP I, S. 13.

77 Ebd., S. 24.

Hässlichkeit auszeichnen«, die Moreau bei den niederen Schichten beobachtet: »au milieu de ces hommes égarés ou cruels, dont les crimes étonneront la muse de l'histoire«, bis zu »ces hommes de la dernière classe de la société, devenus tout à coup des spéculateurs; ces riches d'un jour; ces *joueurs* imprudens et avides; ces agioteurs, tour à tour ruinés et enrichis, et passant continuellement de l'espérance et de la joie la plus vive aux angiosses de la douleur, des regrets et du desespoir«. ⁷⁸

In diesem Zusammenhang dienten Lavaters eigene vage Beobachtungen über das Verhältnis zwischen sozialen und beruflichen Gewohnheiten und der natürlichen Veranlagung Moreaus zur Ausarbeitung einer auf der Physiologie von Bichat basierenden Typologie, nach der verschiedene soziale Gruppen und Berufe durch den vorherrschenden Gebrauch bestimmter Körperorgane definiert werden. In seiner Beilage »Observations sur les signes physiologiques des professions« betont der Mediziner, dass »jeder Beruf, jede Beschäftigung im Allgemeinen als eine fortlaufende, spezialisierte und lebenslange Ausbildung zu betrachten ist, die bestimmte Organe entwickelt, trainiert und stärkt und eine besondere Beziehung zwischen dem Individuum und der Natur herstellt«. ⁷⁹ Infolgedessen muss jede Klasse ihren eigenen Charakter und ihre eigene Ausdrucksweise haben, wobei die »wahre Grundlage der menschlichen Ungleichheit« in der »Vielfalt des Gebrauchs« der »Lebenskräfte« in den verschiedenen spezialisierten Tätigkeiten liegt:

Les conditions, les professions dans lesquelles les forces de la vie se dirigent plus particulièrement du côté de l'organe intellectuel, tout en affaiblissant l'organisation, doivent faire obtenir les premiers rangs; ils sont annoncés par les signes de noblesse les moins équivoques, par une physionomie morale bien développée, et par tous les signes du développement de l'empire de la vie intellectuelle aux dépens de la vie animale. Les conditions, les conditions qui n'exigent que des facultés physiques, et qui laissent à la vie animale toute son activité, marquent nécessairement les dernières places; et, entre ces deux extrêmes, se trouvent distribués les autres professions et métiers, où les forces physiques sont combinées, avec un développement intellectuel, qui augmente sensiblement, depuis les arts et métiers les plus simples, jusqu'aux beaux-arts, dont l'exercice exige à la fois un esprit cultivé et une éducation particulière des sens et de la main. ⁸⁰

4. Eine »vollständige Anthropologie«? Balzacs »Pathologie des Soziallebens«

»L'art de connaître les hommes par la physionomie« gestaltete somit Lavaters physikotheologische Physiognomik ganz im Sinne einer physischen und moralischen Anthropologie um. Damit sollte das Werk einen wissenschaftlichen Zugang zu allen Formen des menschlichen Lebens bieten, darin sowohl dem enzyklopädischen Geist der Natur-

78 Ebd., S. 24 f.

79 AP VI, S. 227.

80 AP VI, S. 228.

geschichte verpflichtet als auch der Suche nach den »Lebenskräften«, wie sie die neueren Theorien des medizinischen Vitalismus postulieren. Trotz der Bemühungen Moreaus, die Verbindungen des Werks zur Theosophie, zum animalischen Magnetismus und zur Phrenologie zu kappen, bleibt der Name Lavater für die meisten Leser dennoch weiterhin mit denen von Mesmer und Gall verbunden. Dies war nicht allein ein Effekt der seit dem Empire in Umlauf gebrachten illustrierten Taschenhandbücher mit Titeln wie »Le Lavater des Dames« oder »Le Lavater portatif«, sondern auch des starken Gebrauchs der Physiognomik in einer Romanliteratur, die im Stil von gesellschafts- und sittenkritischen Studien verfasst war. Das ambitionierteste und einflussreichste dieser Werke, das die Namen Lavater, Gall und Mesmer programmatisch miteinander verknüpfte, war Balzacs »Comédie humaine«.

Bereits die berühmten Seiten der Einleitung zu diesem monumentalen Werk aus dem Jahr 1842 erwähnen den Zürcher Theologen als Vorläufer Galls neben den »Wundern des tierischen Magnetismus« von Mesmer, womit die Trias in ein spiritualistisches Licht gerückt wurde.⁸¹ Ein anderes Bild ergibt sich, wenn man Balzacs frühere Essays betrachtet, gut ein Jahrzehnt zuvor publiziert, insbesondere die »Physiologie du mariage« (1830, erste Fassung 1826), den »Traité de la vie élégante« (1830) und die »Théorie de la démarche« (1833). Balzac plante, die beiden letztgenannten Texte zusammen mit seinem »Traité des excitants modernes« (1839) in ein Werk mit dem Titel »Pathologie de la vie sociale« zu integrieren. Der Stil dieser dichten Texte, die zu »Fragmenten« dieses zukünftigen Werks erklärt werden, ist exzentrisch und Laurence Sterne und seinen französischen Nachahmern ebenso verpflichtet wie Lavater und unterscheidet sich damit deutlich von der literarischen Gattung der »Physiologien«, die in den 1840er Jahren aufblühte.⁸²

In der reichhaltigen Literatur, die den Einfluss von Lavaters Physiognomik auf die »Comédie humaine« diskutiert, ist die Frage, welche Ausgabe Balzac tatsächlich gelesen hat, selten berücksichtigt worden. Obwohl sein eigenes Exemplar nicht erhalten ist, besteht kein Zweifel daran, dass er das Werk 1822 in der neuen Ausgabe von Moreau und Sue, die Maygrier 1820 wiederaufgelegt hatte, besaß.⁸³ Bereits die erste erhaltene Frühfassung der »Physiologie der Ehe« von 1826 lässt keinen Zweifel daran, dass der Schriftsteller mit den Herausgebern von »L'art de connaitre les hommes par la physiologie« darin übereinstimmte, dass die Physiognomik Lavaters zu einer »wahrhaften Wissenschaft« geworden war. Allerdings entfernte er sich von den Ansichten Moreaus mit seiner Auffassung, dass die Phrenologie deren Bestätigung und Vollendung

81 Honoré de Balzac, *La Comédie humaine*, hg. von Pierre-Georges Castex, 12 Bde., Paris 1976-1981. Im folgenden abgekürzt CH mit Bandangabe. Diese Stelle CH I, S. 17.

82 Vgl. dazu die deutschen Neueditionen und -übersetzungen: Honoré de Balzac, *Theorie des Gehens*, hg. und übers. von Andreas Mayer, Berlin 2022 (abgekürzt TG); ders., *Abhandlung über moderne Stimulanzien*, hg. und übers. von Andreas Mayer, Berlin 2023; ders., *Abhandlung vom eleganten Leben*, hg. und übers. von Andreas Mayer, Berlin 2025. Dieser Abschnitt knüpft an eine frühere Interpretation von Balzacs Text im Rahmen der Bewegungsphysiologie an (Mayer (Anm. 35), S. 93-104).

83 Honoré de Balzac an Laure Surville, 20.8.1822, in: Honoré de Balzac, *Correspondance*, Bd. 1, Paris 2006, S. 141.

bildete,⁸⁴ und noch mehr mit der Feststellung, dass diese Wissenschaft von »Intellektuellen, Diplomaten, Frauen, all jenen, die die seltenen und eifrigen Anhänger dieser beiden Männer sind« übernommen und erfolgreich auf »andere offensichtliche Zeichen des menschlichen Denkens« ausgedehnt worden war:

Les habitudes du corps, l'écriture, le son de la voix, les manières ont plus d'une fois éclairé la femme qui aime, le diplomate qui trompe, l'administrateur habile ou le souverain obligés de démêler d'un coup d'œil l'amour, la trahison ou le mérite inconnus. L'homme dont l'âme agit avec force est comme un pauvre ver-luisant qui, à son insu, laisse échapper la lumière par tous ses pores. Il se meut dans une sphère brillante où chaque effort amène un ébranlement dans la lueur et dessine ses mouvements par de longues traces de feu.⁸⁵

Der Status der Physiognomik als Wissenschaft wird somit nicht so sehr durch die Mitglieder der medizinischen Profession garantiert, sondern mit einer neuen sozialen Elite assoziiert, die in der Lage ist, die pathognomischen Zeichen zu lesen und sich vor ihren sozial unterlegenen Opfern zu verstellen, deren Gewohnheiten und Umgangsformen die Leidenschaften offenbaren, die ihre Seelen lenken. Die »Abhandlung vom eleganten Leben« und die »Theorie des Gehens« gehen in dieser Aneignung des anthropologischen Diskurses der *Science de l'Homme* noch weiter. Ernsthaft und ironisch zugleich enthüllen sie in Form von Axiomen, Aphorismen und Anekdoten ein vorgeblich esoterisches Wissen, das in einer auf Nuancen und Unterscheidungen basierenden Gesellschaft als Schlüssel zum Erfolg gilt. Diese Essays sind weder bloße Parodien der Wissenschaft noch Vorläufer der Soziologie, sondern entwickeln ein hybrides Genre, das sich zwischen scherzhafter Satire und gelehrtem Ernst platziert. Die »Theorie des Gehens«, der wohl vertrackteste und virtuoseste Essay, den Balzac verfasst hat, präsentiert sich gleichzeitig als neue Wissenschaft, indem sie Lavaters Werk zu einer Körperphysiognomik erweitert, die dazu bestimmt ist, dem Beobachter menschliche Laster und Tugenden, soziale Gewohnheiten und Pathologien zu offenbaren, und als vergebliches Bemühen, das ihn zu seinem Ausgangspunkt zurückführt und im verzweifeltsten Ausruf gipfelt: » »Nichts« wird das immerwährende Motto unserer wissenschaftlichen Versuche sein.«⁸⁶

Dabei kann man feststellen, dass Balzacs Beobachtungen nicht nur von Lavaters Grundsätzen der Einheit und Harmonie, sondern auch stark von Moreau de la Sarthes hierarchischer Klassifizierung von Hand- und Kopfarbeit geprägt sind. Einige seiner Formulierungen werden sogar fast wörtlich in den Text der »Theorie« übernommen: »Damit schien mir erwiesen, dass der Mann, der Marmor sägt, nicht von Geburt an blöd ist, sondern verblödet, weil er Marmor sägt. Er verbraucht sein Leben durch die Bewegungen seiner Arme, so wie der Dichter das seinige durch die Bewegung seiner

84 Honoré de Balzac, *La Physiologie du mariage pré-originale* (1826), hg. von Maurice Bardèche, Paris 1940, S. 151.

85 CH XI, S. 1044 f. Balzac hat die bereits 1826 vorhandene Stelle für die Endfassung leicht überarbeitet.

86 TG, S. 89.

Hirnzellen.«⁸⁷ Jener Aspekt, der oft als Balzacs ureigene Erweiterung des Lavaterschen Werks gilt, bildet eher einen Tribut an eine allgemeine Erklärung sozialer Ungleichheit, die bereits in einer recht zweideutigen Form in der ›Abhandlung vom eleganten Leben‹ dargelegt wurde. Balzacs epistemologische Position hinsichtlich der Humanwissenschaften seiner Zeit findet sich erst in der ›Theorie des Gehens‹ formuliert. Dieser Text enthält nicht nur eine Bestimmung des allgemeinen Dilemmas, in dem sich der Beobachter der menschlichen Natur befindet (›Ein großer Schriftsteller und ein großer Beobachter sein, Jean-Jacques und das Bureau des Longitudes in einer Person, so lautet das Problem; ein unlösbares Problem.«⁸⁸), sondern auch ein methodologisches Bekenntnis zu einem morphologischen Ansatz, der sowohl Lavater, Gall als auch Cuvier verpflichtet ist:

Il existe une *anatomie comparée* morale, comme une *anatomie comparée* physique. Pour l'âme, comme pour le corps, un détail mène logiquement à l'ensemble. Il n'y a certes pas deux squelettes semblables; et, de même que les poisons végétaux se retrouvent en nature, dans un temps voulu, chez l'homme empoisonné; de même les habitudes de la vie reparaissent aux yeux du chimiste moral, soit dans les sinus du crâne, soit dans les *attachements* des os de ceux qui ne sont plus.⁸⁹

Demungeachtet wird die Möglichkeit, die Physiognomik zur positiven Wissenschaft auszubilden, immer wieder in Zweifel gezogen. Dies zeigt sich besonders deutlich im erhaltenen Manuskript zur ›Theorie des Gehens‹, wenn der verzweifelte Theoretiker in ein imaginäres Zwiegespräch mit den namenlosen Passanten tritt, deren Geheimnisse er nicht an ihren Bewegungen und Gesten gänzlich ablesen kann.⁹⁰ In diesem Sinne treibt Balzac die Erweiterungen von Lavaters ursprünglichem Projekt, die bereits in den französischen Fassungen der ›Fragmente‹ vorhanden sind, zweifellos weiter in Richtung einer Art Metaphysik nichtiger Alltagsdinge, die mit einem Bedeutungsüberschuss aufgeladen sind. Doch bleibt er sich ständig des partiellen und fehlbaren Charakters des physiognomischen Blicks bewusst, insbesondere in einer Gesellschaft, in der das Entschlüsseln von Indizien zu einer allgegenwärtigen und trivialen Beschäftigung geworden ist. In der ›Comédie humaine‹, dieser umfassenden Studie über die Beziehungen zwischen »Männern, Frauen und Dingen«, zwischen »Personen und der materiellen Repräsentation ihrer Gedanken«,⁹¹ wird die Physiognomik trotz ihres anfänglichen Versprechens, zur »Wissenschaft der Wissenschaften«⁹² aufzusteigen, nicht zur Königsdisziplin erklärt, sondern behält ihren zweideutigen Status.

(Prof. Dr. Andreas Mayer, EHESS/CNRS; E-Mail: andreas.mayer@cnrs.fr)

87 TG, S. 27.

88 TG, S. 39.

89 CH XII, S. 282.

90 Vgl. das Nachwort zu TG, S. 218 ff.

91 CH I, S. 9.

92 PF I, S. 55.

Die beispiellose Blüte der ukrainischen Literatur in den 1920er und 1930er Jahren, die als »Executed Renaissance« (auch »Erschossene Renaissance«) bezeichnet wurde und durch die von der sowjetischen Regierung verfolgte Politik der Ukrainisierung verursacht wurde, wirkte sich auch auf den Bereich der Übersetzung aus. Die Literaturkritiker Jurij Meshenko und Mykola Jaschek, die Ende der 1920er Jahre das ehrgeizige Projekt einer vollständigen Bibliographie der Übersetzungen ausländischer Literatur ins Ukrainische in Angriff nahmen, betonten vor allem die Modernisierungsaufgabe der Übersetzung: »Es ist kein Zufall, dass unsere gegenwärtige Literatur oft ihre Augen auf die europäische Literatur richtet und weniger Handlung und Inhalt, sondern mehr Geschicklichkeit, literarische Fähigkeiten und vor allem literarische Tatsachen sucht, kurz, alles, was uns immer gefehlt hat.«² In ihrer Bibliographie von 1929 nahmen sie Rilke in den Teil über deutsche Literatur auf.

Die sowjetische Periode der Rilke-Rezeption hatte ihre Eigenheiten. Rilke passte nicht in das sowjetische materialistische Weltanschauungsparadigma,³ er entsprach nicht dem »Zeitalter des kämpferischen Unglaubens«.⁴ Obwohl der ukrainische emigrierte Dichter und Literaturkritiker Ihor Katschurowskyj argumentierte, dass das Werk des »bescheidenen, philosophisch tiefgründigen, mystischen Rilke« in der Ukraine der 1920er Jahre »fast als Konterrevolution« angesehen wurde,⁵ war die Aufnahme seines Werks recht intensiv.

In der ukrainischen Sowjetpresse der 1920er und 1930er Jahre gab es viele Hinweise auf Rilke, obwohl kein einziger umfassender Bericht je veröffentlicht wurde. Der maßgebliche Charkiwer Literaturkritiker Oleksandr Bilezkyj berichtete 1923 in seinem Beitrag über die Tendenzen in der westeuropäischen Literatur: »Der aristokratische, träumerische, vage und religiös-mystische Rainer Maria Rilke veröffentlicht weiterhin exquisite Gedichtsammlungen.«⁶ Einige Jahre später wurde Rilke im negativen Kontext des »verfallenden« bürgerlichen Europas erwähnt⁷ und der Einfluss des »Dichters der romantischen Mühle« auf das Frühwerk von Paul Zech⁸ und auf

- 1 Ich möchte Wolfram Burghardt, Katharina Biegger, Benjamin Krutzky, Andrii Portnov, Bohdan Tsymbal, Oksana Pashko und Galina Babak für ihre Hilfe bei der Vorbereitung dieses Artikels danken.
- 2 Jurij Meshenko, Mykola Jaschek, Tschushomowne pysmenstwo w ukrajynskych perekladach, in: Shyttja j rewoluzija 4, 1929, S. 191.
- 3 Oswald Burghardt, Bolschewyzka spadschtschyna, in: Wistnyk 1, 1939, H. 2, S. 98.
- 4 Ihor Katschurowskyj, Twortschist Mychajla Oresta, in: Rodynnje wohnyschtsche Serowych, upor. Maryna Serowa, Roman Korohodskyj, Switlana Popel, Kyjiw: Helikon 2004, S. 293.
- 5 Ebd., S. 280.
- 6 Oleksandr Bilezkyj, Sutschasne krasne pysmenstwo Sachodu, in: Tscherwonjy schljach 9, 1923, S. 173.
- 7 K. Lawrynowytsch, Jewropejske »lyzedijstwo«: (Informazijnij narys), in: Hlobus 18, 1926, S. 364.
- 8 Na Sachodi, in: Hart 2-3, 1927, S. 154.

die künstlerischen Vorstellungen von Max Breuel⁹ festgestellt. Die Chroniken der einflussreichsten ukrainischen Literaturzeitschriften berichteten über Neuheiten: die Veröffentlichung von Jean-Edouard Spenlés Studie ›Thèmes inspireurs de la Poésie de Rilke‹ 1927 im ›Mercur de France‹;¹⁰ die Veröffentlichung von Stefan Zweigs Vortrag »zu Ehren des berühmten Lyrikers R. M. Rilke« in Tübingen im Verlag Wunderlich,¹¹ die Veröffentlichung der ›Briefe aus den Jahren 1902-1906‹ (1930) von Rilke, »einem der bedeutendsten Vertreter des deutschen Symbolismus«.¹²

Die Übersetzung und kritische Rezeption von Rilke auf dem Gebiet der heutigen Ukraine erfolgte sowohl auf Ukrainisch als auch auf Russisch. Die ersten Übersetzungen von Rilke ins Russische wurden tatsächlich in der Ukraine veröffentlicht: Alexander Bisks Übersetzung des Zyklus ›Lieder der Mädchen‹ (Auswahl) 1906 in Odesa in der Zeitung ›Odessaer Nachrichten‹ sowie ein Buch mit Übersetzungen von Wladimir Makkawejskij, ›Das Marien-Leben‹, 1914 in Kyjiw.

Dagegen begann die Publikationsgeschichte von Rilkes Übersetzungen ins Ukrainische außerhalb der Ukraine: Der Kunstkritiker Wolodymyr Salosezkyj präsentierte seine Übersetzungen von Fragmenten aus ›Du bist so groß, daß ich schon nicht mehr bin ...‹ und ›Das Lied von der Gerechtigkeit‹ in seinem kritischen Essay über Rilkes Novellen, der 1919 in der ukrainischsprachigen Zeitschrift ›Wolja‹ (Freiheit) in Wien veröffentlicht wurde. 1922 erschien in Lemberg, das damals zu Polen gehörte, eine weitere vollständige Übersetzung von Salosezkyjs ›Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke‹ in der ukrainischen Zeitschrift ›Literaturno-naukowy wistnyk‹ (Literatur- und Wissenschaftsbulletin).

Die erste Veröffentlichung einer Rilke-Übersetzung ins Ukrainische in der Sowjet-ukraine stammt aus dem folgenden Jahr. Mykola Serow, ein bekannter Dichter, Übersetzer und Kritiker, der der literarischen Gruppe der Kyjiwer Neoklassiker angehörte, stellte eine populäre Sammlung von Rezitationstexten, den so genannten ›Slowo‹ (Wort)-Rezitator, zusammen und veröffentlichte ihn 1923 in Kyjiw in einer Auflage von 4.000 Exemplaren. Die Sammlung, in der nach dem Plan des Herausgebers »den Übersetzungen neuer europäischer Autoren gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde«, enthielt eine Übersetzung von ›Orpheus. Euridike. Hermes‹ von Rilke, angefertigt von einem anderen Kyjiwer Neoklassiker, Oswald Burghardt, in der Rubrik ›Balladen‹.¹³ Rilkes Interpretation des antiken Mythos war von besonderem persönlichem Interesse für den Altertumswissenschaftler Serow, der gerne antike Themen und Bilder in seine eigene Dichtung aufnahm und die Elegie von Orpheus und Eurydike aus Vergils ›Georgica‹ ins Ukrainische übersetzte. 1929 erschien Serows ›Sjajwo‹ (Glanz), ein weiteres Rezitationsbuch, diesmal in einer Auflage von 5.200 Exemplaren, in dem der Herausgeber dieselbe Übersetzung von Burghardt

9 Wolodymyr Dershawin, S tschushosemnych shurnaliv. Sa serpen 1928 roku, in: Krytyka 8, 1928, S. 136.

10 I. Hon-ko, Ohljad franzuskoji presy, in: Tscherwonij schljach 3, 1927, S. 188.

11 Awstrija, in: Hart 1, 1929, S. 143.

12 Nimetschtschyna, in: Krytyka 7-8, 1930, S. 227.

13 Slowo: Deklamator, uкл. Mykola Serow, Kyjiw: Slowo 1923, S. 73-75.

sowie die Übersetzung von Rilkes ›Die armen Worte, die im Alltag darben ...‹ durch seinen jüngeren Bruder, den Philologen Mychajlo Serow, präsentierte.¹⁴

Oswald Burghardt (1891-1947), ein berühmter deutschstämmiger Dichter aus Podolien, der später unter dem Pseudonym Jurij Klen schrieb, war während seiner Studienjahre an der Fakultät für Geschichte und Philologie der Kyjiwer Universität von den Werken des »weisen Rilke« fasziniert und begann damit seine Übersetzerkarriere. Seine Schwester Josefine erinnert sich: »Es wurden viele Bücher aus Deutschland bezogen. Johannes Steudel¹⁵ in Leipzig – ein hochintelligenter Mann – war es, der stets das Neueste und Aktuellste anbot. Einen gewaltigen Eindruck machte auf den Studenten Rilke. Ganz begeistert übersetzt er dessen ›Stundenbuch‹ ins Russische.«¹⁶

Tatsächlich besaß Burghardt Anfang der 1920er Jahre bereits zwei Notizbücher mit seinen Rilke-Übersetzungen: eines ins Ukrainische und eines ins Russische.¹⁷ Im Jahr 1923 hielt er auf einer Tagung der Historisch-Literarischen Gesellschaft am Kyjiwer Institut für Volksbildung (ehemals St. Wolodymyrs-Universität Kyjiw) einen Vortrag zum Thema ›Rilkes Werk‹,¹⁸ in dem er seine eigenen Übersetzungen von Rilke zitierte und der ein großer Erfolg war.¹⁹

Es ist nicht bekannt, was mit der ukrainischen Manuskriptsammlung von Burghardts Übersetzungen geschah. Als er 1931 aus der Sowjetunion nach Deutschland emigrierte, veröffentlichte er mehr als ein Dutzend seiner (exil-)ukrainischen Übersetzungen von Rilke in der (exil-)ukrainischen Presse: in der Lemberger Zeitschrift ›Dzwony‹ (1937), in der Prager Zeitschrift ›Probojem‹ (1943) und in der Salzburger Zeitschrift ›Litawry‹ (1947). Eine Reihe von Burghardts ukrainischen Übersetzungen wurde erst nach seinem Tod bekannt. Im Archiv von Jurij Meshenko, dem ukrainischen Bibliographen und Literaturkritiker, einem guten Freund der Neoklassiker, befinden sich außerdem drei undatierte Autographen von Burghardts Übersetzungen aus der Kyjiwer Zeit aus der Sammlung ›Neue Gedichte‹: ›Der Gefangene‹, ›Der Tod des Dichters‹, ›Opfer‹.²⁰ Somit sind derzeit nur 19 Übersetzungen von Burghardt ins Ukrainische aus verschiedenen Jahren bekannt.

14 Sjajwo: Deklamator, ukl. Mykola Serow, Kyjiw: Sjajwo [1929], S. 105-109, 268.

15 Vielleicht war es Johannes Steudel, der »von 1926 bis 1936 als Bibliograph und wissenschaftlicher Buchhändler hauptsächlich im Auftrag ausländischer Bibliotheken tätig« war. Vgl.: Ralf Forsbach, Johannes Steudel (1901-1973) als Begründer der Bonner Medizingeschichte: Anfänge der Bonner Medizingeschichte, in: *Medizinhistorisches Journal* 49, 2014, H. 1/2, Themenheft: Medizingeschichte in Deutschland nach 1945, S. 159-182, hier S. 162.

16 Josefine Burghardt, Oswald Burghardt (Jurij Klen): *Leben und Werke*, München: Verlag Ukraine 1962, S. 8.

17 Hryhorij Kotschur, *Perekkladazkyj dorobok neoklasykiw*, in: Hryhorij Kotschur, *Literatura ta pereklad*, Kyjiw: Smoloskyp 2008, Bd. 1, hier S. 211.

18 Oswald Burghardts Personalakte, in: Zentrales Staatsarchiv der Höheren Regierungs- und Verwaltungsorgane der Ukraine in Kyjiw. F. 166, op. 12, Nr. 918, Bl. 7v.

19 Burghardt (Anm. 16), S. 8.

20 Oswald Burghardt, Übersetzungen von Rainer von Maria Rilke, in: Abteilung für Manuskriptsamm-

4

Об. бурхарту.
З Райнера Марія Рільке.
Смерть поета

Уже пою бачила спочивало
На подушках, і злігало, і зів'яло,
Бо він свідомість свину не зберіг.
Усе, що смерть од себе одірвало,
У спадок взяв собі байбуржний рік.

А ті, що бачили його, не знали,
Що в ~~те~~ те, що все злилося з ними в одно,
і що його обмира відбивало
Оті лани, пшеники, мава дні.

Вони влізли в саї далечини,
Що мали в мерті очі блики в'їтри.
і все, що на обличчю, тиво лице,
Як кістки і розквіта серцебина
Тих аборів, що їх несе з небіжс.

Oswald Burghardt, die Übersetzung von Rainer Maria Rilkes »Der Tod des Dichters« ins Ukrainische (undatiert, vor 1931), in: Abteilung für Manuskriptsammlungen und Textologie des Taras-Schewtschenko-Instituts für Literatur der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine in Kyjiw, F. 191, Nr. 3042, Bl. 4.

Glücklicherweise ist das zweite handgeschriebene Buch mit Übersetzungen von Rilke ins Russische im Privatarchiv von Oswald Burghardts Sohn Wolfram Burghardt in London, Kanada, erhalten geblieben. Unter den Forschern in der Ukraine ist es jedoch noch immer fast unbekannt. Es handelt sich um ein 185-seitiges Typoskript mit einem handschriftlichen Umschlag und handschriftlichen Korrekturen. Burghardts 30-seitiges Vorwort mit dem Titel ›Rainer Maria Rilke und seine Dichtung‹ ist datiert und lokalisiert: »Kyjiw. Juli. 1923«. Das Buch enthält 115 russische Übersetzungen und besteht aus fünf Abschnitten: I. Aus den ›Ersten Gedichten‹, II. ›Frühe Gedichte‹, III. Aus dem ›Buch der Bilder‹, IV. Aus dem ›Stunden-Buch‹, V. ›Neue Gedichte‹. Er habe noch keine Zeit gehabt, die gerade erschienenen ›Duineser Elegien‹ und ›Sonette an Orpheus‹ zu studieren, schreibt Burghardt im Vorwort.

Er erwähnt die Rilke-Übersetzungen ins Russische von Gorbunowa, Makkawejskij, Anisimow, Elsner und Bisk und stellt fest, dass »diese wenigen Übersetzungen in unserem Land relativ wenig Verbreitung gefunden haben, während Rilke in Deutschland seit langem konkurrenzlos auf dem deutschen Parnass thront.«²¹ Burghardts Buch ist eine konsequente Fortführung der russischen Übersetzungstradition. Seine Übersetzungsprinzipien formulierte er wie folgt:

Ich habe mich nicht nur inhaltlich, sondern auch formal so nah wie möglich an das Original gehalten, indem ich die gleiche Anzahl von Versen und das gleiche Metrum beibehalten habe. Zufällige, einzelne Abweichungen sind in den Anmerkungen angegeben. Die Alliteration habe ich nicht überall beibehalten, aber ich habe versucht, sie so weit wie möglich zu bewahren. [...] In meinem Bestreben, mich dem Original anzunähern, habe ich jedoch nicht alle unwichtigen Details sklavisch übernommen; die Reihenfolge der Reime z. B. entspricht nicht immer der des Originals in den Fällen, in denen Rilkes Reihenfolge willkürlich und nicht mit einer bestimmten Strophenform verbunden ist.²²

In seinem Überblick über Rilkes Sammlungen und die darin angesprochenen philosophischen Themen verweist Burghardt auf Kritiker, ohne die genauen Quellen zu nennen: ›Rainer Maria Rilke‹ von Paul Zech (1912), ›Rainer Maria Rilke‹ von Wilhelm Michel (1905) und einen Aufsatz von Ellen Key, die Rilkes Briefe zitiert.²³ Burghardt erläuterte seinen Ansatz:

lungen und Textologie des Taras-Schewtschenko-Instituts für Literatur der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine in Kyjiw, F. 191, Nr. 3042, Bl. 3-5.

- 21 Oswald Burghardt, R. M. Rilke. Perewody [1923], in: Privatarchiv Wolfram Burghardt, London, Ontario, Kanada, Bl. 2.
- 22 Ebd., Bl. 30-31.
- 23 Ellen Key, Rainer Maria Rilke. Übertragung von Francis Maro, in: Deutsche Arbeit. Zeitschrift des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland 1905/06, erster Teil H. 5, S. 336-346, zweiter Teil H. 6, S. 397-409; Ellen Key, Ein Gottsucher (Rainer Maria Rilke), in: dies., Seelen und Werke, autorisierte Übertragung von Marie Franzos, Berlin: S. Fischer Verlag 1911. Danke an Benjamin Krutzky für diesen bibliographischen Hinweis.

In diesem Artikel habe ich versucht, über Rilke nicht so sehr mit meinen eigenen Worten zu sprechen, sondern durch den Namen seiner Kritiker und mit Zitaten aus seinen eigenen Werken, da diese Urteile dem Leser unvoreingenommener erscheinen mögen als die eines Übersetzers, der vielleicht unwissentlich dem Charme seines Lieblingsdichters erlegen ist.²⁴

Burghardt stellte die Musikalität von Rilkes frühen Gedichten und die hermeneutische Undurchsichtigkeit seiner Versuche fest und verglich das Thema der Einsamkeit bei Rilke und Stefan George sowie das Thema des Schweigens bei Rilke und Tjutschew. Burghardts Überlegungen zum Problem der Gotteserkenntnis bei Rilke klingen in absoluter Dissonanz zum dominierenden antireligiösen Diskurs der Sowjetzeit. Der Literaturkritiker hat die Sammlung der ›Neuen Gedichte‹ anders als die anderen analysiert, nämlich von der formalen Seite her: Metrik, Syntax, Reim.

Warum Burghardts Buch nicht veröffentlicht wurde? Laut Wolfram Burghardt wechselte sein Vater in den frühen zwanziger Jahren zur ukrainischen Sprache und hielt es wahrscheinlich nicht für angebracht, das Buch auf Russisch zu publizieren. Vielleicht habe es auch Probleme gegeben, einen Verlag zu finden, der bereit gewesen wäre, ein solches Buch zu veröffentlichen. Und nach 1931, als er schon in Deutschland war, habe er es wiederum nicht getan, da unter den Bedingungen der politischen Emigration die Veröffentlichung der Sammlung in einem russischen Verlag in ukrainischen Kreisen einen Skandal ausgelöst hätte.

Zu Weihnachten 1933 schrieb Burghardt in München seine Übersetzung von zehn Gedichten Rilkes ins Russische um und widmete sie Gertrud Ouckama Knoop, mit der er korrespondierte und die auch mit dem Dichter näher bekannt war. In der poetischen Widmung ist die Person Rilkes unsichtbar präsent:

Der Abglanz seines Wesens ruht noch auf Ihrem Hause
und der Klang seiner Worte lebt weiter in Ihrer Erinnerung,
wie der Schimmer eines fernen Frühlings ...
Ein Glück, um das ich Sie stets beneidete ...²⁵

Rilke bestimmte nicht nur Burghardts Übersetzungsvorlieben, sondern beeinflusste auch seine Originaldichtung. In den Anmerkungen zu seinem 1943 in Prag erschienenen ukrainischsprachigen Gedichtband ›Karawely‹ (Karavellen), der auch zuvor in der Ukraine entstandene Gedichte enthielt, wies der Autor auf Rilkes Inspirationsquellen für seine jeweiligen Gedichtzeilen hin. Was war der Grund für Burghardts »Rilke-Kult«²⁶? Eine zeitgenössische Forscherin vermutet: »Er fühlte sich von Rilkes tiefem philosophischen Wesen, der Geheimhaltung seiner Gedanken und seines Subtextes angezogen.«²⁷

24 Burghardt (Anm. 21), Bl. 30.

25 Burghardt (Anm. 16), S. 10, 109-100.

26 N. Subko, [Rez.:] Mykola Serow, Kamena: Poesiji, Lwiw 1943, in: *Holos Poltawtschtschyny* 102 (282), 1943, S. 2.

27 Lesja Krawtschenko, *Konzeptualno-filosofske tlo perekladiv s R. M. Rilke*, in: *Twortschist Jurija Klana*

Ein weiterer unter den ersten Übersetzern Rilkes ins Ukrainische war der bereits erwähnte Mychajlo Serow (1901-1963), der Bruder des Neoklassizisten Mykola Serow und sein Nachfolger in der Dichtung. Viele Jahre später, im Exil, beschrieb Mychajlo Serow, damals unter dem Pseudonym Mychajlo Orest bekannt, in einem Briefwechsel mit dem Rilke-Forscher Oleksa Isarskyj²⁸ seine >Begegnung< mit Rilkes Werk:

Es geschah 1921 oder 1922. Ich glaube, es war 1922. Damit ich im fernen Sinkiw²⁹ nicht den Mut verliere, schickte mir mein Bruder [...] poetische Texte, die er in Briefe einfügte. [...] Auf einem der Blätter fand ich eine Übersetzung des Gedichts >Die falben Felder schlafen schön<. Der Autor der Übersetzung war O. Burghardt. Von Rilke hatte ich noch nie etwas gehört. Ich freue mich, dass meine erste Bekanntschaft mit Rilke durch die ukrainische Sprache zustande kam.

Später, 1924 oder 1925, in Kyjiw, innerhalb der Wände (oder vielmehr auf den Fluren) der Universität, machte mich ein Student, ein Jude, mit weiteren Werken Rilkes in der russischen Übersetzung von A. Bisk bekannt; ich war hochofren, mir eine Kopie davon zu machen. Die ersten deutschen Originale von Rilke las ich in der Anthologie von Hans Benzmann, >Moderne deutsche Lyrik<, die mir mein Bruder schenkte, und das geschah 1925 oder 1926. Ich habe schon als Student angefangen, Rilke zu übersetzen, aber ich weiß nicht mehr, welche Übersetzung die erste war: das Gedicht >Bodensee<, >Casablanka< oder eine andere.³⁰

Als er fünf bis sechs Übersetzungen angehäuft hatte, zeigte Mychajlo Serow sie seinem Professor an der Kyjiwer Universität, dem Literaturwissenschaftler Mychajlo Kalynowytsh, und erhielt von ihm eine »strenge und positive« Kritik. Professor Kalynowytsh lieh dem Studenten daraufhin Rilkes >Frühe Gedichte< und >Neue Gedichte< aus seiner Privatbibliothek.³¹

Während der Sowjetzeit wurde nur eine einzige Übersetzung von Mychajlo Serow (Orest) veröffentlicht; die übrigen Übersetzungen schrieb er für die Schublade. Zum Zeitpunkt seiner Verhaftung im Jahr 1929 verfügte er über etwa zwei Dutzend Übersetzungen von Rilke ins Ukrainische.³² Bei seiner zweiten Verhaftung 1938 verlor er seine Manuskripte der Übersetzungen aus dem Deutschen, die er später aus dem Gedächtnis wiederherzustellen versuchte. Am Ende des Zweiten Weltkriegs zog er nach Augsburg, wo er 1953 in einem exilukrainischen Verlag die Sammlung >Wybir poezij< (Ausgewählte Gedichte) von Rilke, Hofmannsthal und Dauthendey in seinen

w konteksti ukrajinskoho neoklasyzysmu ta wisnykiwskoho neoromantysmu, red. Lesja Krawtschenko, Drohobytsch: Widrodshennja 2004, S. 281.

28 Der Autor des Buches auf Ukrainisch >Rilke in der Ukraine< (Philadelphia 1952), das in geänderter und gekürzter Fassung auf Deutsch erschienen ist. In: Mitteilungen: Arbeits- und Förderungsgemeinschaft der ukrainischen Wissenschaften 12, 1975, S. 28-52.

29 Die Stadt in der Region Poltawa in der Ukraine.

30 Oleksa Isarskyj, Rilke na Ukraïni, Philadelphia: Kyiw Publishing Co. 1952, S. 52-53.

31 Ebd., S. 53.

32 Oleksa Isarskyj, Mychajlo Orest u lystach, in: Rodynye wohnyschtsche Serowych, upor. Maryna Serowa, Roman Korohodskyj, Switlana Popel, Kyjiw: Helikon 2004, S. 259.

Übersetzungen veröffentlichte. 1962 erschien in München eine Sammlung von Übersetzungen von Mychailo Orest, ›Sim nimezkych nowel‹ (Sieben Deutsche Novellen), die außer Texten von Hesse, Wassermann, Meyrink und Edschmid auch eine Übersetzung von Rilkes ›Der Bettler und das stolze Fräulein‹ aus dem Zyklus ›Geschichten vom lieben Gott‹ enthält.

Zu den verlorenen Übersetzungen von Rilke ins Ukrainische, deren Schicksal unbekannt ist, gehören die von Dmytro Sahul (1890-1944), einem Dichter, bekannten Übersetzer von Heine, Goethe und Schiller und Literaturkritiker aus der Bukowina, der in den 1920er Jahren in Kyjiw lebte. Im April 1923 berichtete eine ukrainische Zeitschrift, dass Sahul Rilkes ›Das Stundenbuch‹ übersetzt habe.³³ Nachdem Sahul sein eigenes Werk im Zeichen des Symbolismus begonnen hatte, wandte er sich bald der proletarischen Ideologie zu. Doch selbst in seinen von sowjetischem Enthusiasmus durchdrungenen Gedichten bemerkten die Kritiker direkte Reminiszenzen an Rilkes ›Das Buch von der Pilgerschaft‹.³⁴ In den 1930er Jahren war Sahul politischer Verfolgung ausgesetzt und starb im Gulag auf Kolyma.

Zu Rilkes ukrainischen Lesern in den 1920er Jahren gehörten auch viele andere bekannte Kulturschaffende. Einer der überlebenden Dichter und Übersetzer der *Executed Renaissance*, Mykola Bashan (1904-1983), erinnerte sich in seinen späten Jahren daran, wie er 1921 in Kyjiw von Les Kurbas (1887-1937), dem berühmten Film- und Theaterregisseur, Dramatiker und Gründer des ukrainischen modernen Theaters ›Berezil‹, in Rilkes Werk »eingeführt« wurde: »Er brachte und zeigte mir ein kleines Buch. Rainer Maria Rilke. ›Geschichten von lieben Gott‹. ›Unter den Kurzgeschichten in diesem Buch gibt es eine, die für uns Ukrainer besonders aufschlussreich ist. Es ist eine Geschichte über einen Kobzar. Er singt eine berühmte Kantate. ›Oh, es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt‹. Kennen Sie das?› – Und Kurbas begann leise zu summen. – ›Rilke hat es erstaunlich genau und schön übersetzt‹.«³⁵ Die »Begegnung« mit Rilke an jenem Tag, so Bashan, war der Beginn seiner Abkehr vom Futurismus als Dichter. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann er, Rilke ins Ukrainische zu übersetzen, und 1974 gab er in Kyjiw den Band ›Poesiji‹ (Gedichte) heraus. Das war die erste Buchausgabe von Rilke in der sowjetischen Ukraine!

Es gab aber zu Sowjetzeiten eine ganze Reihe von Einzelinitiativen zur Übersetzung von Rilke, von denen jedoch nicht alle zu Veröffentlichungen führten. In den späten 1920er Jahren entstand ein großes, ehrgeiziges kollektives Übersetzungsprojekt, das Rilkes Werk unter den ukrainischen Lesern hätte bekannt machen können: Ende 1928 unterzeichnete der Staatliche Verlag der Ukraine einen Vertrag mit Grigorij Petnikow und Majk Johansen, um die Veröffentlichung einer ›Anthologie der modernen deutschen Dichtung‹ vorzubereiten.³⁶ Der Verlag hatte bereits mehrere ähnliche Sammelbände veröffentlicht: ›Die Anthologie russischer Dichtung in ukrainischen Über-

33 Literaturno-mystezka chronika, in: Tschernowonj schljach 1, 1923, S. 260.

34 Mykola Serow, *Ukrajinske pysmenstwo*, Kyjiw: Osnowy 2003, S. 547-548.

35 Mykola Bashan, *Twory*, Kyjiw: Dnipro 1985, Bd. 3, S. 322.

36 Chronika: Literaturne shyttja, in: Tschernowonj schljach 12, 1928, S. 212.

setzungen< (1925) und >Die Anthologie amerikanischer Dichtung< (1928); >Die Anthologie neuer französischer Dichtung< war in Vorbereitung.

Es gibt nur sehr wenige Informationen über >Die Anthologie der modernen deutschen Dichtung<. Sie sollte Übersetzungen verschiedener deutschsprachiger Autoren durch bekannte ukrainische Dichter versammeln. Majk Johansen (1895-1937), der für die Zusammenstellung des Bandes mitverantwortlich war, war als ukrainischer Avantgardedichter und Prosaist, Sprachwissenschaftler, Literaturtheoretiker und Übersetzer von Schiller, Becher und Mühsam ins Ukrainische bekannt. Der zweite Herausgeber, Grigorij Petnikow (1894-1971), war ein russischer Dichter, zu Beginn seines literarischen Wegs ein Futurist³⁷ und später einer der Schöpfer der sowjetischen Literatur. Sein Leben war eng mit der Ukraine verbunden: Er verbrachte seine Kindheit und Jugend in Charkiw, leitete später die sowjetische Institution >Allukrainisches Literaturkomitee< und gründete mehrere Zeitschriften in der Ukraine. Petnikow war der Herausgeber und einer der Übersetzer der in der Ukraine erschienenen Anthologie russischer Übersetzungen >Molodaja Germanija< (>Junges Deutschland<) (1926), übertrug >Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke<³⁸ und nahm vier seiner eigenen russischen Übersetzungen von Rilke-Gedichten in sein Buch >Sapad i Wostok< (>West und Ost<) (Kyjiw, Charkiw 1935) auf.

Am 30. März 1929 schickte Majk Johansen einen Brief von Charkiw nach Kyjiw an Mykola Serow, in dem er ihm anbot, Rilkes Übersetzungen für die Anthologie zu übernehmen. Johansen stellte ihm die Originaltexte zur Verfügung und riet, er solle »das interessanteste Material« für sich nehmen und den Rest seinem Bruder Mychajlo zur Übersetzung geben: »Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass bei einer poetischen Übersetzung die ganze Kraft in dem Dichter liegt, der übersetzt, und nicht in seiner Kenntnis der deutschen Sprache. Selbst wenn es >nach Rilke< wäre, wäre es ein Dichter, der das >nach Rilke< schreiben würde. Es gibt bei uns nicht viele Dichter, sondern mehr >Dichter<.«³⁹ Mykola Serow lehnte das Angebot von Johansen ab, weil er sich mit seinem Deutsch nicht sicher fühlte, und lud stattdessen seinen jüngeren Bruder Mychajlo ein, mit den Herausgebern zusammenzuarbeiten.⁴⁰

Nach den Angaben in der literarischen Chronik hatten die Verfasser im März 1930 bereits eine Anthologie von 15 Druckseiten vorbereitet, während Petnikow noch an der Bibliographie arbeitete.⁴¹ Wie der Literaturforscher Aleksej Timirgasin vor wenigen Jahren ausführte, sollte 1936-1937 eine von Majk Johansen und Grigorij Petnikow zusammengestellte Gedichtanthologie in ukrainischer Sprache unter dem etwas ande-

37 Vgl. über Petnikows poetische Innovationen in der Berliner Zeitschrift: E. Kagarow, Petnikow, in: *Der Sturm* 7-8, 1925, S. 112-114.

38 *Najkraschtschi shurnaly*, in: *Tscherwonyj schljach* 2, 1923, S. 277.

39 *Retschnyk ukrajinskoji kultury*. Majk Johansen u spohadach, lystach, materialach, upor. Iwan Lysenko, Kyjiw: Rada 2003, S. 169.

40 Mychajlo Slaboschpyzkyj, Mychajlo Orest. *Molodschyj brat*, in: ders., 25 poetiw ukrajinskoji diaspory, Kyjiw: Jaroslawiw wal 2006, S. 405.

41 *Sered poetiw i pysmennykiw*, in: *Tscherwonyj schljach* 3, 1930, S. 199.

ren Titel, ›Deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts‹ erscheinen.⁴² Die geplante Anthologie war vor allem deshalb interessant, weil sie autobiographische Texte deutschsprachiger Dichter enthalten sollte, die Petnikow auf seine Bitte hin zugeschickt worden waren, darunter Johannes Becher, Ernst Toller, Erich Mühsam und Stefan Zweig.

Das Anthologieprojekt scheiterte letztlich an den stalinistischen Repressionen und dem Terror: Im August 1937 wurde Majk Johansen unter der vorgeschobenen Anschuldigung der Beteiligung an einer antisowjetischen nationalistischen Organisation verhaftet und im Oktober desselben Jahres in einem Kyjiwer Gefängnis erschossen; im Juni 1938 wurde Mychajlo Serow verhaftet und im Gulag inhaftiert. Petnikow entkam den Repressionen. Was geschah mit dem Manuskript der Anthologie? Nach Angaben von Timirgasin wurde ein Exemplar des Manuskripts der Anthologie beim Verlag eingereicht, das zweite behielt Johansen, das dritte Petnikow. Petnikows Exemplar verschwand während des Zweiten Weltkriegs in Charkiw, und es sei unbekannt, was mit den beiden anderen Exemplaren geschah.⁴³

Einige mögliche Spuren dieser Anthologie sind jedoch noch zu finden. Im Archiv des ukrainischen Schriftstellers und Drehbuchautors Jurij Janowskyj befinden sich 17 maschinengeschriebene Blätter mit handschriftlichen Notizen von Rilke-Übersetzungen ins Ukrainische: von Majk Johansen ›Aus einem April‹, von Oswald Burghardt ›Schau, unsere Tage sind so lang ...,‹ und 15 Übersetzungen von Mychajlo Serow, darunter ›Arme Heilige‹, ›Zur kleinen Kirche musst du aufwärts steigen ...,‹ ›Dame vor dem Spiegel‹.⁴⁴ Die Texte sind teilweise auf den Formularen der in Charkiw erscheinenden Zeitschrift ›Student der Revolution‹ aus den Jahren 1931 und 1932 getippt, so dass die Übersetzungen frühestens aus dem Jahr 1931 stammen. Es ist davon auszugehen, dass es sich um Materialien für die Anthologie der Neuen Deutschen Dichtung handelt.

Die 1930er Jahre waren in der Sowjetukraine durch eine Einschränkung der Ukrainisierung und eine verstärkte staatliche Kontrolle über verschiedene Bereiche der Kultur gekennzeichnet. Das offizielle Übersetzungsrepertoire wurde durch ideologische Vorgaben bestimmt, und gewisse Stilrichtungen und Autoren der ausländischen Literatur wurden zensiert.⁴⁵ Zur Veröffentlichung zugelassen waren realistische Autoren und Werke, die dem sozialistischen Realismus nahe standen, der 1934 zur einzigen Methode der Literatur und Kritik erklärt wurde. Die Perspektive der Wahrnehmung Rilkes in der kolonialen Ukraine wurde weitgehend davon bestimmt, wie er in der

42 Aleksej Timirgasin, *Usornik wetrowych sobytij: Poet Grigorij Nikolajewitsch Petnikow*, Feodosija, Moskwa: Koktebel 2019, S. 127.

43 Ebd., S. 127.

44 Rainer Maria Rilke, [Ein Auszug aus der Gedichtsammlung, übersetzt von Mychajlo Serow, Majk Johansen und Oswald Burghardt], in: Abteilung für Manuskriptsammlungen und Textologie des Taras-Schewtschenko-Instituts für Literatur der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine in Kyjiw, F. 116, Nr. 2948, 19 Bl.

45 Buchveröffentlichungen in der Ukraine standen unter doppeltem Druck: durch die gesamt-sowjetischen Zensurbehörden und die lokalen republikanischen Zensurbehörden. Vgl.: Olena Karakoz, *Zensura v publitschnych bibliotekach Ukrajiny 1917-1939 rr.*, Kyjiw: Lira-K 2017, S. 90.

Metropole Russland wahrgenommen wurde. Die offizielle Sicht auf Rilke in der UdSSR wurde von der 1935 in Moskau veröffentlichten »Literarischen Enzyklopädie« verbreitet: »R[ilkes] Mystizismus, Asozialität und Subjektivismus machen ihn zu einem Vertreter der reaktionär-aristokratischen Gruppe des deutschen Modernismus«, und »der Kult des »Dings« spiegelt nicht nur die allgemeinen individualistischen, sondern auch die direkten antisozialen Bestrebungen des Dichters wider.«⁴⁶

Und doch, unter dem Vorhang der ukrainischen »Roten Renaissance«, im Jahr 1933, dem Jahr der tragischen Hungersnot, veröffentlichte eine der größten ukrainischen Literaturzeitschriften, »Tscherwonyi Shljach«, die in Charkiw erschien, zwei ukrainische Übersetzungen von Rilkes »Vorgefühl« von Majk Johansen und »Einsamkeit« von Leonid Perwomajskij.⁴⁷ Der zweite Übersetzer, Leonid Perwomajskij (1908-1973), war ein ukrainisch-jüdischer Schriftsteller, Dichter und Dramatiker, der dem Komsomol-Schriftstellerverband »Molodnjak« und dem »Allukrainischen Verband proletarischer Schriftsteller« angehörte.⁴⁸ Am Ende seines Lebens veröffentlichte er zwei weitere seiner Übersetzungen von Rilke: »Spanische Tänzerin« und »Jeremias«.

In der Westukraine spielte sich die Rilke-Rezeption in der Zwischenkriegszeit wesentlich anders ab, vor allem in Lwiw, das von November 1918 bis September 1939 zu Polen gehörte. Die wesentlich liberalere Kultur- und Verlagspolitik der polnischen Regierung behinderte die Übersetzung und literarische Rezeption Rilkes im Ukrainischen nicht. Eine ganze Reihe von Rilke-Übersetzern, meist prominente ukrainische Schriftsteller, veröffentlichte ihre Werke in den Zeitschriften »Literaturno-naukowyj wistnyk« (später umbenannt in »Wistnyk«), »Swit«, »Dashboh«, »Wohni«: Jurij Lypa, Ostap Luzkyj, Leonid Mosends, Bohdan-Ihor Antonytsch, Bohdan Krawziw und andere. Mychajlo Rudnyzkyj und Jewhen-Julij Pelenskyj versuchten in ihren Artikeln, die in den Zeitungen »Dilo« und »Novyj Tschas« veröffentlicht wurden, erste Interpretationen von Rilkes Werk vorzunehmen. Der Aufschwung des Interesses an Rilkes Werk gipfelte in der Veröffentlichung von Pelenskyjs Buch »Rainer Maria Rilke und die Ukraine« im Jahr 1935 in Lwiw.

Im Vergleich zur polnischen Westukraine wurden in der sowjetischen Ukraine in den 1920er und 1930er Jahren nur sehr wenige Übersetzungen veröffentlicht, obwohl Rilkes Werk die Aufmerksamkeit vieler Vertreter der damaligen kulturellen Elite auf sich zog. Rilkes Lyrik fand bei ukrainischen Dichtern und Übersetzern verschiedener literarischer Gruppen und Strömungen Anklang: den Kyjiwer Neoklassikern und ihren Nachfolgern, den Avantgardedichtern und selbst den Anhängern der proletarischen Poesie. Die Schicksale der Rilke-Übersetzer waren unterschiedlich: Einige von ihnen

46 Walentina Dynnik, Rilke, in: Literaturnaja enziklopedija, Moskwa: OGIS RSFSR, Sowetskaja enziklopedija 1935, Bd. 9, Sp. 670.

47 Tscherwonyj schljach 2, 1933, S. 144-145.

48 Yohanan Petrovsky-Shtern, Being for the Victims: Leonid Pervomais'kyi's Ethical Responses to Violence, in: ders., The Anti-Imperial Choice: The Making of the Ukrainian Jew, New Haven, London: Yale Univ. Press 2009, S. 165-227.

fielen dem Roten Terror zum Opfer, andere emigrierten nach Westeuropa, wo sie weiter übersetzten, und einige konnten Sammlungen ihrer eigenen Übersetzungen veröffentlichen, vor allem im Nachkriegsdeutschland. In der Ukraine überlebten nur wenige und konnten in der Tauwetterperiode und in der späten Sowjetzeit zum Werk des »weisen Rilke« zurückkehren.

(Nataliia Kotenko-Vusatiuk, Abteilung für Manuskriptsammlungen und Textologie, Taras-Schewtschenko-Institut für Literatur, Nationale Akademie der Wissenschaften der Ukraine, Mychajlo-Hruchewskyj-Str. 4, 01001 Kyjiw, Ukraine; E-Mail: kotenkon@yahoo.com)

Selon Lou Andreas-Salomé,² trois périodes de l'évolution intellectuelle de Nietzsche ont été distinguées dès 1891. La périodicité des volumes dans la Pléiade respecte la même distribution en trois parties. Les <Œuvres> de Friedrich Nietzsche publiées sous la direction du philosophe et germaniste expérimenté Marc de Launay, ont été une entreprise de longue haleine, qui a duré plus de deux décennies. Le premier volume de 1519 pages est paru en 2000 ; le deuxième, de 1505 pages, en 2019 ; enfin le troisième et dernier, de 1307 pages, en 2023. Fabrice de Sales a établi un index utile des trois volumes des <Œuvres>. Entretemps, le groupe des cinq collaborateurs du 1^{er} vol. a été réduit à un seul de ses fondateurs (Dorian Astor) pour les volumes 2-3, tandis que Pierre Rusch a continué d'assurer la chronologie pour l'intégralité des volumes. Le 3^e et le dernier volume des <Œuvres> de Nietzsche synthétise la plus fulgurante période de sa création philosophique et littéraire (1882-1889) : <Zarathoustra>, <Par-delà bien et mal>, <la Généalogie de la morale>, <Crépuscule des idoles> et <L'Antéchrist>, enfin les deux écrits contre Wagner – tous nouvellement traduits et en édition soignée. Leur conclusion orgueilleuse sur l'unicité polémique contre la tradition et les préjugés religieux, va de pair avec l'opinion hautaine de l'auteur sur son œuvre : <Ecce homo>. Dans ses trois préfaces, de Launay a été soucieux d'inscrire l'auteur de <Zarathoustra> dans le trajet d'une œuvre. Or, les revirements de l'auteur même ne sont pas les seuls qui s'y opposent ; « les voies de traverse » qu'il avoue, dans <Ecce homo>,³ préférer « pour atteindre la vérité », subvertissent *toutes* les théories de la vérité, même celles de son essai précoce sur la vérité-mensonge, sur lesquelles on croyait pouvoir compter comme un pivot. « Une profonde sûreté d'instinct [...] »⁴ demeure une vantardise ; pour être reconnu comme « le premier psychologue de l'Éternel Féminin »,⁵ par exemple, Nietzsche a tout d'abord manqué de la connaissance des femmes (comme Malwida von Meysenbug le lui a reproché), et sa misogynie patente n'y remédie pas ! Au contraire : à l'aléatoire se joint le préjugé, et rend nulles les monceaux des pages concernées par son instinct « implacable ». ⁶ Après avoir à deux reprises songé à entreprendre des études scientifiques qui manquaient à sa pensée philosophique – en 1869 et, la dernière fois, en 1882 où il laisse Paul Rée et Lou Salomé seuls à l'Université de Leipzig, là où ils s'imaginaient initialement s'inscrire à trois –, Nietzsche tourne en rond dans sa caverne. Les <Dithyrambes à Dionysos> montrent qu'il en est conscient : « [...] je travaille courbé dans mon propre puits, enfermé dans mon propre moi comme

1 À propos de Nietzsche, Ainsi parlait Zarathoustra et autres écrits. Œuvres, III, édition publiée sous la direction de Marc de Launay avec la collaboration de Dorian Astor, Paris 2023 (Bibliothèque de la Pléiade).

2 Voir Lou Andreas-Salomé, Friedrich Nietzsche in seinen Werken, Wien 1894.

3 Friedrich Nietzsche, Ecce homo, <Pourquoi je suis si sagace>, §9, dans : (n. 1), p. 925.

4 Friedrich Nietzsche, Ecce homo, <Pourquoi j'écris de si bons livres>, §3, dans : (n. 1), p. 945.

5 Ibid., §5, p. 934.

6 Ibid., §4, p. 950.

dans une caverne ». La récurrence de ses propres souvenirs et le travail sur la pensée emmurée, le ramènent à l'ancienne doctrine de l'éternel retour. La sortie de Zarathoustra de sa caverne au détriment de ses compagnons endormis, dans le poème philosophique de 1882, rappelle virtuellement la sortie de Socrate, apostrophée dans <La Naissance de la tragédie> (1872), laissant « derrière lui ses compagnons endormis par terre ou sur des bancs [...] » (la paraphrase du <Banquet> de Platon). Mais le Socrate de Platon n'était pas uniquement « le véritable serviteur d'Eros » auquel concluait <La Naissance de la tragédie> ; Nietzsche manque fatalement sa dialectique. – Pire : désormais, il la répudie. Les cinq préfaces que Nietzsche compose pour ses ouvrages, correspondent, ou accomplissent étrangement le dessein des « Cinq préfaces » ludiques de l'année 1872, car il s'agissait de <Cinq préfaces à cinq livres qui n'ont pas été écrits> (dédiées à Mme Cosima Wagner ...). Les préfaces des années 1882-1888 ambitionnant l'auto-critique, comme dans la réédition de <La Naissance de la tragédie>, sont l'objet de révisions déchirantes, à commencer par les explications de sa dépendance par rapport au projet du drame musical de Richard Wagner – mais en même temps d'une accusation de Cosima pour adultère ... La dédicace à Voltaire, champion de la tolérance, ainsi que sa phrase d'accompagnement, ne sont plus de mise dans <Humain, trop humain> de 1878, réédité avec une nouvelle préface en 1886. Nietzsche lui substitue la « méchanceté divine [...] »⁷ du poète Heine, sinon « un génie de la méchanceté ».⁸ « Ne sous-estimons pas en effet la méchanceté, messieurs les philosophes [...] », avertit-il. La bonne nouvelle de la mort de Dieu se mue en évocation de Dionysos. Il se peut que Nietzsche prenne congé de ces deux anciens amis, Wagner et Rée, d'une manière qui semble interchangeable ; la notice à propos d'« Amitiés d'astres »⁹ suppose qu'« il s'agit vraisemblablement de Wagner ».¹⁰ Il s'agit en fait de Rée, comme l'a montré Lou Salomé. Erwin Rohde a critiqué <Humain trop humain> comme trop « Réiste » ; trop influencé par la théorie de la genèse de la moralité par Paul Rée, et Lou Andreas-Salomé n'épargnera pas ses efforts, dès 1894, pour documenter cette influence. Au contraire d'efforts précédents pour populariser l'œuvre de son ami Rée, <De l'origine des sentiments moraux> (1877), auprès du public philosophique anglais (contacts entrepris avec la revue <The Mind>, qui recense l'ouvrage de Rée en octobre 1877), Nietzsche répond par une surenchère en prenant alors son écrit pour un « <Rée-alisme> supérieur ».¹¹ Peut-être que Nietzsche initialise une critique générative – histoire des généalogies traditionnelles, des antinomies, enfin des religions – mais il ne le fait pas tout seul. A la proposition d'une morale altruiste dans une société solidaire, que propose l'« Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction de son contemporain », le penseur

7 Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, < Pourquoi je suis si sagace >, dans : (n. 1), p. 917.

8 Friedrich Nietzsche, *L'Antéchrist [esquisse]*, dans : (n. 1), p. 1239n.

9 Voir Friedrich Nietzsche, *Le Gai savoir*, § 179, dans : le même, *Humain, trop humain – Aurore – Le Gai savoir*. Œuvres, II, édition publiée sous la direction de Marc de Launay avec la collaboration de Dorian Astor, Paris 2019, p. 1464n.

10 Lou Andreas-Salomé, *Friedrich Nietzsche à travers ses œuvres*, Paris 1992 [édition de 1932 révisée chez Grasset], p. 119.

11 Nietzsche (n. 1), p. 951.

Jean-Marie Guyau (1854-1888), Nietzsche rétorque par le fantasme de la morale aristocratique. Mais sa fondation d'une « science psychologique », contre les propositions de Guyau, Paul Bourget ou même Stendhal, dégénère en polémique contre « la science française [qui] va chercher aujourd'hui une sorte de préséance morale sur la science allemande », ¹² qui l'assène « Pour une généalogie de la morale ». Une polémique s'ensuit contre l'école anglaise, avec des sorties qui tâchent d'invalider la théorie évolutionniste de Darwin et l'utilitarisme de Spencer et Mill. Les jugements sur la culture française à l'emporte-pièces découlent du dépouillement de l'ouvrage du publiciste Ximénès Doudon, « Mélanges et lettres avec une introduction par M. le comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy, Cuvillier-Fluery ». ¹³ La contradiction principale du discours nietzschéen exacerbé contre la religion, consiste en son acceptation de la diabolisation de la femme – réduite à l'objet « dégoûtant » de possession, et « sans pensées ». ¹⁴ La maxime : « la femme, < l'Éternel-féminin > : une valeur purement imaginaire [...] », ¹⁵ invalide Nietzsche qui se vante, d'un mot qui a dû être d'esprit, d'être « le premier psychologue de l'Éternel Féminin ». De plus en plus réduit à quémander la pitié – dans les épîtres sur l'affaire de la « trinité » qui a capotée avec Rée et Lou, à laquelle fait allusion un passage de la préface de « Ainsi parlait Zarathoustra » – il se montre de moins en moins tolérant envers la compassion humaine. Dans sa préface, Marc de Launay parle de « crispation » ; ¹⁶ le discours se fige dans un rictus « des plus méchants », ¹⁷ comme dans l'auto éloge de l'ouvrage le « Crépuscule des idoles ». Nietzsche a tout d'abord peu compris les femmes, comme le lui a reproché Malwida von Meysenbug ; ensuite sa misogynie patente altère sa hantise « des mères masculines ». Le « Gai Savoir » § 2 ; la nouvelle traduction de *die männlichen Mütter*, remplace les précédentes : « les mères au masculin » et « les mères trop viriles ». Seul encouragement à la convalescence de la femme comme un garçon manqué, le chanteur dit dans « Zarathoustra » : « Sois un homme, Souleïka ! ». ¹⁸ Le traducteur de l'« Aurore » § 76, dans le vol. III présent, conserve à propos d'Eros et d'Aphrodite la déviation chrétienne qui a fait d'eux « des kobolds et des esprits trompeurs sortis droit de l'enfer [...] », ¹⁹ tandis que le traducteur du dernier paragraphe du « Gai savoir », § 383, traduisait le néologisme nietzschéen *Koboldigste* par les « esprits ... lutins ». ²⁰ Mais, *non varietur* sont les notes venimeuses de Nietzsche sur Cosima, Lou (« éternel masculin ... »), enfin en remerciement de ses efforts pour lui trouver une épouse, Malwida est promue maque-

12 Ibid., p. 628.

13 Ximénès Doudon, Mélanges et lettres avec une introduction par M. le comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy, Cuvillier-Fluery, Paris 1876.

14 Friedrich Nietzsche, « Ainsi parlait Zarathoustra », dans : (n. 1), p. 277 et 292.

15 Nietzsche (n. 1), p. 1161n.

16 Voir Marc de Launay, Préface, dans : (n. 1), p. xxviii-xxix.

17 Nietzsche (n. 1), p. 975.

18 Ibid., p. 275 et 1239n.

19 Ibid., p. 683.

20 Dans son édition de « Gai savoir », Patrick Wotling le transposait par *l'esprit follet* – « farfadesque » (Friedrich Nietzsche, Le Gay Savoir, présentation et traduction de Patrick Wotling, Paris 2007, p. 352 et 410n).

relle wagnérienne Kundry, et Nietzsche proteste de manière véhémement contre «la musique de Wagner, insinuante par sa sexualité cachée».²¹ Moins «viril» qu'il n'est dans la vie privée, Nietzsche assène de plus en plus sur le papier une virilité martiale («hygiène de guerre»), et islamique – que <L'Antéchrist> oppose à «la race d'eunuques *par excellence*, les Germains [...]».²² On pourrait avancer qu'il s'agit, aux yeux de Nietzsche, d'un bouclier symbolique contre «la femme [qui] est indiciblement plus méchante que l'homme [...]»,²³ mais même dans l'automanie nietzschéenne, l'une des métaphores constantes sont *les serpents venimeux*.

Conjointement au discours biscornu de Nietzsche, l'appareil critique de la Pléiade soulève le problème de la pluralité des opinions des différents collaborateurs du 1^{er} volume (<La Naissance de la tragédie, Considérations inactuelles> et autres textes des années 1870-1876, mais aussi des écrits datant de 1862 et de 1868, surtout les notes inédites sur Démocrite), qui n'a pas pu être toujours homogénéisée. Cela concerne surtout les notes autour du texte de <La Naissance de la tragédie> et les jugements sur la polémique de Wilamowitz seul contre le quatuor Nietzsche, Rohde mais aussi Overbeck et Wagner, en 1872! D'une part, la chronologie de Pierre Rusch ne mentionne pas le nom de Wilamowitz (assimilé à «la levée de boucliers [...] parmi les <philologues de métier> »?). De l'autre, l'appareil critique rédigé par les deux autres collaborateurs sur presque cent pages de notes et commentaires théoriques, diminue l'ampleur de la critique de Wilamowitz, sans citer les nombreuses corrections dans le texte de <La Naissance de la tragédie> introduites concrètement grâce à cette critique. Le tabou jette l'ombre sur le bilan des derniers écrits de Nietzsche dans le 3^e volume, dont l'«*Ecce homo*» – l'un de ces textes que de Launay juge au moins très excessifs. Ces textes ouvrent le problème rétrospectif de la détection des sources de Nietzsche, sinon de sa sémiotique... Quels signes articule-t-il, et quels autres – évidemment plus nombreux – dissimule-t-il? La question pose une immense tâche de l'analyse des sources de Nietzsche. Peut-être que Nietzsche initie une critique générative – histoire des généalogies traditionnelles, des antinomies, enfin des religions – mais il ne le fait pas tout seul. Curieusement, dans <L'Antéchrist> de Nietzsche (1894) et dans les commentaires autour du texte, n'est évoqué à plusieurs reprises que <La Vie de Jésus> d'Ernest Renan. Pourtant, son <Antéchrist>, de 1873, reste dans l'ombre. Les jugements à l'emporte-pièce sur la culture française doivent au dépouillement de l'ouvrage du publiciste Ximénès Doudon, <Mélanges et lettres avec une introduction par M. le comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy, Cuvillier-Fluery>.²⁴ Sur la base d'une paraphrase dans <Pour une généalogie de la morale>,²⁵ le commentaire dans la Pléiade suppose que Nietzsche «a lu les <Mélanges> de Doudon».²⁶ Mais dans ce

21 Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, dans : (n. 1), p. 1243n.

22 Nietzsche (n. 1), p. 855 et 1205n.

23 Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, <Pourquoi j'écris de si bons livres>, dans : (n. 1), p. 935.

24 Voir note 13.

25 Voir Friedrich Nietzsche, *Pour une généalogie de la morale*, §25, dans : (n. 1), p. 633.

26 Nietzsche (n. 1), p. 1138n.

cas, se serait-il trompé de nom du publiciste, qu'il cite comme «Xavier Doudon» ...? En effet, Nietzsche demanda à sa sœur Elisabeth, de «bien lui traduire tous les *jugements* sur les choses littéraires» dans les <Mélanges> de Doudon, qui lui «sont très utiles». ²⁷ Nietzsche peut-être comprend mal le sens de l'ancienne expression «s'abêtir», qu'il commente, dans <Pour la généalogie de la morale> comme «point de vue de l'esprit, le principe de Pascal <s'abêtir>». ²⁸ La notice de Marc de Launay qui parle de la «formule prêtée à Pascal [...]», ²⁹ cite le fragment des <Pensées> intitulé «Infini. Rien», mais passe à côté du malentendu. Car, pendant que Nietzsche assimile la recommandation «s'abêtir» au sens critique d'autres commandes de la morale : ne pas s'enrichir, mendier, pas de femme, etc., Pascal ne parle pas en sceptique mais en croyant ; l'expression a choqué de différents points de vue Victor Cousin et Nietzsche. Plus tard, Brunschvicg l'expliquera dans son édition de 1892 : «<S'abêtir>, c'est renoncer aux croyances auxquelles <l'instruction> et l'habitude ont donné la force de la nécessité naturelle, mais qui sont démontrées par le raisonnement même, impuissantes et vaines.» ³⁰

Et quand Nietzsche avance qu'il fut le premier à créer le concept dualiste apollonien-dionysiaque, peut-on prendre cela comme monnaie courante? «Platon s'est servi de Socrate, comme d'une sémiotique pour Platon», ³¹ observe-t-il dans <Ecce homo> ... On pourrait dire que Nietzsche s'est ainsi servi de l'érudition de Friedrich Creuzer, archéologue et philologue (1771-1858), qui publia son <Dionysos, Sive Commentationes academicae de Rerum Bacchicorum orphicarumque originibus et causis> ³² – sur l'enthousiasme, panthéisme profond du mythe, suivis de <Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen> – <La Symbolique et mythologie des peuples anciens, particulièrement des Grecs>, ³³ où les cultes d'Apollon et Dionysos sont syngraphiés. J. D. Guignaut a souligné ce parallélisme dans ses commentaires de la traduction-adaptation française de l'ouvrage de Creuzer : <Religions de l'antiquité, considérées principalement dans leurs formes symboliques et mythologiques>. ³⁴ L'oracle de Thrace attribuée à Dionysos; ³⁵ et Apollon partage l'oracle de Delphes avec Dionysos. Sur cette acrasie, avant Creuzer, ³⁶ s'est prononcé déjà Diodore

27 Lettre du 17 février 1879, mise en valeur par Pfister dans son édition de la <Correspondance> croisée Nietzsche – Rée – Lou, Paris, p. 58 et 333n.

28 Nietzsche (n. 1), p. 611.

29 Ibid., p. 1135n.

30 Pascal, *Pensées*, Paris 1964 [rééd. Garnier], p. 333.

31 Nietzsche (n. 1), p. 945.

32 Friedrich Creuzer, *Dionysos, Sive Commentationes academicae de Rerum Bacchicorum orphicarumque originibus et causis*, Heidelberg 1809, soit la même année où Moser éditait les <Dionysiaca> de Nonnus.

33 Friedrich Creuzer, *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen*, Leipzig 1810-1812.

34 Friedrich Creuzer, *Religions de l'antiquité, considérées principalement dans leurs formes symboliques et mythologiques*, Paris 1825.

35 Voir Hérodote VII, 111 ; Euripide, *Hecub.* 1267 ; *Alcest* 966 ; *Bacch.* 298 ; Creuzer 1825, t. I, 97-98.

36 Ibid., p. 98.

I, 11.³⁷ Or, Nietzsche se garde bien de souffler mot sur Creuzer, marginalisé parmi les philologues classiques; mais le «Crépuscule des idoles» cite «le fameux Lobeck ... qui s'est frayé patiemment un chemin dans cet univers de mystères [...]».³⁸ Or, l'ouvrage de C. A. Lobeck, «*Aglaophamus, sive de theologiae mysticae Graecorum causis in Alterthum*» (1829), auquel Nietzsche se réfère,³⁹ reproduit les critiques de Creuzer par Lobeck de 1807.⁴⁰ Pendant que l'appareil critique de la Pléiade s'arrête sur le classicisme de Winckelmann, Creuzer déclarait précisément, dans une lettre à Savigny, en 1807, qu'il avait voulu «comblé la lacune que l'*Allégorie* de Winckelmann (Dresde, 1766; il l'admet lui-même dans ce livre), a laissé dans le domaine capital de cette science».⁴¹

Nietzsche s'improvise aussi historien de la philosophie allemande; on retient surtout sa critique venimeuse de Kant – le Chinois sensuel de Königsberg. Mis devant le choix – être la «victime» (volontaire, selon Nietzsche; mais Erwin Rohde, «sacré» sur l'autel des polémiques autour de «La Naissance de la tragédie», ne l'entendait pas de cette oreille), ou «divorcer», au sens métonymique: le lecteur retiendra des derniers écrits de Nietzsche sa conclusion dans la dernière lettre à Strindberg: «Divorçons!».

L'importance de ce 3^e volume des «Œuvres» est qu'il met à nu l'exaspération du pathos philosophique. Après les tergiversations que l'histoire politique de l'Europe a pu accoler à l'œuvre posthume de Nietzsche – sans compter la colonisation dont Nietzsche se montrait friand en proposant, par exemple, dans les projets pour «La Volonté de puissance» en 1881/1882, le modèle colonialiste («Je voudrais que l'Allemagne s'emparât du *Mexique*; elle donnerait alors le ton à la terre entière ...»), et envoyant ses papiers philosophiques à l'adresse de sa sœur dans la colonie du Paraguay – on escompte la fin du règne de l'éternel retour de l'histoire. Le pathos, le faux anti-sentimentalisme (critique cavalière de Rousseau), la proposition de la philosophie comme «convalescence» ou, comme on a vu d'autres propositions de philosophie comme «thérapie» – ont joué le rôle de combustibles sans retour. Il n'y a guère que le genre inouï proche d'autobiographie philosophique pour enregistrer la roue de la fortune ou son oscillation. L'aiguille folle de la boussole d'une pareille vie de pensée de Nietzsche s'arrête et rebondit jusqu'aux personnages qui restent dans le texte comme dans sa vie-œuvre. Ce fut l'«étonnante inspiration d'une jeune Russe avec qui [il a été] à l'époque lié d'amitié, Mlle Lou von Salomé»; cela pourrait résoudre dans «Ecce

37 Cité par Zeller, *Die Philosophie der Griechen*; l'ouvrage que Nietzsche utilise pour son séminaire «*Die vorplatonischen Philosophen*» – «Les philosophes préplatoniciens»; traduction française établie à partir des manuscrits, Combas 1995.

38 Nietzsche (n. 1), p. 774 et 1184n.

39 Voir aussi Friedrich Nietzsche, *Écrits de la jeunesse*, dans: le même, *La Naissance de la tragédie – Considérations inactuelles*. Œuvres, I, édition publiée sous la direction de Marc de Launay avec la collaboration de Michèle Cohen-Halimi, Marc Crépon, Pascal David, Paolo D'Iorio, Francesco Fronterotta, Max Marcuzzi et Pierre Rusch, Paris 2000, p. 766, à propos de Platon et Glaucos.

40 Voir sur ces critiques dans la monographie sur Creuzer par M.-M. Munch, *La «symbolique» de Fr. Creuzer*, Paris 1976.

41 Trad. fr. de Munch (n. 42), p. 69.

homo > l'énigme de la question trop personnelle « Pourquoi j'écris de si bons livres, < Zarathoustra > ». ⁴² Ensuite, celle de Wagner et du maître Ritschl, « le seul savant génie », ⁴³ mais qui a jugé < La Naissance de la tragédie > comme un « spirituel délire ». La confiance de Nietzsche lui-même sur son « délire [...] » n'en est pas loin. Enfin, celle de Rée, pour lequel Erwin Rohde a pensé qu'il aurait avec Nietzsche « une vie supportable ; mais cela ne semble pas avoir été le cas ... ». ⁴⁴ En évaluant la valeur approximative des biographies de grands hommes, Nietzsche se demande dans la V^e partie de < Par-delà bien et mal >, comment il était possible que, dans le monde de la volonté de puissance, « Schopenhauer, encore que pessimiste, jouait en fait de la flûte ... Chaque jour, en sortant de table ; lisez son biographe. » ⁴⁵ Le biographe est Wilhelm Gwinner, qui peu de temps après la mort de Schopenhauer, publia chez Brockhaus, à Francfort, l'ouvrage : < Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre > – « A. S. de mes souvenirs personnels. Un regard sur sa vie, son caractère et sa doctrine », 1862. ⁴⁶ Les titres des chapitres de Gwinner rappellent ceux que Nietzsche martèle dans < Ecce homo >. Par ailleurs, il observe un peu plus loin, que « Schopenhauer aussi avait noté certaines choses sur lui-même et peut-être contre lui-même ... » L'intégralité du 3^e volume jette une lumière focale sur le style confessionnel de Nietzsche – exactement comme il espérait, en prodiguant dans sa lettre du 2-XII-1887 à Georges Brandes, l'un des premiers interprètes de sa pensée, que ces documents aident à pénétrer l'« obscurité de l'auteur » ; *parfois contre lui-même*. Le riche appareil critique des < Œuvres >, et tout spécialement de l'ultime volume, contribuent à la compréhension de la fonctionnalité sémiotique de l'auteur ineffable.

(Docteur de l'État Branko Aleksić, Résidence Elisabeth, 2 Allée Elisabeth, 94200 Ivry-sur-Seine, Frankreich; E-Mail: branko.aleksic@sfr.fr)

42 Nietzsche (n. 1), p. 957.

43 Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, dans : (n. 1), p. 925.

44 Lettre du 1 janvier 1883 à Overbeck, citée dans : Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou von Salomé : Correspondance, édition établie par Ernst Pfeiffer [F. Nietzsche, P. Rée, Lou von Salomé – Die Dokumente ihrer Begegnung, éd. par E. Pfeiffer, Frankfurt 1970], trad. fr., Paris 2001, p. 388.

45 Nietzsche (n. 1), p. 383.

46 Voir p. 209 : « Vor dem Ankleiden spielte er im der Regel eine halbe Stunde auf der Flöte. »

Nous donnons ici une partie de l'introduction du livre < Les enfants de Georg Simmel >¹ ainsi qu'un article à titre d'exemple. Il s'agit de proposer une réflexion sur l'écriture de l'histoire intellectuelle quand elle n'est plus portée par un cadre institutionnel ferme ou ce que l'on appelle des « écoles ». Les ruptures de l'histoire autant que la position marginale de Georg Simmel au sein des institutions ne s'y prêtaient pas. La parole dispensée à travers un enseignement, mais aussi les idées diffusées par des articles de journaux, de revues ou des livres, font leur chemin en dehors des grandes avenues. Elles trouvent un public divers. La métaphore généalogique est aussitôt corrigée par la fiction d'un dispositif photographique. Plutôt qu'une famille au sens étendue, c'est un rassemblement qui s'opère : des personnes font la pose devant le photographe qui s'affaire et va bientôt saisir leur simultanéité. Souvent, elles ne se connaissent pas entre elles. Elles sont les premières étonnées de se trouver en telle compagnie. Le seul fil invisible qui les relie est d'avoir croisé Simmel. La pure contingence de la contiguïté des figurants produit un effet de connaissance : ils ont un air de famille, derrière l'individualisme souvent exubérant qu'ils affichent. (dt)

1. Une histoire éclatée

En 1914, les juifs allemands étaient tenus de montrer qu'ils étaient bien allemands, et notamment de manifester leur patriotisme. Ce que fit aussi Simmel, ou s'efforça de faire. Bien que de confession protestante, très laïcisée, modernisée, il lui fallait bien faire l'Allemand pour avoir le droit d'être juif. D'être, tout bonnement. Gershom Scholem le rappelait en 1978 : « En philosophie, l'exemple le plus célèbre est celui de Simmel (1858-1918) qui était reconnu par tout le monde, sauf par lui-même, comme un juif. »² En 1914, Simmel quitta l'Eglise protestante, où il n'était que de façon formelle, sociale. Il redevenait juif. Par Buber, il avait sans doute mieux connu ce côté-là. Pour Scholem, faisant le point en 1962 à l'occasion d'un hommage à Margarete Susman, Simmel devenait l'exemple même de la faillite du « dialogue germano-juif » qui en

1 Les enfants de Georg Simmel, réunis par Denis Thouard, Belval 2024. Le thème de l'héritage difficile de Simmel a été abordé par Vladimir Jankélévitch dans ses entretiens, mais aussi par Gérard Raullet, dans < Simmel et ses héritiers >, paru dans < Social Science Information > 25, 1986, p. 845-859, édition d'un séminaire du 31 janvier 1986 à la Fondation de la Maison des Sciences de l'Homme. Le projet des Enfants de Simmel fut lancé dans le même lieu, au 54 Boulevard Raspail, lors d'un séminaire-marathon sur « Les enfants de Simmel » organisé avec Nathalie Raoux et Veronica Ciantelli le vendredi 16 mars 2018 à l'EHESS, pour saluer avec le « Centre Georg Simmel » le 100e anniversaire de la mort du sociologue berlinois.

2 La citation de Scholem est tirée de l'entretien avec Jean Bollack et Pierre Bourdieu, paru sous le titre < L'identité juive > dans les < Actes de la recherche en sciences sociales > 35, 1980, p. 1-19, ici p. 19.

réalité n'avait « jamais eu lieu » : « En un temps où personne ne se souciait d'eux le moins du monde, il ne s'est pas trouvé un Allemand pour reconnaître le génie de Kafka, de Simmel, de Freud ou de Walter Benjamin – et encore moins pour les connaître comme Juifs. »³ Avec un excès assumé (et que bien des figures présentées dans ce livre vont contredire), Scholem insistait : « Personne, sauf les Juifs eux-mêmes, par exemple, n'a été interpellé par la créativité juive d'un penseur tel que Georg Simmel. Et Simmel était bien un exemple vraiment symbolique de tout ce dont je parle ici, parce qu'il a réalisé ce prodige d'un homme en qui la substance du judaïsme s'est manifestée encore plus visiblement quand il fut arrivé au pur nadir de l'aliénation complète ».⁴ Au cœur du paradoxe, sans doute. Mais la perspective tragique de Scholem l'était-elle assez ?

Il y eut au cours des années beaucoup d'auditeurs aux séminaires de Simmel, depuis les années 1890, dont se souvient George Santayana ou Ernst Cassirer, jusqu'aux *privatissimi* si prisés dans son salon de Westend. Quand il quitta Berlin en 1914, la presse considéra ce départ comme un événement. Berlin, c'était aussi lui. Que serait-ce sans lui ? Une foule disparate, cosmopolite, étudiants américains, japonais, de toute l'Europe et singulièrement de l'Europe de l'Est et de la Russie, souvent aux idées anarchistes, souvent juifs et ne pouvant étudier ailleurs, une audience très féminine aussi : avant que les femmes eussent droit de préparer un doctorat à Berlin, en 1908 et pas plus tôt, il leur fallait l'autorisation pour suivre ses cours, qu'il donnait systématiquement. Comme Lou Andreas-Salomé, Gertrud Kantorowicz ou Anna Tumarkin, elles allaient en Suisse, Bâle, Berne ou Zurich, pour obtenir le doctorat. Toute cette foule s'est dispersée. Elle a constitué une diaspora étonnante. Certains ne furent que des témoins occasionnels, d'autres en reçurent une empreinte parfois légère, parfois profonde. Il peut suffire d'une idée qui produise ses effets à des années de distance, indépendamment de toute filiation dûment attestée. Une atmosphère même, un état d'esprit, peut resurgir inopinément.

Souvent, une rencontre, a pu laisser une trace durable. Les cas d'Albert Schweitzer⁵ et de Wilhelm Worringer l'attestent, on le verra. Ou bien un cours qui a marqué les esprits. Pour certains, comme le journaliste Ludwig Marcuse (1894-1971), il incarna la découverte de la philosophie. Comme il ne figure pas sur la photo, écoutons-le rapporter de façon typique l'expérience simmelienne : « Quand je vis Simmel penser, quand je

3 Le texte de Gershom Scholem, « Contre le mythe du dialogue judéo-allemand » (1962), est à lire dans Gershom Scholem, *Fidélité et utopie. Essais sur le judaïsme contemporain*, éd. par B. Dupuy, Paris 1978, ici p. 104. Dans sa biographie du sociologue, Marie-Anne Lescouret rapporte que c'est Jean Bollack qui lui fit connaître Simmel (voir Marie-Anne Lescouret, *Bourdieu, vers une économie du bonheur*, Paris 2008, p. 166).

4 Gershom Scholem, « Contre le mythe du dialogue judéo-allemand » (1962), est à lire dans Gershom Scholem, *Fidélité et utopie. Essais sur le judaïsme contemporain*, p. 104.

5 Albert Schweitzer rapporte en 1958 le souhait exprimé par Simmel avant de mourir de le revoir, alors qu'il sortait de l'internement à Saint-Rémy en Provence (voir Buch des Dankes an Georg Simmel, éd. par Kurt Gassen et Michael Landmann, Berlin 1958, p. 292-294). Ses sermons de Strasbourg en 1919, où il introduit son éthique du « respect pour la vie », ont parfois un accent simmelien (voir *La melodia del rispetto della vita. Prediche di Strasburgo*, éd. par Enrico Colombo, Milan 2002).

l'entendis penser, je commençai à devenir non pas un savant, mais un penseur. Simmel ne nous accablait jamais (même avec ce qu'il aurait fallu savoir) ; il enclenchait chez l'auditeur des processus qui me firent sentir pour la première fois ce que c'est que la liberté : prendre conscience de façon non contrôlée de soi, sans savoir où cela mènera. [...] Il était, pour la mobilité de l'esprit et l'inquiétude, le philosophe le plus philosophique que j'ai rencontré de ma vie.»⁶ Et pourtant ce Marcuse-là (à ne pas confondre avec Herbert !) constatait qu'il n'avait pas survécu à la guerre : « Bien que certains d'entre nous dans nos jeunes années ayons reçu une impression si forte de Simmel au point de ne pas pouvoir l'oublier, on doit écrire sur lui aujourd'hui (1964) comme si l'on ressortait à la lumière une grande découverte d'un monde enseveli. [...] Il n'avait pas une origine très respectable : Nietzsche ... et puis aussi Abraham.»⁷

Siegfried Kracauer, un franc-tireur de la Théorie critique que l'on commence à découvrir, écrivit tout un ouvrage sur Simmel, resté dans ses cartons. Il y avait noté : « Simmel a exercé sur la vie intellectuelle de son époque une influence large autant que profonde, qui n'émanait pas tant des résultats que de la manière particulière de sa pensée. Des œuvres importantes de l'histoire littéraire et artistique, pour ne rien dire de la philosophie et de la sociologie, se tiennent sous son influence, plus encore : sa façon de voir les rapports de choses et les connexions psychiques est devenu le bien commun de la génération la plus récente. »⁸

Des petits groupes se forment sur la pelouse, quelques-uns près des tables, ou cherchant l'ombre de la tonnelle, alors que d'autres restent sous les arbres ou se sont assis sur l'herbe. Certains seront portraiturés ensemble, d'autres séparément, au gré des déplacements du photographe. Plusieurs se retrouveront ultérieurement en exil, un sort très commun dans cette communauté ... Quelques-uns inspireront les critiques sociales de l'École de Francfort, qui pourtant ne sera pas tendre avec Simmel ; il figurait à Budapest comme une référence essentielle du jeune Lukács, de Béla Balázs, Leó Popper et des membres du Cercle du dimanche, Karl Mannheim, Béla Fogarasi, Karl Polányi, Béla Bartók ...⁹ Le regard se tourne vers l'Italie, vers l'Espagne, vers la France où il paraît entre les sociologues et les esthètes. Mais ces ensembles sont aussi des reflets des différents centres d'intérêt de Simmel lui-même : l'art y est aussi bien représenté, tant par les écrivains, ici Rilke et Hofmannsthal, ses lecteurs attentifs, que par la musique avec le compositeur Heinz Tiessen. Les arts plastiques surtout par les nombreux historiens de l'art qui se confrontèrent à lui : Carl Einstein, Wilhelm Worringer, Max Raphael, puis

6 Ludwig Marcuse, *Mein Zwanzigstes Jahrhundert. Auf dem Weg zu einer Autobiographie*, Zurich 1975, p. 25-26.

7 Ludwig Marcuse, *Aus den Papieren eines bejahrten Philosophie-Studenten*, Munich 1964, p. 210.

8 La citation de Kracauer est tirée de son « Georg Simmel. Ein Beitrag zur Deutung des geistigen Lebens unserer Zeit [1919] », dans : le même, *Frühe Schriften aus dem Nachlaß*. Bd. 9.2, éd. par Ingrid Belke avec Sabine Biebl, Francfort sur le Main 2004, p. 141-291, ici p. 169.

9 Sur Lukács, Balázs, Mannheim etc, voir leurs portraits dans : (note 1), ainsi que Lee Congdon, *Exile and social Thought*, Princeton 1991. Sur Bartók, qui contribua aussi au « Cercle du dimanche » et dont Balázs fut le librettiste, regarder Stephen Downes, *Eros in the Metropolis: Bartók's The Miraculous Mandarin*, dans : *Journal of the Royal Musical Association* 125, 2000, p. 41-61.

Gabricevskij, Šor. Dans les mêmes parages sont à placer les critiques comme Ernst Robert Curtius et peut-être Groethuysen, tous deux tournés vers la France, comme Du Bos qui apparaît au bénéfice d'un portrait de groupe. La France ? elle fut la terre d'un petit enfant singulier, qui, tout en reniant la culture allemande dans un excès assumé, préserva indéfectiblement sa fidélité à Simmel : Vladimir Jankélévitch, qui représente une tradition de pensée bien différente de l'autre relai français, du côté de la sociologie, qu'était Célestin Bouglé. Avec lui, nous abordons les sociologues, dont les plus originaux sont peut-être ceux qui, à Chicago et ailleurs en Amérique du Nord, développèrent des lignes d'analyse où la patte simmeliennne se laisse reconnaître, nous conduisant, à travers des savants comme Donald Levine ou Howard S. Becker, jusqu'à nos jours. On rencontre ainsi des traces de Simmel dans les romans de Saul Bellow, qui avait étudié à Chicago ... Dans cet ensemble nous placerons l'unique doctorant du récent professeur, Gottfried Salomon-Delattre, mais aussi Leopold von Wiese. Entre ce groupe et le « coin des philosophes », une zone grise des critiques de la culture où l'on peut côtoyer des figures que seule cette époque a pu produire : Karl Joel, le comte Hermann von Keyserling (il fallait un baron balte !), Leopold Ziegler ou Rudolf Pannwitz, mais aussi Walter Benjamin, dont personne alors ne prédisait le destin. Les figures inclassables de Hugo Hamid Marcus, juif converti à l'Islam, et de son compagnon dans la cause homosexuelle, le poète expressionniste Kurt Hiller, ont, elles aussi, croisé les chemins de Simmel. Avec Max Scheler, on passe vers les philosophes, parmi lesquels les duellistes de Davos, Ernst Cassirer, profondément lié à Simmel dans le thème culturel, et Heidegger, lui empruntant certaines intuitions de la vie et de la mort. L'oublié Willy Moog lui fut fidèle, non moins que Herman Schmalenbach. En évoquant Ernst Bloch, après Lukács, tous deux si étroitement liés à lui un temps et peut-être pour cela d'autant plus éloignés par la suite, on retrace une généalogie largement refoulée et oubliée d'un filon critique, dont Adorno sera un jalon important. Parmi les philosophes ici représentés, Jonas Cohn illustre la fibre néokantienne, interprétée de manière singulière (non moins que Cassirer), voué lui aussi à tous les exils. Par lui on passe à Evsj Šor, à Moscou puis en Israël. En Pologne, où il fut tôt traduit, sa manière est illustrée par un Karol Irzykowski. De jeunes talents des pays latins vinrent aussi à Berlin et souvent reçurent une impulsion décisive de Simmel pour la forme de l'essai et un certain traitement des complexités de la culture. C'est le cas d'Antonio Banfi qui le fit connaître en Italie, où son empreinte fut plus durablement sensible qu'ailleurs, comme le cas d'Antonia Pozzi le suggère encore. En Espagne, José Ortega y Gasset reprit certains aspects de son mode de philosopher, comme en France Charles Du Bos ou Bernhard Groethuysen. En Russie, plusieurs présences simmeliennes se laissent repérer, tant dans les milieux de l'Académie des arts que chez les formalistes ou, au contraire, du côté de Mikhaïl Bakhtine et de ses proches. Le petit cercle des intimes est également attablé, un peu en retrait du centre de la photo : les amies Margarete Susman et Gertrud Kantorowicz, Angela, la fille de celle-ci, Edith Kalischer et son fils, Michael Landmann, qui fit tant pour préserver le souvenir, enfin son propre fils Hans, médecin courageux, tenace, mort d'épuisement au Colorado, plus jeune que son père.

De loin en loin, celui qui prendra le temps de considérer cette vaste photo de groupe verra que ... presque personne ne manque à l'appel. Oublié, refoulé et méconnu, Simmel, à travers au moins certaines de ses idées motrices, a contribué à la formation du paysage intellectuel du XXe siècle. N'y manquent pas même les théologiens, avec cette rencontre furtive mais décisive d'Albert Schweitzer, le seul à Strasbourg qu'il attendit encore au moment de mourir, ou de Romano Guardini et Erich Przywara, qui ont exploité en milieu catholique certains philosophèmes simmeliens.

* * *

La photo de groupe est une tentative pour renouveler l'histoire intellectuelle. Tant la personnalité de Simmel que les circonstances historiques avant et après sa disparition ont exclu la constitution de quelque chose comme une « école ». Un tel profil échappe par définition à l'histoire institutionnelle. Devenu Professeur *in extremis*, il n'a pu former de « disciples » en bonne et due forme. Ce n'est pas un bâtisseur. L'héritage, s'il en est un, est enfoui, dispersé, éparpillé, dilapidé peut-être. Quant au concept d'influence, il est si vague qu'il n'apporte rien (les eaux des flux et des fleuves se mêlent pour finalement se confondre toutes dans les mers). Nous avons plutôt affaire à des restes précaires, des instantanés saisis sur le cours du temps, qui ouvrent la voie à une archéologie de la modernité. Une dimension proche et familière est cependant invisible, enfouie, dissimulée. Il s'agit de la faire apparaître, de suggérer sa présence discrète, d'en prendre conscience ; d'honorer tout ce qui de son activité de pensée a laissé quelque chose, les traces de ses gestes et de ses parcours, ce que vers la fin il désigna sous la catégorie du « plus-que-vie » : la culture, l'esprit, la mémoire. En croisant les approches, en démultipliant les perspectives, ce livre voudrait retracer la présence de motifs, concepts, tours et détours simmeliens, dans leur fécondité et leurs reprises souvent inattendues. C'est pourquoi l'ensemble s'appuie une double métaphore : la photo de groupe, tout d'abord, qui saisit dans l'instantané une coprésence fugitive. Puis cette photo encadre une multitude reliée par une solidarité cachée, des affinités électives. C'est une photo de famille, ce qui suggère une proximité à travers le temps, une distribution aléatoire de certains traits ou motifs, un jeu indéfini des ressemblances et dissemblances. S'il en résulte un « air de famille », cet air est joué de manières si variées qu'il déjoue les attentes. En fait d'héritage, la famille est ici réduite aux « enfants ».

Qu'est-ce qu'un enfant ?

La règle d'admission est simplement d'avoir été en contact avec Simmel ou suivi son enseignement (en l'absence de contact direct avéré, ce sont des « petits-enfants », ici très rares). Pas de stricts contemporains, mais ceux qui, d'une autre génération, ont pu porter certains motifs de sa pensée, certains concepts ou simplement un style de questionnement jusqu'à une autre époque. Le lien n'a pas à être établi de façon descendante, comme si l'on avait affaire à un maître entouré de ses disciples à la façon de Socrate, Jésus ou Bouddha. On s'intéresse à l'éparpillement d'une parole à travers ceux qui s'en sont emparé. Il ne s'agit pas d'influence et encore moins d'école. « De quoi

aurait-on bien pu être <élève> de Simmel ? Le contenu était trop divers, et je ne voulais pas le suivre pour la méthode»¹⁰ se souvient plus de soixante ans après Arthur Stein, interrogé à Berne par Michael Landmann en 1970. Et il ajoute : «Il restait quelque chose. C'est cela qui m'attirait à lui plus [que Rickert]». ¹¹ Comment certains motifs de sa pensée ont-ils continué leur chemin par d'autres biais, souvent se mêlant à d'autres sources d'inspiration. Comment une œuvre toute de parole (et de quelques livres conséquents) peut-elle être reprise dans des perspectives différentes, souvent hors des attentes ? Comment l'internationalité si précoce dans le cas de Simmel a-t-elle pu trouver à s'exprimer à travers des configurations d'idées que l'on ne songerait pas toujours à mettre en rapport ? Très vite, l'œuvre fut traduite et a produit, dans des contextes différents et selon des assemblages inédits, des effets originaux, de Chicago à Moscou, Milan ou Madrid, puis plus lointainement de l'Argentine au Mexique, du Japon au Brésil (selon une «mondialisation» précoce qu'il faudrait considérer, une autre fois ...).

Simmel est connu pour son livre sur l'argent, son <Capital> à lui, en quelque sorte ; il a réfléchi sur la notion d'héritage, sur les valeurs, mais aussi sur le capital intellectuel. Il pensait le sien dilapidé. Il n'avait pas investi, ni cherché à le faire. Les césures historiques qui suivirent immédiatement sa mort mirent fin à toute transmission en règle de son héritage intellectuel. Il ne connut pas le purgatoire habituel aux grands auteurs, prélude à une légitimation définitive. Il connut tout de suite l'enfer.

1918 : disparition du monde dans lequel il avait trouvé, bien que de façon récalcitrante, ses coordonnées intellectuelles. Révolutions ici et là : ses plus proches, à commencer par Bloch et Lukács, lui reprocheront d'avoir fait partie d'un monde révolu.

Années 1920 : quelques publications posthumes, une présence encore diffuse accueillant le débordement moderniste de la République de Weimar qui l'aurait tellement intéressé.

1933 : tout s'arrête, il est exclu post-mortem de l'Université.

1945 : à l'heure du nouveau commencement, nul ne songe à remédier aux diverses injustices – si nombreuses ! – perpétrées dans la décennie antérieure et l'heure est plutôt pour chacun à masquer ses compromissions – innombrables – par de nouvelles poses modernistes.

1958 : l'année du centenaire, un effort bien solitaire de Michael Landmann, qui publie un recueil de témoignages et de souvenir, avec Kurt Gassen, mais les esquisses de projet d'édition des œuvres qui y sont présentées ne verront pas avant longtemps un commencement d'aboutissement.

Années 1960-70 : un colloque important en avril 1973, édité par Karlfried Gründer et Hannes Böhringer en 1976 ; quelques anthologies, un projet d'édition poussé par Niklas Luhmann, mais rien n'aboutit.

10 Ce témoignage figure dans Georg Simmel. *Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende*, éd. par Hannes Böhringer et Karlfried Gründer, Francfort-sur-le-Main 1976.

11 Ibid.

Enfin dans les années 1980 se met en place une édition complète qui mettra une trentaine d'années à se réaliser sous la férule d'Otto Rammstedt, mais en sollicitant largement la communauté des chercheurs, pour s'achever en 2015.

Le lecteur trouvera dans ce qui suit un ensemble de portraits croisés, présentant un ou plusieurs acteurs ayant été en contact avec Simmel ou ayant suivi son enseignement (à l'exception de quelques « petits-enfants »). L'intérêt s'accroît à mesure que la famille se peuple. Les enfants rassemblés en différentes vignettes ou miniatures créent des contextes de lecture inédits, passant les disciplines et les frontières. En contrebande, il profitera de nouvelles avancées de notre connaissance des « effets » de cette œuvre et de cette personnalité singulière.

Une histoire intellectuelle à rebours s'esquisse à travers les traces d'une pensée qui a résisté, au gré des aléas et des tempêtes du XX^e siècle, à l'oubli complet, pour irriguer souterrainement beaucoup d'autres pensées, dans les directions parfois les plus inattendues. Par-là, ces miniatures permettent de relire l'œuvre depuis les possibles voies qu'elle a en partie contribué à frayer. Une photo de famille prise lors d'un rassemblement imaginaire, dont tous les membres sont loin de se connaître entre eux, mais ont ce lointain ancêtre intellectuel en commun.

2. Pannwitz, Ziegler, Keyserling: trois excentriques d'une époque désorientée

Dans un coin de la photo sont trois étranges énergumènes, qui n'ont véritablement rien de commun entre eux. Ce sont des excentriques, plus ou moins autodidactes, dotés chacun d'une ambition intellectuelle servie par une idiosyncrasie très marquée par l'époque. À des degrés divers, leurs pas croisèrent ceux de Simmel et ils contribuent aussi à la transformation de certains de ses thèmes. Les extravagances politico-culturelles qu'ils illustrent et qui les mettent dans les parages d'un conservatisme à rebours de leur époque sont en revanche propres à chacune de ces figures.

Rudolf Pannwitz¹² (1881-1969) eut le plus d'intimité avec Simmel car il fut à partir de la rentrée 1903 précepteur de son fils Hans, avec lequel il lisait Homère et Sophocle. Comme il habitait lui aussi Westend, c'était une solution pratique. Il préférait d'ailleurs les lectures littéraires aux exercices de langue. Impressionné par Nietzsche et Stefan George, il avait fondé une revue nommée < Charon > et prévoyait d'y publier les premiers pas poétiques de son élève, mais Simmel lui demandera de considérer cela

12 Sur Pannwitz, voir László V. Szabó, *Renascimentum europaeum: Studien zu Rudolf Pannwitz*, Berlin 2015 ; Alfred Guth, *Rudolf Pannwitz. Un européen, penseur et poète allemand en quête de totalité, 1881-1969*. Paris 1973 ; il existe une thèse française, Marie-Odile Thirouin, *L'Idée d'Europe de Rudolf Pannwitz. L'Autriche et la Bohême comme modèles culturels européens*, Grenoble 1997 ; ead., *Que faire des nations en Europe ? Réflexions sur la question des nationalismes à partir de l'œuvre européenne de R. Pannwitz*, dans : *Études germaniques* 64, 2009, p. 375-384 ; Gabriella Rovagnati (éd.), « der geist ist der könig der elemente ». *Der Dichter und Philosoph Rudolf Pannwitz*, Overath 2006. Pour se faire une idée de la production de Rudolf Pannwitz, voir en particulier Ulrich von Bülow, *Im >Pannwitz-Bunker<*, ibid., p. 225-236.

comme des «épreuves d'artiste» et de ne rien en faire ... Déjà tendant à la prolixité, Pannwitz prépara une réponse en 14 pages, sans doute pas envoyée. La correspondance indique qu'en 1911, les Simmel ainsi que Gertrud Kantorowicz soutenaient financièrement Pannwitz installé à Oberau, en Bavière. Nous apprenons dans les souvenirs de Pannwitz que, pour préserver sa liberté, Simmel, qui avait consacré quelques pages à réfléchir sur l'argent, s'interdit par une procédure judiciaire particulière de pouvoir profiter du capital dont il eut l'héritage. En 1913, le couple Simmel le remercie de l'envoi de ses «Tragédies dionysiaques» que Simmel avoue ne pas encore avoir eu le temps de regarder. En 1917 en revanche, alors qu'il a lui-même écrit sur la crise et la tragédie de la culture, il remercie Pannwitz de l'envoi de son livre le plus notable, sa <Crise de la culture européenne>, ¹³ paru en 1917, écrit dans un style moderniste dont la ponctuation est réduite à l'essentiel, ce qui en rend la lecture parfois déroutante.¹⁴ Cette vision continuiste rêvait de faire de l'Autriche et de la Bohême des modèles européens. Elle devait séduire Hugo von Hofmannsthal avec qui il entretiendra en ces années une correspondance serrée. Elle demeurait cependant éloignée des réalités politiques de l'après-guerre. Son idée de surmontement de la crise européenne était en tout cas peu réaliste, la posture prophétique qu'il adoptait, comme la distance observée par rapport au monde académique, ont contribué à son isolement. Sa vision d'une Europe au-delà des nations promet une rédemption culturelle des excès matérialistes. L'Europe se régénérerait par les «slaves» (<Der Geist der Tschechen>, 1919) ou les Allemands (<Die deutsche Idee Europa>, 1931). L'Angleterre tenait une place importante aussi dans son écrit sur la crise européenne. Mais le cours de ses pensées est difficile à suivre en raison de «son éloignement croissant du mode argumentatif».¹⁵ Dans une curieuse <Esquisse des fondements de ma culture 1888-1906> écrite en 1921, il dit de Simmel : «Je le remercie de ce qu'il était lui-même. [...] il m'a magnifiquement ouvert à la psyché moderne [...] peut-être ai-je plus reçu de lui que je ne peux l'admettre depuis que je le tiens pour le corrupteur (*verderber*) de toute une génération.»¹⁶ Déjà dans son monde, il démissionna dès 1933 de l'Académie des arts où il avait été élu peu auparavant, ne cautionnant pas directement le nouveau régime. À partir de 1921 (et jusqu'en

13 Son ouvrage principal est l'essai sur l'Europe, <Die Krisis der europäischen Kultur>, Nuremberg 1917, qui impressionna Hofmannsthal (voir aussi leur correspondance, Briefwechsel 1907-1926, éd. par G. Schuster, Francfort sur le Main 1993; pour le contexte intellectuel : Christoph König, Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen, Göttingen 2001).

14 Les œuvres de Simmel sont citées d'après l'édition complète en 24 volumes publiée aux éditions Suhrkamp (Francfort-sur-le-Main puis Berlin) sous la direction d'Othein Rammstedt (GSG). La correspondance Pannwitz-Simmel se trouve dans les GSG 22-23. Quelques souvenirs dans : R. Pannwitz, Was ich Nietzsche und George danke, Florence, p. 92 sq., et surtout les <Erinnerungen an Georg Simmel> de 1956 publiées par Kurt Gassen et Michael Landmann dans le <Buch des Dankes an Georg Simmel> (comme note 5), p. 230-240.

15 Une étude sur les étrangetés de l'écriture pannwitzienne : Rüdiger Görner, >roast-beef humanität< und andere >engländereien<. Eine Einlassung über Rudolf Pannwitz' exzentrischen Kulturvergleich, dans : KulturPoetik 16, 2, 2016, p. 195-204.

16 Rudolf Pannwitz, Grundriß einer Geschichte meiner Kultur 1888-1906, Ratisbonne 1921, p. 33.

1948), il se retira sur l'île dalmate de Koločep, vécut en ermite et consacra ses énergies à l'accomplissement d'une œuvre immense et polyforme, en grande partie restée inédite : Épopées, poèmes, proses, romans, pièces de théâtre, drames, essais politiques, littéraires ou pédagogiques ... Il écrit désormais pour lui-même, indifférent du public comme celui-ci l'est de lui. Ses papiers déposés aux Archives littéraires allemandes de Marbach dans 334 cartons remplissent plusieurs pièces.¹⁷ Ulrich von Bülow les compare à un « bunker ». ¹⁸ Dans les années 1980, certains auteurs comme Wolfgang Welsch lui reconnurent la paternité du concept de « postmoderne » alors en vogue, variation chez lui de thèmes nietzschéens comme le surhomme et le dernier homme, réponse à la pathologie nihiliste de la modernité. L'homme « postmoderne » est comme un « mollusque encroûté » ...¹⁹

Leopold Ziegler (1881-1958), inspiré très tôt par la « Philosophie de l'inconscient » de Eduard von Hartmann, fit une carrière d'essayiste conservateur, préoccupé par le déclin des valeurs et aux aguets devant toutes les manifestations de la modernité. Il a composé en étant encore en *Oberprima* une « Métaphysique du tragique », publiée en 1902 à Leipzig qui a marqué Lukács et Benjamin, puis « L'essence de la culture »²⁰ (1903), qui culmine dans une synthèse des pensées de Hartmann et de Gobineau. S'il passa son doctorat en 1905 à Iéna avec Eucken sur le « rationalisme occidental et l'éros », il ne put soutenir son habilitation comme il l'envisageait à Fribourg en raison d'un différend avec Rickert. De ce moment il mena une vie de polygraphe indépendant, installé à partir des années 1920 à Überlingen. Il publia des études sur la pensée de Hartmann, nombre d'ouvrages typiques de leur temps comme « Le Buddha éternel »²¹ (1922) ou « Das Heilige Reich der Deutschen » (2 vol., 1925). Son œuvre principale, « Avatars de la divinité »²² (1920), une histoire culturelle de l'idée de Dieu en Europe, a été parfois comparée aux œuvres contemporaines de Spengler, Keyserling ou René Guénon. Il représente parfaitement la mouvance parfois désignée du terme inapproprié de « Révolution conservatrice », proche des frères Jünger, avec un arrière-fond plus religieux chez lui. Il fut lié comme Pannwitz à Hermann Hesse. Proche du mouvement très conservateur et pessimiste, vivant à l'écart des institutions une vie d'intellectuel indépendant du côté de Karlsruhe, Ziegler a connu un regain d'intérêt dans les milieux néoconservateurs de l'Allemagne. Mark Jongen, présenté souvent comme le « philosophe de l'Afd », s'inspire abondamment de lui.²³

17 Les papiers de Pannwitz sont entreposés aux archives littéraires de Marbach (DLA) en 334 cartons et 133 fichiers. On les trouve sous la cote Jb. IV 572; XXIII 642; GuB 67.

18 Voir note 12.

19 Une étude sur l'apparition du motif « postmoderne » : Marc-Olivier Schuster, « Rudolf Pannwitz' Kulturphilosophische Verwendung des Begriffs » Postmodern < », dans : Archiv f. Begriffsgeschichte 47, 2005, p. 191-213. Le terme apparaît au § 34 de « Die Krisis der europäischen Kultur » (comme note 13), p. 64.

20 Leopold Ziegler, *Das Wesen der Kultur*, Leipzig 1903.

21 Leopold Ziegler, *Der ewige Buddha. Ein Tempelschriftwerk in vier Unterweisungen*, Darmstadt 1922.

22 Leopold Ziegler, *Gestaltwandel der Götter*, Berlin 1920.

23 Pour l'inspiration lointaine du parti AfD, voir Thomas Assheuer, *Aufräumen im Miststall der Demokratie*, dans : *Die Zeit*, 28 septembre 2017.

Ziegler a contribué par deux longues études au premier numéro de la revue <Logos> qui défendait une approche pluraliste et internationale de la philosophie de la culture sous l'égide des néokantiens du Sud-Ouest notamment.²⁴ Ce sont deux études d'esthétique, l'une qui plaide, en suivant Konrad Fiedler, pour une prise en compte de la différence des arts et des modes de perception qui leur sont liés; l'autre, <Wagner. La tyrannie de l'œuvre d'art totale>, qui réfute, conformément aux positions exprimées dans le premier texte, la volonté de réunir les arts différents en un seul. Ces deux textes s'inscrivent dans le débat sur les arts et ne sont pas représentatifs des visées idéologiques de leur auteur. C'est avec de tels sujets que les contacts avec les Badois pouvaient avoir lieu. Ses rapports à Simmel n'excèdent pas quelques rencontres courtoises, dans un réseau incluant avant-guerre le dramaturge Paul Ernst et Georg von Lukács, avant sa mue révolutionnaire. Dans une lettre à Paul Ernst (19.1.1918), Ziegler évoque encore « deux lettres pleines de chaleur » de Lukács, alors même que leurs voies se séparent radicalement, Ziegler exécrant le spartakisme et considérant en 1918 la « déspiritualisation de l'Europe comme achevée » alors que Lukács allait rejoindre le gouvernement de Béla Kun en 1919, devenant pour 4 mois commissaire du peuple à l'éducation.²⁵

Hermann von Keyserling²⁶ (1880-1946) avait tout d'un excentrique, géant polyglotte, baron balte jusqu'à la caricature. Né en Estonie, il étudia la géologie à Genève, Dorpat (Tartu) puis Heidelberg. Sa fortune ne lui imposant pas de rechercher une position académique, il vécut en intellectuel itinérant. Il demeura ainsi quatre ans à Paris (1903-1906) puis à Berlin jusqu'en 1908, menant une vie de savant et d'intellectuel mondain, animé d'un feu sacré, intrigant. En 1911, il se lança dans un voyage autour du monde dont il rapporta le >Journal de voyage d'un philosophe<²⁷ (1919), qui fut un grand succès. Ces considérations sur les sages du monde ouvraient la voie à son « École de la sagesse » <Le chemin de l'accomplissement>²⁸ qu'il fonda à Darmstadt,

- 24 Dans <Logos> (1910/11): Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur, p. 95-124 et Wagner. Die Tyrannie des Gesamtkunstwerks, p. 371-404; pour le contexte voir Elke Uhl, Zum Hintergrund des Logos. Leopold Zieglers Kulturbegriff (dans le recueil inédit de matériaux préparatoires aux journées <La philosophie européenne de la culture et le projet Logos de 1910>, Leipzig, 11-14 mai 1994).
- 25 Leopold Ziegler a correspondu avec Paul Ernst, Ernst Benz, Ernst et Friedrich Georg Jünger, Martin Heidegger entre autres. Dans ses lettres à Ernst, il insiste sur la différence de leurs conceptions du tragique, lui-même insistant sur la Faute tragique, Ernst rejetant celle-ci pour une approche plus esthétique. Ziegler s'inspirait de Hartmann et se reconnaît après coup une proximité avec les conceptions du tragique de Hebbel, voir Leopold Ziegler, Briefe 1901-1958, Munich 1963; Timo Kölling, Leopold Ziegler. Eine Schlüsselfigur im Umkreis des Denkens von E. Jünger und F. G. Jünger, Würzburg 2009 (notamment pour <Le travailleur> de E. Jünger, qui se référerait autant à Ziegler qu'à Heidegger).
- 26 Parmi les anciennes présentations, je m'appuie sur Maurice Boucher, La philosophie de Hermann Keyserling, Paris 1927; Hugo Dyserinck: Graf Hermann Keyserling und Frankreich. Ein Kapitel deutsch-französischer Geistesbeziehungen im 20. Jahrhundert, Bonn 1970; Jean-Paul Boyer, Hermann von Keyserling. Le personnage et l'œuvre, Lille 1979.
- 27 Hermann von Keyserling, Das Reisetagebuch eines Philosophen, 2. Bde, Darmstadt 1920 (Journal de voyage d'un philosophe, 1927).
- 28 Hermann von Keyserling, Schöpferische Erkenntnis, Darmstadt 1922, où il présente l'École de sagesse et son programme.

ouverte grâce à un mécénat (il avait entre-temps perdu sa fortune). « C'est la première école où l'on ait songé à donner un enseignement sans contenu. Toutes les doctrines y sont admises, toutes les conceptions et les croyances. »²⁹ commente Maurice Boucher. Y furent accueillis entre 1920 et 1944 des esprits aussi divers que Rabindranath Tagore, Thomas Mann, Riccarda Huch, le biologiste Hans Driesch, Otto Flake, le spécialiste du judaïsme Leo Baeck, l'africaniste Leo Frobenius, le sinologue Richard Wilhelm, le mythologue Karl Kerényi, le philosophe Max Scheler ou les psychanalystes Alfred Adler, Georg Groddeck, Carl Gustav Jung.

La particularité de cet esprit est qu'il prend son départ dans les sciences de la terre et de la vie, puis dans une critique de la philosophie qui s'appuie sur l'intuitionnisme bergsonien mais respecte les canons de la discipline. Bergson lui-même modéra sa présentation lors du congrès philosophique international de 1911 à Bologne où il prononça une conférence sur « l'objet réel de la métaphysique » qui fut publiée dans la <Revue de métaphysique et de morale>. Il lui avait écrit en recevant le texte : « Ou je me trompe beaucoup, ou la lecture de ce travail fera sensation au Congrès. Vous définissez la philosophie telle qu'elle doit être, telle qu'elle sera sûrement un jour. »³⁰ Non dénué de mondanité, le comte Keyserling fréquenta Montesquiou, Bergson, Gide, Du Bos, Sellières, Valéry (qui préfaça imprudemment un de ses ouvrages en 1933). Il publia lui aussi deux articles dans <Logos>,³¹ en 1910 et 1912, insistant sur la critique du langage et des catégories, suggérant que la voie d'accès à la réalité passait par l'intuition, non par les systèmes, et que par conséquent le pluralisme des méthode de recherche était de mise. Il plaçait dès le premier article sur les « systèmes psychologiques » la poésie au-dessus de la philosophie dans la mesure où les poètes ne sont pas contraints par une terminologie fixe. Ainsi, les spiritualités du monde entier, les sagesse premières de l'Orient ou des présocratiques lui paraissaient promettre une vision de la « réalité nue » que les concepts obstrueraient. Le projet débouche sur une métaphilosophie, réconciliant sagesse et pensée, Orient et Occident. En ce sens, Keyserling a cherché à dépasser le constat de crise du monde moderne ; sa critique de la philosophie entend rapporter celle-ci à une forme de conduite qui, de manière œcuménique, récapitule les sagesse du monde. Le geste du Voyage autour du monde (qui en fait un Nicolas Bouvier grandiloquent avant la lettre) illustre le projet d'un dépassement des théories en vue de refonder l'unité de la science et de la sagesse. Avec ce livre et son succès, « Il eut son Hégire et se sentit prophète ». ³² Son Ecole de Darmstadt l'intronisait en curiosité mondaine, entre les Entretiens de Pontigny et la secte Moon ...

Comme il le rappelle dans une esquisse autobiographique, il n'a pas gardé une empreinte profonde de Simmel : « à partir de 1906, j'étais ami de Simmel, puis en 1910 de Bergson, mais à tous deux je dois moins qu'aux nombreux politiciens, artistes

29 Boucher (note 26), p. 246.

30 Lettre du 5 avril 1911, dans : Henri Bergson, Correspondances, éd. par A. Robinet, Paris 2002, p. 407.

31 Voir Hermann von Keyserling, Zur Psychologie der Systeme, dans : Logos 1, 3, 1910/1911, p. 405-414 et le même, Das Wesen der Intuition und ihre Rolle in der Philosophie, Logos 3, 3, 1912, p. 59-79.

32 Boucher (note 26), p. 10.

et surtout aux femmes que je fréquentais dans ces années de formation». ³³ Cependant, ils entretenirent une correspondance sur une douzaine d'année, soudain intensifiée en 1918. ³⁴ Simmel lui envoie ainsi en 1908 sa < Philosophie de l'argent > en lui donnant une méthode de lecture (sauter le chapitre 2, trop technique, commencer par le dernier, puis reprendre le premier chapitre ...) et évoque l'importance de Bergson pour sortir du cercle des présuppositions philosophiques où le sujet comme un écureuil dans sa roue, semble s'enfermer (31.10.1908). En 1918, c'est à la fois l'idée de l'Allemagne et le suicide de l'Europe qui fait l'objet de plusieurs lettres, dont celle du 18 mai 1918 est plus pessimiste que les écrits afférents : ³⁵ il suggère que l'idée d'Europe comme réalisation intemporelle pourrait bien avoir fait son temps. Les dernières lettres, peu avant sa mort, sont dictées : il corrige les épreuves de son « testament » philosophique, les < Méditations sur la vie >, et salue de ses dernières forces ses amis, le couple Weber et le Comte Keyserling.

Ces trois personnages étranges ont croisé Simmel sans entretenir avec lui de relations décisives ni être autrement marqué par sa pensée. Pas vraiment des « enfants », à cet égard. Ils illustrent cependant un monde étrange, « new age » avant la lettre, où l'on tirait de la crise illustrée par la guerre mondiale des conclusions variées de renouvellement. Ces trois personnages ont évolué hors des sphères académiques, dans une sorte d'interdisciplinarité sans discipline. Les affinités avec des écrivains, de Hugo von Hofmannsthal à Hermann Hesse ou Ernst Jünger, sont significative de ces tentatives pour chercher d'autres voies, une issue spirituelle ou religieuse pour sortir de la civilisation rationnelle ou au moins rédimmer celle-ci. Les historiens des religions, psychanalystes, philosophes ou mages auto-proclamés pouvaient ainsi se côtoyer comme en cette « École de la sagesse » de Darmstadt, ou plus tard les rencontres du cercle Eranos à Ascona. Simmel pouvait avoir de la curiosité pour ce qui échappait aux canons académiques, mais il resta cependant jusqu'au bout attaché à l'Université comme milieu de recherche commune et d'échange, quand même celle-ci lui menait la vie dure.

(Prof. Dr. Denis Thouard, Centre Georg Simmel, 54, Bd. Raspail, 75006 Paris, Frankreich; E-Mail: dthouard@ehess.fr)

33 Hermann von Keyserling, Selbstdarstellung, dans : Philosophen der Gegenwart in Selbstdarstellung, Bd. 3, éd. par Raymund Schmidt, Leipzig 1923, p. 109.

34 Avant de figurer dans les volumes GSG 22-23, la correspondance avec Keyserling a été publiée par Michael Landmann dans : Georg Simmel, Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse (1968), réédité par Klaus Christian Köhnke, Francfort sur le Main 1987, p. 235-253.

35 Hermann von Keyserling, Psychanalyse de l'Amérique (America set free, London 1930), tr. Paris 1930 ; le même, Analyse spectrale de l'Europe (Das Spektrum Europa, Heidelberg 1928), Paris 1930 ; le même, Südamerikanische Meditationen (Méditations sud-américaines, tr. Albert Béguin, Paris 1932), Stuttgart 1932.

Gerhard Schuster

»Die Actualisierung einer geistigen Beziehung, von der Sie nichts wussten«. 1938: Ernst Robert Curtius dankt Rudolf Borchardt¹

für Bettina Finckh-Gass

Rechtzeitig zum Antritt eines halbjährigen Aufenthaltes als Austauschstudent an der ›Scuola Normale Superiore‹ in Pisa erhält Karl Eugen Gass (1912-1944),² der Lieblingsschüler des in Bonn lehrenden Romanisten Ernst Robert Curtius, von seinem akademischen Lehrer am 17. September 1937 die Empfehlung: »Lesen Sie auch den Essai von Rudolf Borchardt über die ›Villa‹, der viele gelehrte Wälzer aufwiegt.³ Von Borchardt gibt es auch einen sehr schönen Aufsatz über Pisa, allerdings unter anderem Titel, den ich zur Zeit nicht mehr finde.⁴ Der Aufsatz ist 1929 oder früher in der

- 1 Zitate aus Werken und Briefen Rudolf Borchardts folgen mit Bandsiglen den Editionen: Gesammelte Werke, hg. von Marie Luise Borchardt u. a., Stuttgart 1955-1990, Gesammelte Briefe, hg. von Gerhard Schuster u. a., München 1994 ff., Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe, veranstaltet von Heribert Tenschert, hg. vom Rudolf Borchardt Archiv, Hamburg 2018 ff. – Zu danken ist für Unterstützung, Hinweise und Genehmigungen: Patrick Baumann (Heidelberg), Philipp-Lukas Bohr (Universitäts- und Landesbibliothek Bonn), Ricarda Dick (Literatur- und Kunstinstitut / Werner Kraft-Archiv Hombroich), Jan Eike Dunkhase (Berlin), Gunilla Eschenbach (DLA Marbach), Bettina Finckh-Gass (Gundelfingen), Walter Gsottschneider (Königstein/Ts.), Frank-Rutger Hausmann (Wasenweiler a. K.), Yoann Ivry (Fondation Bodmer Cologny), Rudi Kienzle (Marbach am Neckar), Golo Maurer (Bibliotheca Hertziana Rom), Gwendolyn Mertz-Jork (Berlin), Johannes Saltzwedel (Hamburg) und Lorenz Wesemann (DLA Marbach).
- 2 Karl Eugen Gass, Pisaner Tagebuch. Aufzeichnungen / Briefe. Aus dem Nachlaß eines Frühvollendeten, hg. und mit einem Nachwort versehen von Paul Egon Hübinger, Heidelberg 1961. – Zur Person vgl. Frank-Rutger Hausmann, Meister, Schüler und Meisterschüler. Ernst Robert Curtius (1886-1956) und Karl Eugen Gass (1912-1944), in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 31, 2007, H. 3/4, S. 407-436. – Zuletzt Golo Maurer, Heimreisen. Goethe, Italien und die Suche der Deutschen nach sich selbst, Hamburg 2021, S. 372-384. – Vgl. die zeitgenössische Darstellung von Mario Salmi und Francesco Arnaldi, Il Palazzo e la Piazza dei Cavalieri – La Scuola Normale Superiore di Pisa, Bologna 1932.
- 3 Rudolf Borchardt, Villa, in: Frankfurter Zeitung, Jg. 51, Nr. 16 und Nr. 17 vom 15. und 16. Februar 1907, als Privatdruck Leipzig: Insel-Verlag 1908. Ernst Robert Curtius bezieht sich auf den Wiederabdruck in Rudolf Borchardts ›Schriften‹, Bd. ›Prosa I‹, Berlin 1920, S. 5-44. Ein Hinweis als Fußnote zu einem Passus über »Romanisches Wesen« in seinem Feuilleton ›Deutsch-romantische Glossen‹ vom 11. Juli 1923: »Das schönste und gehaltvollste über diese Dinge hat Rudolf Borchardt in ›Villa‹ gesagt. (Jetzt neu erschienen in den Gesammelten Schriften.)«, in: Ernst Robert Curtius, Goethe, Thomas Mann und Italien. Beiträge in der ›Luxemburger Zeitung‹ (1922-1925), Bonn 1988, S. 62-66, hier S. 66.
- 4 Rudolf Borchardt, Mittelalterliche Kunstwissenschaft. Arnaut Daniel und Giovanni Pisano als Schöpfer der modernen Seelenform Europas, in: Neue Schweizer Rundschau 21, 1928, H. 8, S. 564-580; in: Borchardt/Prosa III 1960, S. 71-92. Demnach bleibt sowohl Ernst Robert Curtius wie Gass der 1932 als Auftragsarbeit für Martin Hürlimann entstandene Essay ›Pisa und seine Landschaft‹ unbekannt, der Anstoß für die zwischen Juli und September 1932 niedergeschriebene Monographie ›Pisa. Ein Versuch‹, in: Atlantis 6, 1934, H. 1, S. 28-39; ebd., S. 101-114; vgl. Anm. 37.

Neuen Schweizer Rundschau erschienen.«⁵ Ernst Robert Curtius ist ›Das Gespräch über Formen‹ mit dem emphatischen Vorwurf: »Ja, wen kümmert es, welcher Deutsche liest Vergil?« seit dem Erscheinungsjahr 1905 ebenso vertraut⁶ wie der Essay ›Villa‹ seit dem Privatdruck von 1908. Auch wenn die zunächst enge geistige Bindung an Stefan George viele seiner frühen Urteile lenken und begrenzen mag,⁷ fällt doch Borchardts Name selbst im Briefwechsel mit Friedrich Gundolf nicht ohne Widerspruch zur vereinfachten Gesamtablehnung des ›Kreises‹. Bei Gelegenheit der Rezension Gundolfs zur ›Rede über Hofmannsthal‹ von 1907 im ›Jahrbuch für die geistige Bewegung‹ spekuliert Curtius zwar über die »Quelle für Borchardts Literaturbetrachtung« und begeistert sich für den »Meister« rückhaltlos – »George ist jetzt der wichtigste Mann in Deutschland« –, bleibt aber doch neugierig »auf die Form von Borchardts Rache«.⁸ Und der Polemiker Gundolf muss sich fragen lassen: »Woher in aller Welt wissen Sie übrigens, dass der Jargon seiner Danteübersetzung Judendeutsch, und zwar russisches ist? Ich hätte auf schulfuchserisches mittelhochdeutsch geraten (oder mittelneuhochdeutsch?). Gewundert habe ich mich darüber dass Sie Borchardts Kritik des 7. Ring ganz ignorieren. Als wir im Januar zusammen waren, dachten Sie ganz anders darüber. Ich finde es fast schade, denn viele nicht ganz urteilsfeste Gemüter werden an dem Aufsatz noch Anstoss nehmen.«⁹ Im Frühjahr 1911

- 5 Ernst Robert Curtius, Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl, hg. und komm. von Frank-Rutger Hausmann, Baden-Baden 2015, S. 374f. – Die Korrespondenz zwischen Ernst Robert Curtius und Gass liegt im Curtius-Nachlass der ULB Bonn; erhalten sind 50 Briefe von Ernst Robert Curtius und 15 Briefe von Gass. Aufgenommen in Curtius/Briefe sind nur acht Briefe an Gass: Nr. 153 (28.12.1933), Nr. 192 (21.11.1936), Nr. 202 (17.9.1937), Nr. 207 (16.4.1938), Nr. 228 (29.5.1942), Nr. 237 (25.5.1943), Nr. 242 (30.6.1944), Nr. 243 (18.7.1944). Hausmann (Anm. 2) bietet vier Briefe von Gass an Ernst Robert Curtius: 20.10-1.11.1942, Februar 1943, 24.4.1943 (ebd., S. 422-431) und 31.12.1943 (ebd., S. 420 Anm. 39). Die italienische Ausgabe: Ernst Robert Curtius und Karl Eugen Gass, *Carteggio e altri scritti*, hg. von Stefano Chemelli und Mauro Buffa, Lavis/Trentino 2009 enthält die überlieferten Briefe in Übersetzung. Vgl. Anm. 66.
- 6 Rudolf Borchardt, Das Gespräch über Formen und Platons Lysis Deutsch, Leipzig 1905, in: Borchardt/Prosa 2002, S. 7-52, hier S. 20; die Übersetzung nach Platons Dialog in: Borchardt/Übertragungen 1959, S. 149-181.
- 7 Vgl. Jeffrey D. Todd, Die Stimme, die nie verklingt. Ernst Robert Curtius' abgebrochenes und fortwährendes Verhältnis zum George-Kreis, in: Wissenschaftler im George-Kreis. Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft, hg. von Bernhard Böschstein u. a., Berlin/New York 2005, S. 195-208.
- 8 Ernst Robert Curtius an Friedrich Gundolf, 22. Februar 1910, in: Friedrich Gundolf, Briefwechsel mit Herbert Steiner und Ernst Robert Curtius, eingeleitet und hg. von Lothar Helbing und Claus Victor Bock, Amsterdam 1963, S. 146f. – Mit Bezug auf Gundolfs Sammelbesprechung ›Das Bild Georges‹ in: Jahrbuch für die geistige Bewegung 1, 1910, S. 19-48, darin S. 33 die Fußnote: »Seine eigne Produktion ist angewandte philologie: zusammensetzung vorgefundener sprachelemente: wähle er nun den gräzisierung, den biblischen oder den neuesten Ton, oder wie bei seiner Übertragung der Divina Commedia, das stationäre Deutsch der russischen Juden.«
- 9 Ernst Robert Curtius an Friedrich Gundolf, 17. März 1910, in: Gundolf/Curtius (Anm. 8), S. 152f. – Mit Bezug auf die Rezension ›Stefan Georges ›Siebenter Ring‹‹, in: Hesperus. Ein Jahrbuch, hg. von Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt, Leipzig 1909, S. 49-82; in: Borchardt/Prosa I 2002, S. 68-104.

räumt Curtius sogar ein: »Neulich fiel mir Borchardts ›Intermezzo‹ in die Hände. Welch ohnmächtiges Schimpfen. Aber ein sonorer Stil.«¹⁰ Beschleunigt wird sein langsames Abrücken von erstarrter Dogmatik durch die Lektüre der Reden ›Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr‹ vom 5. Dezember 1914 und ›Der Krieg und die deutsche Verantwortung‹ vom 21. Februar 1916.¹¹ Ein nur der Wissenschaft verpflichteter Gelehrter distanziert sich, indem er den »Schmus Georgischer Art« erkennt,¹² zunehmend von dessen auch studentischen Adepten im Seminarbetrieb. Kritische Betrachtung tritt an die Stelle vorbehaltloser Zustimmung.¹³ Es ist der mit Borchardt eng befreundete Otto Braun (1897-1918),¹⁴ der 1917 in Berlin hofft, eine Begegnung beider herbeizuführen.¹⁵

Mit der dichten Folge von Veröffentlichungen Borchardts seit 1919 erweitert sich die Perspektive. 1920 liegt der Band ›Prosa I‹ mit dem Aufsatz ›Villa‹ vor, den Curtius seinen Studenten als Lektüre empfiehlt. Die beiden ersten Teile der ›Divina Comedia‹ im Verlag der Bremer Presse und gleichzeitig das Erscheinen der ›Vita Nova‹-Übersetzung samt den zugehörigen ›Epilegomena‹ innerhalb von ›Rudolf Borchardts Schriften‹ (Berlin: Ernst Rowohlt 1923) rücken ihm den Dante-Forscher ins Blickfeld.¹⁶ Die Auswahl der ›Grossen Trobadors‹ (nach der Sammlung von Erhard Lommatzsch) und ihr ›Nachwort‹ verweisen 1925 auf Friedrich Christian Diez (1794-1876), den Begründer der Romanistik in Bonn.¹⁷

10 Ernst Robert Curtius an Friedrich Gundolf, Frühjahr 1911, in: Gundolf/Curtius (Anm. 8), S. 188 f. – Mit Bezug auf Rudolf Borchardts ›Intermezzo‹, in: Süddeutsche Monatshefte 7, 1910, H. 12, S. 694-716; in: Borchardt/Prosa I 2002, S. 105-138.

11 Erschienen in Heidelberg bei Richard Weissbach 1915 bzw. in Berlin bei S. Fischer 1916; in: Borchardt/Prosa V 1979.

12 Ernst Robert Curtius und Max Rychner, Freundesbriefe 1922-1955, in Zusammenarbeit mit Claudia Mertz-Rychner hg. und komm. von Frank-Rutger Hausmann, Frankfurt am Main 2015, S. 553.

13 Vgl. Ernst Robert Curtius an Max Rychner, 28. Dezember 1951, in: ebd., S. 684, aus Anlass von Robert Boehringer, Mein Bild von Stefan George, München/Düsseldorf 1951.

14 Curtius/Briefe (Anm. 5), S. 106, 125, 127.

15 Vgl. Anm. 38.

16 Ernst Robert Curtius wird die publizistische Debatte um Alfred Bassermanns Zuschreibung des Versromans ›Il Fiore‹ an Dante nicht entgangen sein, der auch Rudolf Borchardts Beitrag ›Moderne Dante-Unterschiebungen‹ entgegentritt, in: Neue Zürcher Zeitung Jg. 147, Nr. 861, 30. Mai 1926; in: Borchardt/Prosa I 2003, S. 372-382.

17 Provenzalisches Liederbuch. Lieder der Troubadors mit einer Auswahl biographischer Zeugnisse, Nachdichtungen und Singweisen zusammengestellt von Erhard Lommatzsch, Berlin 1917. – Rudolf Borchardt, Die großen Trobadors, München 1925; die Gedichte in: Borchardt/Übertragungen 1958, S. 211-264, das ›Nachwort‹ in: Borchardt/Prosa II 1959, S. 342-353. – Noch in: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter [ELLMMA], Bern 1948, ist S. 104 f. in Anm. 2 zu Kapitel 5: ›Topik §7 Verkehrte Welt‹ hervorgehoben: »Rudolf Borchardt, der Arnaut am tiefsten erfaßt hat (Neue Schweizer Rundschau, Juli 1928) würdigt seine Adynata als ›Erfindung der leidenschaftlichen Widersinne‹ (Die großen Trobadors, 1924, 50).«

In Pisa trifft Karl Eugen Gass unter seinen Mitstipendiaten nicht nur auf Heinrich Hönißswald (1915-2003),¹⁸ den Sohn des im April 1933 zwangsermeritierten Münchner Philosophieprofessors Richard Hönißswald, sondern er lernt auch Joachim (»Jochen«) Stenzel (1915-1992) kennen, einen Sohn des Kieler Altphilologen Julius Stenzel. Auch dessen Vater ist bereits seines Amtes enthoben; zusammen mit Richard Harder versuchte er im Vergil-Jahr 1930, Borchardt einen Ehrendoktor der Kieler Philosophischen Fakultät zu verleihen – ein Vorhaben, von dem Michael Landmann, jüngster Sohn der George-Freunde Julius und Edith Landmann, noch 1976 freimütig eingesteht: »Meine Eltern wußten das zu verhindern.«¹⁹ Aus väterlichem Besitz bringt Jochen Stenzel die Gesamtausgabe des »Dante deutsch« (München/Berlin: Bremer Presse bzw. Ernst Rowohlt 1930)²⁰ nach Pisa und arrangiert schon vorher, für Sonntag den 19. Dezember 1937 um 10 Uhr, die erste Verabredung im (heute nicht mehr bestehenden) Stammcafé Borchardts, dem »Bazzel« an der Piazza Garibaldi:

Den Höhepunkt und den Abschluß dieser Gesprächsreihe bildete ein Besuch Rudolf Borchardts, der von seiner Villa bei Lucca nach Pisa gekommen war. Ich kannte ihn als einen Geist von universaler Bildung, als einen erstaunlichen Übersetzer und faszinierenden Schriftsteller, ich wußte um seine genaue Kenntnis der provenzalischen Literatur, hatte von der Einführung in die »Vita Nuova« einen starken Eindruck empfangen, hatte, ein Jahr ists jetzt her, H. [Hönißswald] die Übersetzung englischer Lyriker geschenkt²¹ und dort die erste lebendige Bekanntschaft mit Shelley und Byron gemacht. Der Essay über die italienische Villa war in jenem Sommer, in dem Curtius über die italienische Literatur zu lesen begann,²² meine Einführung in das italienische Leben gewesen. Immer wieder hatte ich in

- 18 Vgl. die Nachweise in Karl Eugen Gass, *Diario Pisano 1937-1938*. Traduzione di Giovanna Cermelli. Note al testo e bibliografia di Marlis Ingenmey. Con testimonianze di Antonio D'Andrea, Antonio Russi, Joachim Stenzel. Introduzione di Marianello Marianelli, Pisa 1989. Darin unter der Überschrift »Una borsa di studio« auch eine Würdigung von Gass aus italienischer Sicht S. VII-XXXIX und die Erinnerung von Joachim Stenzel S. 243 f.
- 19 Zitiert in einer Gesprächsaufzeichnung von Werner Kraft im Tagebuch, Jerusalem 18. Juni 1976 (Literatur- und Kunstinstitut Hombroich/Werner Kraft-Archiv). Vgl. Anm. 72.
- 20 So Karl Eugen Gass an Rudolf Borchardt, 24. Januar 1938: »Gestern kam Stenzel aus Deutschland zurück und brachte im Koffer Ihre Danteübertragung mit [»Dante. Deutsch von Rudolf Borchardt«, München/Berlin 1930, darin S. 465-523: »Nachwort. Konrad Burdach zum siebzigsten Geburtstag«], heute lich er sie mir aus, und mit einer gewissen Scheu schreib ichs nieder, der erstmalige Blick auf Ihr Werk und die leidenschaftliche Lektüre Ihres Nachwortes lassen mich endlich die Scheu überwinden, Ihnen zu schreiben.« (Nachlass Borchardt, DLA Marbach) – Die Übersetzung in Borchardt/Dantes *Comedia deutsch 1967*, das »Nachwort | Konrad Burdach zum siebzigsten Geburtstage« unter dem postumen Titel »Epilegomena zu Dante II: Divina Comedia« in: Borchardt/Prosa 1959, S. 472-531.
- 21 *Englische Dichter, Deutsch von Rudolf Borchardt*, Wien 1936, enthält 21 Übertragungen nach Byron, Shelley, Keats, Landor, Browning, Rossetti und Swinburne; in: Borchardt/Gedichte II/Übertragungen II 1985.
- 22 Mit Bezug auf das dreistündige Kolleg »Geschichte der italienischen Literatur« im Sommersemester 1934, in: Heinrich Lausberg, Ernst Robert Curtius (1886-1956), aus dem Nachlass hg. von Arnolf Arens, Stuttgart 1993, S. 160-182, S. 156 Nr. 10.

den Anthologien geblättert, der über den ›Deutschen in der Landschaft‹ und den ›Reden‹, stets dort mir Unbekanntes und wirklich Bedeutendes gefunden und stets meine Freude an den meisterhaften knappen Charakteristiken der Autoren gehabt.²³

Borchardts Aufmerksamkeit für diese Pisaner Stipendiatengruppe – neben Stenzel und Gass sind es Hermann Ellwanger (Jg. 1912), Walter Ferrari (1914-1940) und zeitweise der »Lettore« Paul Oskar Kristeller (1905-1999) – konzentriert sich bald allein auf Karl Eugen Gass. Seine Aufzeichnungen dokumentieren für die Folgewochen Zusammenkünfte bis in den März 1938:

Das Gedächtnis Borchardts war erstaunlich, er wußte alle Stellen, die er benötigte, auswendig. Das Gespräch nahm eine andere Wendung, als wir von Curtius sprachen, den er wenig kannte, und auf Hofmiller kamen, von dem er eine prächtige Charakteristik gab, ihn den »einzigsten Kritiker von Rasse in Deutschland« nennend. Von den andern Kennern des Französischen gab er eine sehr witzige Kennzeichnung Voßlers, dabei nie nur kritisch, sondern aner kennend. Von der französischen Literatur selbst sprechend, zeigte er eine souveräne Verachtung der modernen Literatur, etwa Prousts und Gides, und ließ sie mit Vigny, den er aufs höchste pries, endigen – Ausnahme: Baudelaire.²⁴

Solche Sottisen über die französische Literatur – angeblich eine »Literatur zweiten Ranges« – überliefert Werner Kraft bereits aus dem Sommer 1927;²⁵ sie gehören zu Borchardts im Gespräch gern geübten Provokations-Repertoire. Keine der Publikationen von Curtius, sofern er sie überhaupt indirekt wahrnimmt, kann damals freilich sein Interesse finden: der ›Balzac‹ (Bonn: Cohen 1923) so wenig wie ›Französischer Geist im neuen Europa‹ (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925) oder ›Die französische Kultur. Eine Einführung‹ (ebd. 1930). Selbst eine so auflagenstarke Streitschrift wie ›Deutscher Geist in Gefahr‹ (ebd. 1932 und 1933) bleibt unerwähnt; Publikationen sind in Borchardts (nur teilweise rekonstruierbarem) Bücherbesitz nicht nachzuweisen.²⁶ In seiner ungenauen Wahrnehmung gehört Curtius – bekanntermaßen ein Enkel des geschätzten Altertumswissenschaftlers Ernst Curtius (1814-1896)²⁷ – vermutlich zu den von Stefan George imprägnierten Gelehrtenzirkeln, also zur ›Pseudonostischen Geschichtsschreibung‹ eines Friedrich Wolters, Ernst

23 Gass (Anm. 2), S. 93. – Mit Bezug auf Rudolf Borchardts Anthologien ›Deutsche Denkreten‹ mit dem ›Index | Biographisch‹ im Anhang, München 1925; in: Borchardt/SW XVI, ›Der Deutsche in der Landschaft‹, ebd. 1928 vorgesehen für Borchardt/SW XVIII.

24 Gass (Anm. 2), S. 94.

25 Werner Kraft, Spiegelung der Jugend, Frankfurt am Main 1973, S. 118.

26 Vgl. Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 298. – Eine Verzeichnung der erhaltenen, verschollenen und rekonstruierbaren Titel im Rudolf Borchardt-Archiv.

27 Der Verleger Willy Wiegand hat für die Beiträge von Ernst Curtius in Rudolf Borchardts Anthologien ›Deutsche Denkreten‹ (1925) und ›Der Deutsche in der Landschaft‹ (1928) Abdruckrechte einzuholen.

Kantorowicz, Ernst Bertram oder Wilhelm Stein. Seine pauschale Geringschätzung, etwa am Beispiel des Göttinger Studienfreundes Heinrich Goesch (1880-1930), bedient sich der Terminologie eines leidenschaftlichen Gärtners:

[...] er war ganz gesund, wunderbar geschickt, aber, um es mit einer botanischen Metapher zu sagen, er war die sterile Mutation einer reichtragenden Pflanze, in dem Sinne, dass nicht das männliche an ihm steril war – typische Fälle Rilke, Dauthendey, auf geistigem Gebiete E. R. Curtius, Modelle pathologischer Empfänglichkeit die zum Tode führt, – sondern das weibliche.²⁸

Es ist dann ab 1925 der Redakteur Max Rychner, der sich um beide Autoren als Beiträger seiner ›Neuen Schweizer Rundschau‹ bemüht, mündlich mit kursierendem Anekdotenklatsch nicht spart und den mit ihm befreundeten Curtius auffordert, sich doch über Borchardt zu äußern. Die Reaktion ist bezeichnend: »Den Prosaisten Borchardt bewundere ich aufs höchste, vor dem Menschen wird man allgemein gewarnt. Etwas über ihn zu schreiben, fehlt mir leider völlig die Zeit.«²⁹ So bleibt es bei zufälligen Nachbarschaften, als Konstellation gipfelnd im Gedenkheft für Hugo von Hofmannsthal im August 1929.³⁰ Gelegentlich gehört haben mag Curtius über Borchardt durch gemeinsame Bekannte, zunächst in Marburg (1920-1924), bis 1929 in Heidelberg und danach in Bonn: von Friedrich Wolters und Hans Heinrich Schaeder, Ludwig Curtius mit seiner Frau Edith geb. Wyneken (gesch. von Fransecky), ganz gewiss von Heinrich und Christiane Zimmer.

Karl Eugen Gass dagegen bemüht sich in seinen Gesprächen mit Borchardt nicht nur um behutsame Klarstellungen zur Gelehrtenpersönlichkeit und den Arbeitsfeldern seines verehrten Lehrers; er begreift auch sofort, wie viele Interessen, von der

28 Rudolf Borchardt an Paul Fechter, 12. Juni 1930, in: Borchardt/Briefe 1924-1930, S. 465.

29 Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 61. Nach dieser Absage veröffentlicht Max Rychner in der Neuen Schweizer Rundschau 18, 1925, H. 18 einen Vorabdruck von Rudolf Borchardts ›Nachwort‹ zu seiner Ausgabe von Hartman von Aues ›Der arme Heinrich‹, München 1925. Ernst Robert Curtius an Rychner, 21. November 1925: »Das letzte Heft von W&L ist übrigens sehr schön & reich – Borchardt, Gide, Worringer, Rychner: eine gewählte Gesellschaft. Zu schade für eine territorial begrenzte Ausstrahlungsmöglichkeit.«, in: Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 89. Mit Bezug auf Beiträge von André Gide: ›Die Falschmünzer‹ und Wilhelm Worringer: ›Carlo Carràs Pinie am Meer‹. – Max Rychner korrespondiert mit Rudolf Borchardt seit 1925; vgl. Gerhard Schuster: »... aus dem Augenpunkte der Gegenwart.« Ein Briefentwurf Rudolf Borchardts an Max Rychner über Georg Gottfried Gervinus, in: Marbacher Arbeitskreis für Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 4, 1992, S. 23-28. Seine Publikationen über Rudolf Borchardt verzeichnet Werner Siebert, Max Rychner. Bibliographie, Bern 1986; vgl. hier die ›Erinnerung an Rudolf Borchardt‹ von 1946 in: Aufsätze zur Literatur, Zürich 1966, S. 497-512.

30 Ernst Robert Curtius, Wesenszüge der französischen Kultur, und Rudolf Borchardt, Vom Sinn der Autobiographie, in: Neue Schweizer Rundschau 20, 1927, H. 11, S. 1017-1038 bzw. S. 1058-1061, und Ernst Robert Curtius, Charles Du Bos, neben Rudolf Borchardt, Der Hausbesuch [Schluß], in: Neue Schweizer Rundschau 21, 1929, H. 6, S. 430-433 bzw. S. 441-459. – Wiederabdruck beider Texte in der von Leonhard M. Fiedler hg. Sammlung: Hugo von Hofmannsthal. Worte des Gedenkens. Nachrufe aus dem Todesjahr 1929, Heidelberg 1969.

Antike bis zum Mittelalter, von Vergil bis zu Dante und provenzalischer Troubadorlyrik, sie beide unabhängig voneinander schon seit langem teilen – und er berichtet seinem Lehrer darüber.³¹ Bereits für den 19. Dezember 1937 – es ist die Fortführung der Begegnung vom Vormittag, jetzt im Kreis der Mitstipendiaten – notiert er:

Später sprachen wir von dem neuen Buch Borchardts über Pisa, das demnächst in der ›Corona‹ erscheinen wird. Borchardt hat eine leidenschaftliche Verehrung für Pisa, wo er als junger Student die entscheidenden Anregungen für seine literarischen Studien empfangen hat. Von dieser Zeit erzählte er sehr warm. In Pisa scheinen ihm viel bedeutungsvoller als in dem jüngeren Florenz alle Fäden des mittelalterlichen Europa zusammenzulaufen, und dies hat er in dem Versuch über Pisa darzustellen versucht: es soll ein Beispiel für jene Forschungsweise sein, die er heraufzuführen wünscht, eine allgemeine Kunde vom Mittelalter, eine Mantelwissenschaft, wie es die Altertumswissenschaft für die Antike darstellt.³²

Beeindruckt von so viel stets präsentem Wissen, das dem soeben bei Curtius über den monarchistischen Spätaufklärer Antoine de Rivarol (1753-1801) Promovierten bei künftigen Forschungsabsichten über Petrarca und Guittone d'Arezzo zugutekommen kann, bittet Karl Eugen Gass am 24. Januar 1938 Borchardt um einen Besuch in seiner Villa Bernardini in Saltocchio – für den Fahrradfahrer eine Tour von knapp 30 Kilometern, die Strada Statale 12 über San Giuliano Terme vorbei am Grenzkastell Nozzano und um Lucca herum östlich in Richtung Ponte a Moriano:

Sehen Sie es bitte mir nach und halten Sie es der Atmosphäre von Pisa zu gute, daß ich erst hier diesen deutschen Dante kennen lerne. Was ich schon nach dem ersten Gespräch mit Ihnen wußte, ist mir nun zur Gewißheit geworden: Ihr

31 Bezeichnend eine Antwort auf (nicht erhaltene) Berichte am 4. März 1938: »Sie haben offenbar dank Ihrer glücklichen Natur gleich Contact gefunden mit dem genius loci & all seinen Erscheinungsformen. Ich bin sehr froh darüber. Die Verpflanzung nach Pisa ist ein machtvolles Stimulans für Ihre menschliche & wftliche Entwicklung. [...] Machen Sie sich nur klar, was Ihnen da geschenkt wird und geniessen Sie es bewusst.« (Nachlass Curtius, ULB Bonn)

32 Gass (Anm. 2), S. 93. – Der Begriff der »Mantelwissenschaft« fällt in Weiterführung des Vortrags ›Mittelalterliche Altertumswissenschaft‹ von 1927 (vgl. Anm. 4) erneut im ›Nachwort‹ zur Gesamtausgabe ›Dante Comedia‹ 1930, in: Borchardt/Prosa II 1959, S. 495. – Noch in einem Brief an seine Frau Ilse Gass geb. Riemenschneider (1914-2003) vom 29. Mai 1943 spielt Gass an auf Gespräche mit Rudolf Borchardt im Zusammenhang mit der Lektüre von Jacob Burckhardts ›Griechischer Kulturgeschichte‹: »Und wie es für die Antike die Archäologie als Gesamtwissenschaft ist, so müßte es auch für das Mittelalter eine umfassende Mantelwissenschaft geben, durch die wir diese Zeit der Ursprünge und des produktivsten Lebens in ihrer Gesamtheit erforschen. Einzelwissen besitzen wir unendliches, aber ein Gesamtbild im kulturgeschichtlichen Sinne ist noch keineswegs unser geistiger Besitz. Curtius' Forschungen werden hierfür wegweisend sein, und ich bin leidenschaftlich gespannt, welche Form sein geplantes Buch [Curtius/ELLM (Anm. 17)] annehmen wird.«, in: Gass (Anm. 2), S. 306. – Auf die »Mantelwissenschaft« der klassischen Philologie verweist Rudolf Borchardts ›Grundriss zu Epilegomena zu Homeros und Homer‹ von 1944 am Beispiel von Otfried Müller und seiner »Stiftung einer universal gedachten umfassenden Mantelwissenschaft auf Grund der ersten gegründeten Gesamtanschauung des Altertums«, in: Borchardt/Prosa II 1959, S. 85.

Wort und Ihr Rat können für mein Studium des Mittelalters von unschätzbare Bedeutung sein. Ich mag in diesem Brief nicht ausführlich darlegen, auf welchem Weg ich zu den mittelalterlichen Literaturen gelangt bin, auch nicht, welche Wende es für mein Wissen um die literarische Entwicklung darstellte, als ich zum ersten Mal, 1933 in Paris, Dante las, – genug, wenn ich heute nur sage, daß die entscheidende Entfaltung meiner Bildung begann, als ich einsah – wie im Mittelalter die provenzalische, französische, italienische, deutsche Literatur, – die Kenntnis der englischen fehlt mir bis heute –, aufeinander zugeordnet sind und in einem gemeinsamen Verhältnis zur antiken Tradition stehen.

Der Schluss des Briefes bezieht bereits beide Mentoren als eine doppelte Herme aufeinander: »Bisher hat allein Curtius als Lehrer mich zu diesem mittelalterlichen Humanismus geführt, heute hoffe ich, Ihnen eine neue Initiation verdanken zu dürfen.«³³

Es ist dieser auch für Borchardts Gewohnheiten ungewöhnlich intensive Austausch (im Tagebuch berichtet Gass ausführlich darüber), der wiederum ihn veranlasst, sich ein halbes Jahr später, zu Ende September 1938, mit einem (nicht ermittelten) Brief an den ihm persönlich unbekanntem akademischen Lehrer dieses ganz offenkundig gern gesehene Gastes zu wenden und ihm ein Buch anzukündigen, dessen Niederschrift zu seinen ältesten Plänen zählt – seit 1904.³⁴ Wenige Tage danach trifft die Monographie »Pisa. Ein Versuch« aus Zürich in Bonn ein, übersandt von Herbert Steiner. Auf einer als Briefbeilage erwähnten (nicht überlieferten) Empfängerliste Borchardts muss demnach auch Ernst Robert Curtius gestanden haben.³⁵ Und dieser reagiert sofort, unmittelbar nach seiner Lektüre:

- 33 Nachlass Borchardt, DLA Marbach. – Geschildert werden Besuche in der Villa Bernardini in Saltocchio bei Lucca zusammen mit anderen Stipendiaten unter dem Datum 13. Februar 1938, in: Gass (Anm. 2), S. 156-159, ein Besuch »Allein in Saltocchio« mit Übernachtung unter dem Datum 6. März 1938 (ebd., S. 173-178) und ein letzter nach dem »Anschluß« Österreichs am 23. März 1938 (ebd., S. 186-191). – Auf eine indirekte Kenntnisnahme der Dante-Studien von Ernst Robert Curtius deutet Rudolf Borchardts Bemerkung in seinem Aufsatzentwurf »Zum Attentätertum in der Literarkritik« vom Januar 1938 (?), wonach »die sachverständigen Kenner, die diese durch meinen Dante naturgemäß in Fluß gekommenen Fragen wirklich in der Diskussion formuliert haben, Vossler und Curtius für die romanischen, Burdach für die deutschen Probleme, Schuchhardt für die allgemeine Sprachwissenschaft, andere für mittelalterliche Geschichte, allerdings diejenigen sind für die sie die Welt kennt, wissende und kritikgewohnte Meister, denen kein geschichtliches Problem ihrer Gebiete verschlossen ist.«, in: Borchardt/Prosa VI 1990, S. 368 f.
- 34 Unmittelbar nach Empfang bittet Ernst Robert Curtius am 20. September 1938 um Verifizierung der offenbar unleserlichen Absenderadresse Saltocchio bei Lucca: »Lieber Gass! Ich habe eben einen interessanten Brief von Borchardt bekommen & möchte ihm antworten, kann aber die Adresse nicht entziffern. Bitte teilen Sie sie mir mit.« (Nachlass Curtius, ULB Bonn) Rudolf Borchardts Brief an Ernst Robert Curtius ist ebensowenig erhalten wie das übersandte Exemplar von »Pisa. Ein Versuch« im dort verwahren Teil seiner Bibliothek. Deren Überlieferungsgeschichte nach 1956 bleibt zu ermitteln. Vgl. Anm. 77.
- 35 Borchardt/Briefe 1935-1945, S. 306 f. – Auch Karl Eugen Gass erhält ein Exemplar; vgl. Anm. 64.

Wonne im Herzen und ohne den Bissen im Munde, – das alte *φεύγοντα διώκειν* (*sec, s'il te fuig*) um des Charakters willen (*Gran son dan fai qui se meteus afolo*), um der Ewigkeit willen, – die Verwerfung des gemeinmittelalterlichen Lenzdienstes mit Lenzgedanken und den Lenzblümlein um die immergrüne unlieblich starre Härte: Lorbeer und Wacholder (*e m' di que flors noil semble de viola, ans per s'amor sia laurs o genebres*); und all dies die schneidende Rüge des Erbarmungslosen Ich gegen das Leidende Ich – *e tu coartz*, «Du Feigling». – So darf er seine Einzigkeit proklamieren, mit schroffem Herausarbeiten ihrer maßbrechenden, im Übermaß waltenden Funktion: *sols sui qui sai lo sobrafan quem* sortz Al cor d'amor sofren per sobramar!* Sechsmal zischt das S durch die zusammengepreßten Zähne.

Auch wenn man davon absieht, daß diese denkwürdige Gestalt, ihr Vorgang und ihr Tun bereits im Todes Schatten der französischen Henkertat an der Provence steht, und daß Gründe für ihr Versagen in der Heimat auch aus dem Geistigen hinausweisen, in die Schrecken und Nachschrecken der Albigenserkriege hinein: so führt doch nicht nur die Zertrümmerung ihrer landschaftlichen Tradition, – es führen alle aus ihrer literarischen und Textüberlieferung, aus der folgenden Urteilsschablone und den schablonenhaften Stilkopien, der Text- und der Wirkungsgeschichte, fließenden Schlüsse – auf die hier nicht eingegangen werden kann – mit so zwingender Übereinstimmung, daß von einer überlieferten Tatsache gesprochen werden kann, auf den gleichen Punkt: die Poesie Arnaut Daniels ist von der * so ist die schlechte Überlieferung zu lesen

*Die Lyrik
Drama des
paradoxen
Individuums*

*Ihre
Epochen-
wirkung
auf Italien*

Eine Seite aus Borchardts Pisa-Monographie
mit dem von Curtius erkannten Kallimachos-Zitat.

[Gedruckter Briefkopf:
PROFESSOR E. R. CURTIUS
BONN
HANS-SCHEMM-STRASSE 18]³⁶

13. Oct. 1938

Sehr verehrter Herr Borchardt

Durch Ihren Brief und die gütige Übersendung Ihres Buches³⁷ haben Sie etwas Seltsames bewirkt: die Actualisierung einer geistigen Beziehung, von der Sie nichts wussten und nichts wissen konnten. Denn Sie schrieben einem Menschen, der seit 30 Jahren Ihre Bücher liest, liebt, bewundert, überdenkt: der Ihnen also wertvollstes zu danken hat und so jetzt auf Ihre Geste hin tun darf, tun muss. Diesen mit der eigenen Lebensbewegung verwachsenen Ertrag von Decennien zu inventarisieren und rechnungsmässig zu specificiren, ist in diesem Augenblick weder möglich noch nötig. Aber das Gesagte mag Ihnen erklären, warum Ihr Brief und Ihr Buch in mir eine vielstimmige und über den eigentlichen Anlass weit hinausgehende Resonanz fanden. Es muss im Winter 1917 gewesen sein, daß Otto Braun mich mit Ihnen zusammenführen wollte, was dann an Äusserlichkeiten scheiterte.³⁸ All das, was in diesem heute nur noch von wenigen bewahrten Namen beschlossen ist, mag als Omen über der nun hergestellten Beziehung stehen.

Ich habe Ihr Buch in gesammelter Stille und in einem Atem gelesen. Es hat eine einzigartige und einsame Grösse und einen Reichtum innerer Perspectives, vor denen alle Lobworte versagen. Sie haben eine monumentale historische Construction errichtet und die Fundamente so gelegt, dass nichts mehr den Bau wird erschüttern können. Ihr Werk über-

- 36 Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Briefkopf, 4 Blatt, beidseitig beschrieben (Nachlass Borchardt, DLA Marbach, Neuzugang 2023). – Die Joachimstraße, 1896 gewidmet dem berühmten jüdischen Violinisten und (seit 1906) Ehrenbürger der Stadt Bonn, Joseph Joachim (1831-1907), wird 1935 bis 1945 benannt nach dem bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommenen Gauleiter der >Bayerischen Ostmark< Hans Schemm (1891-1935). Ernst Robert Curtius bewohnt die Erdgeschosßwohnung des im Krieg 1944 teilweise »durchgeblasenen«, aber bis heute erhaltenen Hauses mit dem Garten von November 1929 bis zu seinem Tod, in: Curtius/Rychner (Anm 12), S. 346.
- 37 Der Band >Pisa. Ein Versuch< erscheint zum 1. Oktober 1938, die ersten Exemplare vergibt bzw. verschickt Rudolf Borchardt am 4. Oktober 1938. Vgl. an Herbert Steiner 1. Oktober 1938 mit (nicht erhaltener) Versendungsliste, ein Nachtrag von Anfang Oktober 1938 erwähnt den (damals dem Hg. unbekannt) Brief von Ernst Robert Curtius, wäre also auf ca. Mitte Oktober umzudatieren (Borchardt/Briefe 1936-1945, S. 306-308). – Der Abdruck in Borchardt/Prosa III 1960, S. 115-234 erlaubt sich textkritische Freiheiten. Hilfreich ist ein Stellenkommentar in der von Manfredo Roncioni besorgten Übersetzung >Pisa solitudine di un impero<, mit Einleitung und Anmerkungen von Marianello Marianelli und Emilio Tolaini, Pisa 1965; 2. Aufl. 1977.
- 38 Ernst Robert Curtius rezensiert den von Julie Vogelstein hg. Band: Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten, Berlin 1920, in: Westdeutsche Wochenschrift 2, H. 12, 19. März 1920, S. 161-165, und schreibt André Gide am 12. Februar 1922: »Was Sie für Otto Braun getan haben, hat mich sehr bewegt.«, in: Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 125; vgl. Claude Foucart, André Gide et Otto Braun: la vertu de l'héroïsme guerrier, in: Galerie. Revue culturelle et pédagogique 13, 1995, H. 2, S. 251-262. – Peter Sprengels Zusammenstellung >Kriegsdienst, >Lippendienst< und Verantwortung. Rudolf Borchardt, Heinrich und Otto Braun 1915-1918< lässt die Verbindung zu Ernst Robert Curtius unerwähnt, in: Hofmannsthal. Jahrbuch zur europäischen Moderne 22, 2014, S. 205-257.

zeugt mich als Denkleistung ebenso sehr wie als schauende Evocation und als Werk eines einzigartigen *fabbro del parlar materno*.³⁹ Es bewegt und beschäftigt mich auf die mannigfaltigste Weise, persönliches und sachliches gleichermaßen betreffend. Gewiss ist es eine persönliche Idiosynkrasie, dass Florenz meinen Instincten von je conträr war;⁴⁰ während die ligurische Küste mich mit einem Schauer der ἀνάμνησις berührte. Ihr Buch setzt für mich diese Privatangelegenheit in einen höheren Bezug. Aber von allem Persönlichen abgesehen: Ihre Darlegungen über Römisches und Italienisches,⁴¹ über Germanen und Antike, über den Triangel Pisa – Provence – Dante, über den »Krampf« Arnauts, über das vulgare aulicum sind für mich zwingend. Ihr Buch ist als geschichtliche Tat zugleich revolutionierend und restaurierend – im Sinn von Hofmannsthals Münchener Rede.⁴²

Eine Ihrer Wegweisungen, die mir schon seit vielen Jahren (zum ersten Mal im Nachwort Ihres Dante) bedeutsam geworden ist, war die Forderung einer *ma. Altertumswissenschaft*. Der rapide Verfall der Germanistik und der Romanistik in allen Ländern – zusammenhängend mit dem, was Fraenkel einmal »die Bildungskatastrophe des 19. Jhs.« genannt hat⁴³ – macht die Constitution einer solchen Disciplin unmöglich. Die geistige Verlotterung breitet sich in diesen Philologien wie eine Pestilenz aus; nicht erst seit heute oder gestern. Dennoch hoffe ich, daß einige Ihre Stimme hören mögen. Im Ganzen ist die Lage hoffnungslos.⁴⁴ Denn wer keine antiken Quellen mehr zu lesen und zu verstehen

39 Zitiert aus »Purgatorio« XXVI 116-118, wo Dante im Zwiegespräch mit dem Bologneser Lyriker Guido Guinizelli (ca. 1230-1276) den ihnen gemeinsamen Lehrmeister des provenzalischen »trobar clus«, Arnaut Daniel (um 1150-um 1200/1210), charakterisiert: »O frate«, disse, »questi ch'io ti cerno | Col ditto«, e addito uno spirto innanzi, | Fu miglior fabbro del parlar materno.« In der Übertragung Rudolf Borchardts: »Ah bruder«, sprach er, »den ich dir bedeute | mit fingern –« und er zeigte wers da wäre, | »war bessr ein schmied der mundart seiner leute«.«, in: Borchardt/Dantes Comedia Deutsch 1967, S. 282.

40 Während das »Rom-Erlebnis« als »Leitstern meines Forschens und Sinnens« seit 1912 viele Selbstzeugnisse hervorheben, gelten nur zählbare Aufenthalte Orten wie Sestri Levante oder Pisa (1912), Venedig (1924) und Florenz (1925), in: Curtius/Gundolf (Anm. 8), S. 205 f., Curtius/Briefe (Anm. 5), S. 323, 458. Aby Warburg bzw. Gertrud Bing gegenüber statuiert Ernst Robert Curtius im Februar 1931 eine seit 1912 bestehende »Abneigung gegen das tiftelig-zierliche Quattrocento«, in: Kosmopolis der Wissenschaft. E. R. Curtius und das Warburg Institute. Briefe und andere Dokumente, hg. von Dieter Wuttke, Baden-Baden 1989, S. 39.

41 Die aufgereihten Stichworte sind eine freie Rekapitulation des Lektüreindrucks. Sie folgen weder den Marginalien der Erstausgabe, die der Neudruck in Borchardt/Prosa III 1960 aus typographischen Gründen im Textteil tilgt und in den Anhang S. 497-503 verweist, noch orientieren sie sich an der Abfolge der Themen im Text.

42 Mit Bezug auf den Schlusspassus in Hugo von Hofmannsthals Münchener Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« vom 10. Januar 1927, in: Sämtliche Werke XXXV. Reden und Aufsätze 4, hg. von Jutta Rissmann, Ellen Ritter†, Mathias Mayer und Katja Kaluga, Frankfurt am Main 2022, S. 309-323.

43 Eine Wendung aus Eduard Fraenkels (1888-1970) Vortrag »Lucan als Mittler des antiken Pathos«, wonach Lucan »bis zu der Bildungskatastrophe des 19. Jahrhunderts ein viel gelesener und stark wirkender Repräsentant römischer Poesie seit mehreren Generationen zum mindesten in Deutschland vollständig in den Schatten getreten ist«, in: Vorträge der Bibliothek Warburg 1924/25, hg. von Fritz Saxl, Leipzig/Berlin 1927, S. 229-257, hier S. 229. Zitiert wird aus dem Vortrag auch in Curtius/ELLMA (Anm. 17), S. 69.

44 Frank-Rutger Hausmann fasst solche seit 1925 nachweisbaren Äußerungen zusammen: »Curtius be-

*vermag, dem fehlt auch die unerlässliche Voraussetzung für das Verständnis des MA's. Wieviele unter Ihren Lesern werden den citierten, aber nicht genannten Kallimachos erkennen?*⁴⁵

Ich kann heute nicht schliessen; nur abbrechen .. und Ihnen danken für eine geistige Freude, die mich noch lange erheben wird.

Ihr aufrichtig ergebener ER Curtius

Glaubhaft klingender Dank für »Wegweisungen« im Laufe von »Decennien«, ein Bekenntnis zu einer »Denkleistung« im Geiste Hofmannsthals und die verblüffend offene Bitterkeit angesichts der »Pestilenz« eines »geistigen verlotternden« Wissenschaftsbetriebs – so viel Zuwendung einem Fremden gegenüber erklärt sich wohl nur aus dem eigenen Selbstgespräch. Der Briefschreiber ist – mit einer Wendung aus Borchardts »Nachwort« – seinerseits damit beschäftigt, »eine Summe wie diese, wenn sie endlich gezogen wird, ganz aus freier Hand zu ziehen«,⁴⁶ und auch er will dabei verbrieftete Aufteilungsgrenzen seines Fachs überschreiten. Was Curtius, der sich seit 1933 zunehmend akademisch isoliert sieht, als künftiger Autor einer Großdarstellung wie »Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter« gerade an Borchardts »Pisa« faszinieren muss, ist der Mut zur »monumentalen historischen Construction«, wie sie gleichzeitig bei ihm selbst eine erste Kontur gewinnt. Denn hier wird, auf wesentlich kleinerem Grundriss, eben jener Anspruch erfüllt, den das eigene Vorhaben zunächst mit Einzelstudien erhebt, die zwischen 1938 und 1944 in der »Zeitschrift für romanische Philologie« und den »Romanischen Forschungen« als Bruchstücke einer großen Konzeption erscheinen, verknüpft durch den übergreifenden Zyklustitel »Mittelalter-Studien I-XXIV«.⁴⁷ Auch der stilistische Gestus des »Pisa«-Buchs, von Curtius dantisch als »fabbro del parlar materno« gekennzeichnet und, wie immer bei Borchardt, ohne Rücksichtnahme auf Überforderungen beim Leser gesetzt, entspricht dem eigenen Wunsch nach den Darstellungsmitteln einer befreienden »Individualwissenschaft«,⁴⁸ zu der sich Curtius 1946 in seinem ursprünglich vorgesehenen »Vorwort« zu »Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter« als das »Erfühlen geistiger Werte« bekennt: »geleitet durch Reichtum und Fülle

zeichnete die Germanistik insgesamt als verlottert, die Romanistik als einen Augiasstall, den er ausmisten müsse.«, in: Hausmann (Anm. 2), S. 412.

45 Mit Bezug auf Kallimachos, Epigr. 31, 5. In der Erstausgabe von 1938, S. 81 und S. 86; in: Borchardt/Prosa III 1960, S. 176 und ebd., S. 180 mit Erläuterung, S. 505.

46 In der Erstausgabe von 1938, S. 152, datiert 26. Januar 1935; in: Borchardt/Prosa III, S. 496.

47 »Freundesgabe für Ernst Robert Curtius zum 14. April 1956«, [hg. von Max Rychner und Walter Boehlich], Bern 1956, S. 227-229, hier Nrn. 221-[...]245. – Zur Ausrundung von ELLMA (Anm. 17) und die »wunderbare Leidenschaft des Forschens & Findens« seit 1937 vgl. die Zeugnisse in Curtius/Warburg (Anm. 40), S. 116-129, 132, 137, Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 311, Curtius/Briefe (Anm. 5) S. 378, 381, 391, 398, 488.

48 »Der Curtius'sche Schreibstil stellt sich literarischen Ansprüchen. [...] Vielleicht bestehen auch Beziehungen zu R. Borchardt« – vermutet Lausberg/Arens (Anm. 22), S. 54 § 78.

dieser Erlebnisfähigkeit.«⁴⁹ Was Karl Eugen Gass in den Briefen aus Bonn als Grundsatz für die Weiterarbeit am Mittelalter-Werk von Curtius erfährt, gilt als Maxime auch für Rudolf Borchardt: »In jedem bedeutenden Kopf ist eben eine individuelle Anschauung von Geschichte, zusammengewoben aus Tausenden von Erinnerungen, Einfällen, Assoziationen, Kombinationen: nicht übertragbar.«⁵⁰ Und zugleich zeigt der Brief, dass solche Versuche nur unter der Bedingung innerer und äußerer Selbstisolierung gelingen können – für beide Autoren als Voraussetzung ohnehin lebenskonstitutiv und in diesen Jahren eine Sonderform ihrer intellektuellen Emigration. Schon ein verdecktes Zitat nach Kallimachos wird für Curtius zum Geheimzeichen einer Kontinuität, an dem man sich erkennt.

Rudolf Borchardt muss wissen, dass eine Wahrnehmung seines Buches im »Reich« kaum möglich ist, da der Band, bei R. Oldenbourg in München hergestellt, aber im Zürcher »Verlag der Corona« erschienen, nicht mehr in deutsche Buchhandlungen und Bibliotheken gelangen darf. Vom Druckort wandert die Auflage in die Schweiz, wird zwar von dort an Einzelbesteller versandt, aber nur gegen Vorauszahlung auf ein Postscheck-Konto. Dass zwanzig Jahre später noch immer erhebliche Bestände bei Martin Bodmer in Cologny unverkauft lagern, belegt eine Bemerkung Herbert Steiners an Marie Luise Borchardt von 1957: »Wäre es nicht richtig, Klett [als Verlag der postumen Werkausgabe seit 1955] übernehme zu billigem Preis die Auflage von Bodmers »Pisa«? Damit wäre ein gut gedruckter Band fertig für den Markt – statt sinnlos in Genf zu liegen.«⁵¹

Es ist nicht überliefert (und wenig wahrscheinlich), dass Borchardt den Brief von Ernst Robert Curtius abermals beantwortet hätte; aber nutzt er ihn – beeindruckt, bestätigt und geschmeichelt – als Testimonium und nützliche Referenz.⁵² Martin

49 Der Begriff erläutert von Ernst Robert Curtius am 18. Juli 1944 gegenüber Gass: »Was Schuchardt unter Individualwissenschaft verstand, ist einfach die Tatsache, dass der sog. Fortschritt der Wissenschaft auf den Leistungen einzelner überragender Persönlichkeiten beruht. Sind sie gestorben, so hinterlassen sie bestenfalls eine Schule, die aber mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist.« (Nachlass Curtius, ULB Bonn) – Das autobiographisch argumentierende »Vorwort zu einem Buche über das lateinische Mittelalter und die europäischen Literaturen«, in: Die Wandlung 1, 1946, H. 11 (November), S. 969-974, wird in Curtius/ELLMA (Anm. 17), S. [9] durch ein nur halbseitiges »Vorwort« ersetzt, aber aufgenommen in den »Anhang« von Ernst Robert Curtius, Kritische Essays zur europäischen Literatur, 1. Aufl. Bern 1950, S. 429-435 und 2., erw. Aufl. ebd. 1954, S. 438-443; das Zitat ebd. S. 441.

50 Ernst Robert Curtius an Karl Eugen Gass, 18. Juli 1944, in: Curtius/Briefe (Anm. 5), S. 445.

51 Herbert Steiner an Marie Luise Borchardt, 11. November 1957 (Nachlass Borchardt, DLA Marbach). – Vgl. Marlene Rall, Die Zweimonatsschrift »Corona« 1930-1943. Versuch einer Monographie, Tübingen 1972, S. 77 und Reinhard Wittmann, Wissen für die Zukunft. 150 Jahre Oldenbourg Verlag, mit einem Beitrag von Gisela Teistler, unter Mitarbeit von Christoph Haas, München 2008, S. 203-247. Einzelheiten bedürfen einer Recherche anhand der Verlagsregistratur (Bayerisches Wirtschaftsarchiv München).

52 Überliefert ist der maschinenschriftliche Durchschlag einer Teilabschrift, erstellt von Marie Luise Borchardt, ohne Datum und Verfasserangabe (Nachlass Borchardt, DLA Marbach). – Rudolf Borchardt erwähnt den Brief gegenüber Bernard Berenson im Dezember 1940: »Some of the leading authorities in that branch of research, first of all professor Curtius (E. R. Curtius of Bonn Univ^{ty}) – not one of whom I had been previously acquainted with – have been kind enough to inform me spontaneously and

Bodmer, Mäzen der Zeitschrift ›Corona‹ samt ihrer bis 1940 erschienenen 26 Bände der ›Schriften‹-Reihe,⁵³ erhält das Schreiben abschriftlich sofort zur Kenntnis: »Ein Durchschlag, – Brief von Prof. ER Curtius Bonn – geht dem Verlage separat zu. Weitere Äusserungen von Gewicht die an mich gelangen, werden abschriftlich folgen.«⁵⁴ Max Rychner liegt sogar das Original vor:

Inständigen Dank für die Übermittlung Ihres Pisa-Buches, für das ich mich an der Stelle, die mir den Ansatzpunkt für die Einwirkung auf ein paar aufgeschlossene Leser bietet, mit Freude und Überzeugung einsetzen will. Sie legen mir den Brief von Curtius über Ihr Buch bei: hätten Sie bei mir einen Anwalt nötig, so hätten Sie keinen überzeugenderen wählen können als diesen meiner Freunde, mit dem ich im Sommer zusammen war und der mich – die Katastrophe meines Unwissens brach dabei wieder tosend über mich herein – über seine Mittelalterforschungen unterrichtete und auf meine Frage, wer ihm auf diesen Wegen überhaupt zu folgen imstand sei und die Voraussetzungen dafür sich wirklich erarbeitet habe, erklärte (im Regen, unter einem Schirmdach bei Mürren, die Berge nebelverhängt):⁵⁵ ein halbes Dutzend aus der Zunft und dann allerdings einer, der längst im Fluge diese Regionen gewann, Borchardt. Dann kamen wir auf Ihre Rede über Arnaut Daniel und Giovanni Pisano, die ich in versunkenen Zeiten in meiner Revue bringen durfte, und Sie traten zwischen uns in voller Gegenwärtigkeit. [...] Was nun die Einweihung unserer Leser in Ihr Buch betrifft: ich würde entweder Curtius oder Blei bitten, darüber zu schreiben. Da ich überzeugt bin, dass C. es nicht riskieren darf, in einem verbotenen

in very gratifying terms, that they think the linked triad Arnaut Daniel-Pisa-Dante, such as I have worked it out, an irrefutable fact; and that they accept as final my thesis on the Pisan origin of the *Volgare Illustr.*«, in: Borchardt/Briefe 1936-1945, S. 416f. – Offen bleiben muss bei einer Briefbemerkung Rudolf Borchardts gegenüber Hugo Schaefer vom Oktober 1942, ob sie sich nicht doch auf die Kenntnisnahme einer der seit 1938 erscheinenden (als Sonderdrucke ihm zugekommenen?) ›Mittelalter-Studien‹ bezieht, vgl. Rychner/Bochlich (Anm. 47): »Und das muss für Erhaltene und Verlorene ebenso nachgeholt werden wie ich es für die provenzal. Lyrik des Trobar clus, Arnaut, mit dem Erfolge nachgeholt habe, dass heut ER Curtius den Romanisten, die ihre Pflichten von einem Dichter sich weisen lassen müssen, mit gewünschter Grobheit die Wahrheit sagt.«, in: Borchardt/Briefe 1936-1945, S. 524.

- 53 Vgl. die Übersicht bei Rall 1972 (Anm. 51), S. 235.
- 54 Rudolf Borchardt an Herbert Steiner, nach 13. Oktober 1938, in: Borchardt/Briefe 1936-1945, S. 307. – Martin Bodmer an Herbert Steiner, 27. Oktober 1938: »Frau Bdt schrieb dankbar und legte einen wirklich interessanten Brief von Curtius an Bdt. über Pisa bei.« (Nachlass Steiner, DLA Marbach) – Herbert Steiner meldet am 31. März 1939 aus Paris/Pont-Royal-Hotel: »Sehr verehrter Herr Borchardt, | Vielen Dank für den Brief von Curtius der beiliegend zu Ihnen zurückkehrt. | Ich hätte gleich geschrieben, aber Martin Bodmer war seit Wochen in den Bergen. [...]« (Nachlass Borchardt, DLA Marbach)
- 55 Die Schilderung Rychners gilt einem Aufenthalt von Ernst Robert Curtius mit seiner Frau im ›Hotel Regina‹ in Mürren/Berner Oberland; das 1895 eröffnete Haus ist ihm seit Jahren trotz des häufigen Regens ein bewährter »Seelenort«, in: Lausberg/Arens (Anm. 22), S. 119, 185, 187 f.; Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 313, 326, 363, 367, 400.

und verfeimten Blatt zu schreiben, Blei indessen nicht allein dieser Rücksicht ledig ist, sondern auf solche Mitarbeit angewiesen, denke ich in erster Linie an ihn – es sei denn, zwischen Ihnen und ihm wäre schon etwas anderes beschlossen worden.⁵⁶

Die erhoffte Rezension schreibt allerdings Franz Blei, der sich, von Mallorca vertrieben und mit Stationen auf dem Weg in ein Exil, in diesen Wochen als geduldeter Dauergast in Saltocchio aufhält,⁵⁷ so wenig wie Ernst Robert Curtius. Ein anderer aus der Reihe zufälliger Besucher, die von der Familie Borchardt seit 1934 notgedrungen für Erholungswochen als »paying guests« bewirtet werden, bietet sich stattdessen an: der aus Wien gebürtige Franz Golfing (1910-2012), mit dem Borchardt 1936 über dortige Publikationsmöglichkeiten für die Gedichtreihe der »Jamben« und eine Zusammenstellung lyrischer Übersetzungen unter dem Titel »Die fremde Muse« korrespondiert – naturgemäß ohne Ergebnis.⁵⁸ Der Schüler Franz Zinkernagels promoviert 1935 in Basel über »Friedrich Rückert als Lyriker«, aber weder Schröder noch Borchardt, beide genaue Kenner des Rückertschen Werks, können seiner Broschüre etwas abgewinnen, trotz aller darin dem »Ewigen Vorrat deutscher Poesie« entgegengebrachten Begeisterung.⁵⁹ »Wenn Rychner, den Sie aber vorher grundsätzlich anfragen sollten, auf Ihr Rec.-Angebot eingeht«, empfiehlt Borchardt Anfang Februar 1939,

lassen Sie es mich bitte wissen. Sie erhalten dann Abschrift eines Briefs den mir ER Curtius in Bonn, – der heut grösste lebende Kenner auf dem Gebiete der Mittelalatein-Forschung (Mittelalatinistik ist die philologische Grundlage der Mittelalt. Altertumswissenschaft) über das Buch geschrieben hat. Bei der Wirkung die »Pisa«, wie mir allmählich bekannt wird, überall thut wo bei uns wirklich gearbeitet wird – es ist unter meinen wissenschaftlichen Schriften die erste, die sich sofort die allgemeine Aufmerksamkeit erzwungen hat –, und bei dem geringen Relief, das diese Wirkung heut nach aussen haben kann würde mir hier ausnahmsweise

56 Max Rychner an Rudolf Borchardt, 14. November 1938 (Nachlass Borchardt, DLA Marbach). – Ernst Robert Curtius ermahnt Rychner am 8. Oktober 1937 wegen des für deutsche Reichsbürger bestehenden Verbots, ohne ausdrückliche Genehmigung in ausländischen Periodica und Verlagen zu veröffentlichen: »Bitte drucke nichts von mir, es führt nur zu Scherereien.«, in: Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 323.

57 Der Aufenthalt von Franz Blei von Oktober 1938 bis März 1939 wird für die Niederschrift des Romanfragments »Weltpuff Berlin« folgenreich, vgl. Borchardt/SW XIV, S. 846-848.

58 Vgl. die Zeugnisse in Borchardt/Briefe 1931-1935 bzw. Borchardt/Briefe 1936-1945, passim. – Rudolf Borchardts Anthologie »Die fremde Muse« erscheint postum, hg. in Verbindung mit Marie Luise Borchardt und (nominell) Francis Golfing von Ulrich Ott, Stuttgart 1974, eingereicht in: Borchardt/Gedichte II/Übertragungen II 1985.

59 Franz Golfing, Friedrich Rückert als Lyriker. Ein Beitrag zu seiner Würdigung, Wien [Selbstverlag] 1935, 55 Seiten, hier S. 41 f. Erhalten ist ein Exemplar mit der Widmung »Herrn und Frau Rudolf Borchardt | dankbar zugeeignet | D. V.« (Bücherbesitz Borchardt, DLA Marbach) – Vgl. Borchardt/Schröder, Briefwechsel 1919-1945, S. 407.

etwas daran liegen, dass die Rec. den Schwellenpunkt an dem das Buch steht, genau vermerkt.⁶⁰

Leihweise erhält Golffing den Brief im Februar 1939 zur Einsicht, ohne Gedanken daraus bei der Verfertigung seines Artikels für das Feuilleton des Berner ›Bunds‹ einzubeziehen. Der Artikel des »Unglücksvogels« von gerade 88 Druckzeilen, am 13. Februar 1939 dort publiziert und in der Tat ganz »dürftig und zwecklos«, bleibt zu Lebzeiten Borchardts die einzige Besprechung.

Zu diesem Zeitpunkt ist Karl Eugen Gass – und das bis April 1942 – bereits Assistent am (gleichgeschalteten) ›Kaiser-Wilhelm-Institut für Kunst- und Kulturwissenschaft‹ in Rom, der früheren ›Bibliotheca Hertziana‹. Er publiziert Rezensionen zu romanistischen Einzelfragen,⁶¹ forscht über Aspekte der deutschen Romantik⁶² und komponiert eine schmale, von ihm auch übersetzte Anthologie mit Schilderungen italienischer Gegenwartsautoren über einzelnen Regionen ihres Landes, die erkennbar in der Nachfolge von Borchardts Sammlung ›Der Deutsche in der Landschaft‹ von 1928 stehen will, auf ein interpretierendes Nachwort aber verzichtet.⁶³ Mit Borchardt besteht nach dem Abschied am 23. März 1938 keine Verbindung mehr, aber in einem Brief an Ernst Robert Curtius vom Februar 1943, schon aus der Wehrmachtskaserne, heißt es, anknüpfend an einen Urlaubsbesuch des Offiziersanwärters in Bonn:

Borchardt hat öfters mit mir über Petrarca's Beziehungen zu den Provenzalen gesprochen, aber damals fehlte mir noch der Überblick. Ihr Wort über Borchardt ließ mich an all die vielen Gespräche zurückdenken, die ich in dem Pisaner Jahr mit ihm führen durfte u. die für mein Verhältnis zur mittelalterlichen Literatur

60 Borchardt/Briefe 1936-1945, S. 368 f. – Rudolf Borchardt an Max Rychner, 8. Februar 1939: »Ein Unglücksvogel namens Golffing, aus Wien nach London geflüchtet und nach den Staaten unterwegs, hat Ihnen eine Rec. des Pisabuchs geschickt. Ich kenne ihn, er war einige Zeit in meinem Hause, ein lebloser hoffnungsloser Zettelkasten voll Gedächtnisstoff, ohne jedes Volumen und inneres Vermögen, ein Fall. Da er sich aus eigener Machtvollkommenheit auf mich zu berufen pflegt, lege ich fest, dass ich ihm menschlich alles beste wünsche und ihm zu allem lieber helfen würde als zum Schreiben, für das er nichts mitbringt als was man im Laden kauft. Wenn die Rec. gar zu dürftig und zwecklos ist – wie ich vermute – bliebe sie wol besser ungedruckt, und man wartet, bis ein Kenner verfügbar wird.«, in: Borchardt/Briefe 1936-1945, S. 375 – F. G. [Franz Golffing], Rudolf Borchardt: Pisa, in: Der Bund Jg. 90, Nr. 73, 13. Februar 1939, S. 8. Endend mit der Einsicht: »Dies sind nur einige karge Andeutungen von dem Reichtum der Borchardtschen Schrift, die im einzelnen zu reproduzieren oder gar zu kritisieren hier nicht unsere Aufgabe sein kann. Vieles in ihr mag allzu kühn gedacht, allzu scharf geprägt erscheinen; gleichwohl verdient sie die ernsteste Beachtung.«

61 Bibliographische Nachweise in Gass (Anm. 2), S. 421.

62 Eine Abhandlung: Die Idee der Volksdichtung und die Geschichtsphilosophie der Romantik. Zur Interpretation des Briefwechsels zwischen den Brüdern Grimm und Achim von Arnim, Wien 1940.

63 Das Antlitz Italiens, hg. von Karl-Eugen Gass, Essen 1943. Der 224 Seiten starke Band enthält 27 Beiträge von Corrado Alvaro (1895-1956), Giovan Battista Angioletti (1895-1956), Riccardo Bacchelli (1891-1985), Antonio Baldini (1889-1962), Vincenzo Cardarelli (1887-1959), Emilio Cecchi (1884-1966), Umberto Fracchia (1889-1930), Ugo Ojetti (1871-1946) und Aldo Palazzeschi (1885-1974).

sehr wichtig waren. Alles, was er im Nachwort zur Übersetzung der D. C. u. in dem andern zu seiner Trobador-Auswahl u. der Einführung zur Vita Nova ausgeführt hat, wurde mir im Gespräch lebendig, u. dazu in Pisa u. Lucca, den Städten, die der Hintergrund für seine ganze Anschauung sind. Das Pisa-Buch, das er mir noch nach Rom schickte, war gleichsam die Zusammenfassung des sooft Durchgesprochenen.⁶⁴

Im Mai 1943 erhält Ernst Robert Curtius von seinem Schüler ein Typoskript des von ihm geführten ›Pisaner Tagebuchs‹ und stößt darin sowohl auf Passagen, die ihm selbst gelten, als auch auf die protokollierten Gespräche mit Rudolf Borchardt, dessen Wirkung auf Gass erkennbar deutlich neben der seinen steht. Er liest darin »mit grosser Erschütterung – weil ich mich zum ersten Mal, wenn ich so sagen soll, von der ›Nachwelt‹ gespiegelt sah. [...] Hätte ich auch nur geahnt, wie Sie mich sahen & was Sie von mir erwarteten – wie viel mehr hätte ich mich Ihnen gewidmet, wieviel mehr versucht, Ihnen zu geben.«⁶⁵ Noch im Jahr darauf vermerkt Karl Eugen Gass eine präzise Erinnerung an die für ihn wichtige Lektüre der Anthologie ›Deutsche Denkrede‹ (München: Bremer Presse 1926).⁶⁶

Erstmals öffentlich wird Rudolf Borchardt von Curtius zwei Jahre nach dem Tod gewürdigt, in seinem Forschungsbericht ›Neue Dante-Studien‹ von 1947:

Die philologisch und historisch geschulte Danteforschung allein sollte Dantewissenschaft heißen. Ihre Geschichte in Deutschland ist noch nicht geschrieben. Als monumentales Memento sei aber die ›Ehrentafel des deutschen Dantedächtnisses‹ angeführt, die Rudolf Borchardt (1877-1945) seinem ›Dante deutsch‹ (1924) vorsetzt: [folgt der Wortlaut der gedruckten Widmung].⁶⁷ Wir

64 Nachlass Curtius, ULB Bonn; Hausmann (Anm. 2), S. 424-427, die Bemerkung ebd., S. 426. Ernst Robert Curtius' Rezension ›Zur Danteforschung‹ [d. i. Mittelalter-Forschungen XIII], eine negative Kritik von Hugo Friedrichs Buch: Die Rechtsmetaphysik der Göttlichen Komödie. Francesca da Rimini, Frankfurt am Main 1942, lässt Rudolf Borchardt unerwähnt, in: Romanische Forschungen 56, 1942, H. 1/2, S. 3-22. – Von den Büchern Rudolf Borchardts, die Karl Eugen Gass besitzt, ist nur das Exemplar von ›Pisa. Ein Versuch‹ erhalten, darin als Notiz des Empfängers: »Geschenk von R. Borchardt« und der Vermerk: »K. E. Gaß Rom 1938« (Privatbesitz).

65 Ernst Robert Curtius an Karl Eugen Gass, 25. Mai 1943 (Nachlass Curtius, ULB Bonn).

66 Karl Eugen Gass an Ernst Robert Curtius, 1. Februar 1944 (Nachlass Curtius, ULB Bonn). – Vgl. Curtius/Gass (Anm. 5), S. 100-104. – Übersetzungsfehler und Kommentarlücken bzw. -missverständnisse halten sich in dieser Edition die Waage. Als Beispiel der Briefpassus vom 1. Februar 1944 nach der Handschrift: »Manches dazu Stimmende fand ich auch in dem von Kippenberg besorgten Sammelband Deutscher Reden u. Rufe – besonders ist mir die Rede Boeckhs auf das Berliner Universitätsjubiläum erinnerlich. Noch großartiger sind freilich die Reden, die Borchardt vereinigt hat – wie z. B. die von Gervinus auf Schlosser.« Daraus wird: »Parrecchi che concordavano li ho trovati anche nella raccolta di autori e discorsi tedeschi procurata da Kipperberg – mi ricordo specialmente di un discorso di Breckh sul giubileo dell'università di Berlino. Ancor più magnifici sono certamente i discorsi che Borchardt ha raccolto, tra i quali, ad esempio, quello di Gervinus sui castelli.« (S. 102) – Die Edition der ›Deutschen Denkrede‹ in Borchardt/SW XVI.

67 So als Doppelseite vor der Erstausgabe des ›Inferno‹, München 1923, S. [6f.] und wieder vor dem vollständigen Druck, München/Berlin 1930, S. [6f.]; in: Borchardt/Dantes Comedia deutsch 1967, S. [6f.].

dürfen jetzt pietätvoll Borchardts eigenen Namen dieser Ehrentafel anfügen. Seine Danteübersetzung verdient nicht nur als Sprachwerk, sondern auch wegen des bedeutsamen Nachwortes verzeichnet zu werden, in dem das Programm einer ›mittelalterlichen Altertumswissenschaft‹ umrissen wird. Wesentlich ist auch Borchardts ›Einleitung in die Vita Nova‹ (Berlin 1923 u. d. T. ›Rudolf Borchardts Schriften. Epilegomena zu Dante I‹; ein II. Teil ist nicht mehr erschienen). Voßler fand sie ›beachtenswert, ansprechend und geistvoll‹ (›Die göttliche Komödie I‹, 1925, 349).⁶⁸ Zwei Jahrzehnte sind seitdem verflossen und legen uns nahe, die Anerkennung nachdrücklich zu formulieren. Mannigfache Beziehung auf Dante enthält auch Borchardts ›Pisa. Ein Versuch‹ (Zürich 1938).⁶⁹

Auch für die Folgejahre ist eine punktuelle Wahrnehmung Borchardts bezeugt. Max Rychner weist ihn hin auf die beiden poetologisch wichtigen Briefe an Erika Mitterer (1906-2001) vom Frühjahr 1936, eine der ersten postumen Veröffentlichungen gleich 1947: »Borchardt: grossartig und immer schauspielerisch. Stets agiert er einen Poeta, der von seinem vorgestellten Olymp zum laureatus erkoren wurde. Ich frage stets nach dem Vorbild; man muss es wohl bei den Italienern und Engländern suchen (Swinburne?) | Für den Faltenwurf der Prosa ist wohl Cicero mitverantwortlich.« Sofort weiß Curtius Genaueres dazu: »Swinburne ist kaum das Modell von Borchardt, auch nicht Cicero für die Prosa. B's Stil ist asianisch, nettement.«⁷⁰ Gleichzeitig stößt er auf den 1937 bei Gottfried Bermann Fischer in Wien gedruckten Roman ›Vereinigung durch den Feind hindurch‹: »Ich las dieser Tage zum 1. Mal ›Vereinigung durch den Feind hindurch‹. Starker Eindruck. Ich hätte ihm das nie zgetraut.«⁷¹ Ein Radioessay über Vergil für die BBC in London (Reihe: ›Deutscher Dienst‹) entwickelt sich zur Erinnerung an seine eigene frühe Kenntnismahme, wie

68 Karl Vossler, Die göttliche Komödie. Zweite umgearbeitete Auflage, Heidelberg 1925, Bd. 1, S. 349, Kapitel III: ›Die ethisch-politische Entwicklungsgeschichte der göttlichen Komödie‹, Abschnitt: ›6. Dantes Persönlichkeit. | Der mystische Liebhaber‹. Darin S. 349 zur ›Vita Nuova‹: »Was Dante mit dem Büchlein eigentlich gewollt hat, bleibt freilich ein Rätsel. [...] Einen beachtenswerten, ansprechenden und geistvollen Versuch, die ›Vita nuova‹ als eine aus gesellschaftlicher Notlage hervorgegangene Schrift zu erklären, hat Rudolf Borchardt gemacht.« Folgt die Fußnote: »Wenn man den Grundgedanken Borchardts gelten läßt, braucht man darum die zum Teil sehr fraglichen Einzelheiten nicht mitzumachen.«

69 Ernst Robert Curtius, Neue Dante-Studien, darin Abschnitt: I. Danteleser und Danteforscher, in: Romanische Forschungen 60, 1947, S. 237-289; wieder in Ernst Robert Curtius, Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie, Bern/München 1960, S. 305-349, hier S. 308. – Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 421.

70 Max Rychner an Ernst Robert Curtius, 4. Dezember 1947, in: Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 414, mit irrigem Kommentar. – Mit Bezug auf den Beitrag ›Briefe an eine junge Dichterin [Erika Mitterer]‹, in: das silberboot 3, 1947, H. 6, S. 295-302, von Rychner teilweise in seinem Feuilleton nachgedruckt, in: Die Tat, Jg. 13, Nr. 71 vom 13. März 1948, S. 13; in: Borchardt/Briefe 1936-1945, S. 62-65 und S. 108-120. – Ernst Robert Curtius an Max Rychner, 12. Dezember 1947, in: Curtius/Rychner, S. 417.

71 Ebd. Als Exemplar in der Bibliothek von Ernst Robert Curtius (Anm. 77) nicht nachgewiesen. – Die Edition des Romans in Borchardt/SW XIII.

Max Rychner am 29. Mai 1951 während der Vorarbeiten erfährt: »Kennst Du etwas von Borchardt zu Virgil (ausser Villa, tangential)?« Borchardts Essay von 1907, weil seine Kontinuitätsthese am Beispiel mittelalterlicher Orte und Landhäuser in Toscana Verbindungslinien zurück bis in die römische Antike aufdeckt und tatsächlich »viele gelehrte Wälzer aufwiegt«, avanciert zum Ausgangspunkt des eigenen Lebensthemas:

Damit schuf sie [die kleine Schrift ›Villa<] neue Voraussetzungen für die Würdigung lateinischer Dichtung in Deutschland. Diese Wiederentdeckung der Latinität war nicht das Resultat wissenschaftlicher Forschung, sondern eben der Berührung mit der italienischen Erde. [...] Ich halte ihn [den Essay] für einen Markstein der neueren Geistesgeschichte.⁷²

Es sind dies zugleich die Jahre angestrengter Bemühungen von Marie Luise Borchardt (1896-1989), nicht nur den 1945 in Italien verbliebenen Nachlass nach der Rückführung in Bremen zu ordnen, sondern auch für Borchardts Werk ein Lesepublikum zu gewinnen. Max Rychner spottet zwar Curtius gegenüber am 25. September 1951: »Frau Borchardt war hier – auch eine Witwe, die dem Nachlass des Mannes nicht gewachsen ist.«⁷³ Dass aber im kurzlebigen Frankfurter Verlag von Kurt Schütte 1948 ein reprographischer Nachdruck von ›Pisa. Ein Versuch< erscheint, als erste selbständige Veröffentlichung des verschollenen Autors, ist allein ihrer Erinnerung an die Bedeutung der Expertise von 1938 zu danken. So erklärt sich auch, dass Ernst Robert Curtius im Aufruf zur Gründung einer ›Rudolf Borchardt Gesellschaft< figuriert, den im Dezember 1954 insgesamt 69 Vertreter des universitären und öffentlichen Lebens in alphabetischer Reihenfolge unterzeichnen.⁷⁴

Im Austausch mit Max Rychner, der journalistisch immer wieder auf Borchardts Werk hinweist, nimmt Curtius die sich häufenden Nachlasspublikationen regelmäßig zur Kenntnis: »Merkwürdig, wie Borchardt immer die Emphase brauchte, um zum Geist zu gelangen. (Über Edna St. Vincent Millay) Nur in der Selbstberauschung gelang ihm dieser Brückenschlag.«⁷⁵ Als Kenner der amerikanischen Literatur überzeugt ihn der Rang dieser Übersetzungen dabei ebenso wie die Rigorosität der Anthologie ›Ewiger Vorrat deutscher Poesie< von 1926; ihrem Neudruck 1951, als handliche Dünndruckausgabe in hoher Auflage, gilt eine Glosse seiner Kolumne

72 Ernst Robert Curtius, Vergil und die deutsche Tradition, in: Neue Schweizer Rundschau N.F. 19, 1951/52, H. 10, S. 595-601, aufgenommen in Curtius 1954 (Anm. 49), S. 23-30.

73 Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 669.

74 Exemplar im Bestand Rudolf Borchardt (Dokumentation DLA Marbach), aus dem Vorbesitz des Freundes Hugo Schaefer (1888-1956). Marie Luise Borchardt schreibt Kronprinz Rupprecht von Bayern am 3. Mai 1952: »Unter den ersten Mitgliedern der Gesellschaft befinden sich Heuss, RA Schröder, Benedetto Croce, Prof ER Curtius und andere.« (Nachlass Borchardt, DLA Marbach)

75 Ernst Robert Curtius an Max Rychner, 24. Januar 1952, in: Curtius/Rychner (Anm. 12), S. 691. – Mit Bezug auf Rudolf Borchardts Essay Die Entdeckung Amerikas. Die Poesie von Edna St. Vincent Millay, in: Die neue Rundschau 62, 1951, H. 4, S. 82-104.

›Büchertagebuch‹ für Rychners Feuilleton der Zürcher Tageszeitung ›Die Tat‹. Einmal mehr spielt Curtius darin auf Eduard Fraenkels ›Bildungskatastrophe‹ an:

Es ist bezeichnend, daß Borchardt vor einem Vierteljahrhundert für eine lyrische Blütenlese den Titel ›Ewiger Vorrat deutscher Poesie‹ (dritte Auflage 1951 bei Rütten und Loening) gewählt hat: als Hinweis auf unverlierbaren Bestand. Die Selbstpreisgabe der deutschen Bildung, deren erste Symptome mit dem ›Jungen Deutschland‹ der 1830er Jahre einsetzten, ist das geistige Gegenstück zur Selbstpreisgabe des deutschen Bürgertums, die sich schließlich in der Barbarei des Hitler-Regimes überstürzte.⁷⁶

Mit einer besorgten Frage zum »schillernden Gebilde« der Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und Borchardt schließt 1954 der Briefwechsel beider Zeitzeugen: »Wie wird er gelesen werden, wenn man die biogr. Hintergründe nicht mehr einsieht, wie es uns noch möglich ist?«⁷⁷

Rudolf Alexander Schröder ist es, inzwischen mit dem vielfach geehrten Repräsentanten der deutschen Romanistik persönlich bekannt,⁷⁸ der jener »Actualisierung einer geistigen Beziehung« vom Jahr 1938 zwanzig Jahre später in seinem Gedenkwort zum Tode von Ernst Robert Curtius ein letztes Zeugnis ausstellt: Er bewahre »mit Rührung das Separatum der ›Neuen Dantestudien‹ von 1947, in dem der Verfasser für mich die Seite bezeichnet hat, auf der er der Dante-Übertragungen Rudolf Borchardts und seiner Epilegomena gedacht, wohl wissend um meine lebenslange Verbindung mit diesem in des Wortes umfassendster Bedeutung sprachgewaltigen poeta

76 Ernst Robert Curtius, Büchertagebuch [Folge] 13, in: Die Tat, Jg. 9, Nr. vom 9. Februar 1952, wieder in Ernst Robert Curtius, Büchertagebuch, Bern 1960, S. 59 f. Dokumentiert ist ein von Rudolf Alexander Schröder signiertes Vorzugsexemplar des ›Ewigen Vorrats deutscher Poesie‹ und die Monographie von Hermann Uhde-Bernays, Über Rudolf Borchardt, St. Gallen 1954, mit der Widmung: »Herrn Prof. Dr. Ernst Robert Curtius in aufrichtiger Verehrung, Hermann Uhde-Bernays, Oktober 1954«; darin wird S. 19 Ernst Robert Curtius' Essay ›Toynbees Geschichtslehre‹ von 1948 mit Bezug auf Rudolf Borchardt erwähnt, in: Curtius 1950 (Anm. 49), S. 347-379 bzw. Curtius 1954 (Anm. 49), S. 356-381. Vgl. Antiquariat Peter Kiefer, Pforzheim, Katalog 62, Auktion vom 27. Mai 2007, Nr. 3406 und Nr. 2901. – Das von Christine Jacquemard-de Gemeaux in Ernst Robert Curtius (1886-1956). Origines et cheminements d'un esprit européen, Bern/New York 1998, S. 44 genannte Exemplar der zweiten Ausgabe von Rudolf Borchardts Anthologie ›Der Deutsche in der Landschaft‹, Frankfurt am Main 1953, ist kein ehemaliger Curtius-Besitz (ULB Bonn).

77 Hugo von Hofmannsthal | Rudolf Borchardt, Briefwechsel, hg. von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner, Frankfurt am Main 1954. – Der briefliche Austausch von Juli/August 1954 in Curtius/Rychner, S. 797-800.

78 Aus der Korrespondenz zwischen Schröder und Ernst Robert Curtius, insgesamt 14 Briefe und eine Postkarte von 1930 bis 1952 (Nachlässe DLA Marbach und ULB Bonn), ist bis jetzt nur publiziert Ernst Robert Curtius an Schröder vom 15. Mai 1940 und 23. Januar 1948, in: Curtius/Briefe (Anm. 5), S. 406 f., S. 509 f. – Vgl. die Würdigung von Ernst Robert Curtius, zum 70. Geburtstag R. A. Schröders am 26.1.1948, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 1, 1947, H. 6, S. 863-876 und Schröders Beitrag Aus dem Misanthrope von Molière [I, 1], in Rychner/Boehlich (Anm. 47), S. 45-59.

doctissimus.«⁷⁹ Unter den wenigen für Curtius wichtigen Deutschen nennt Harald Weinrich auch Rudolf Borchardt: »Um Goethe herum, einige Zeit vor ihm und eine Zeitlang nach ihm, läßt er noch ein paar Schriftsteller und Philosophen gelten, aber nicht viele.«⁸⁰

(Prof. Dr. Gerhard Schuster, Rudolf Borchardt Archiv, Frankfurter Straße 13-15, 35578 Wetzlar; E-Mail: borchardt.archiv@t-online.de)

79 Rudolf Alexander Schröder, Gedenkworte für Ernst Robert Curtius, in: Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Reden und Gedenkworte 2, 1956/57, S. 13-19. – Der Sonderdruck ist in Schröders Bibliothek (DLA Marbach) nicht überliefert.

80 Vgl. Harald Weinrich, E. R. Curtius – Das Deutschlandbild eines großen Romanisten, in: Ernst Robert Curtius. Werk, Wirkung, Zukunftsperspektiven. Heidelberger Symposium zum hundertsten Geburtstag 1968, hg. von Walter Berschin und Arnold Rothe, Heidelberg 1989, S. 135-151, hier S. 148.

Im Mai 1946 schrieb die Literaturwissenschaftlerin Käte Hamburger aus dem schwedischen Exil an den Prager Philologen und Romantikforscher Josef Körner: »Hat es Sinn, sich überhaupt mit diesen oder jenen Spezialproblemen einer Wissenschaft oder sogenannten Wissenschaft zu befassen, deren ganze Tradition und Kultur so zusammengebrochen ist, wie die deutsche Geisteswissenschaft?«¹ Körner war 1945 ins Ghetto Theresienstadt deportiert worden, konnte nach der Befreiung durch die sowjetische Armee nach Prag zurückkehren, wo er nun jedoch als Deutscher diffamiert wurde. Vor 1933, so konstatierte Hamburger in ihrem Schreiben an ihn, habe wissenschaftliche Beschäftigung noch in einem Zusammenhang mit der deutschen Geisteskultur gestanden. »Jetzt ist es wie ein gähnender Abgrund oder wie lauter abgerissene Fäden, und sinnlos erscheint es mir oft, in der wie toten Tradition mich zu bewegen.«² Die Frage, inwiefern nach Auschwitz an eine deutsche Geistes-tradition noch angeknüpft werden könne, stellt Hamburger hier so prononciert wie später nicht mehr. Die privaten brieflichen Äußerungen an einen ihrer Generation angehörigen tschechisch-österreichischen Philologen, der wie sie einer jüdischen Familie entstammte und vor 1933 trotz immenser wissenschaftlicher Leistungen nicht zur Habilitation zugelassen wurde, gehören zu jenem nicht-öffentlichem Gespräch jüdischer Verfolgter, Exilanten oder Remigranten nach der Shoah, in dem sich im Gegensatz zum bundesrepublikanischen Konsens des Schweigens eine radikale Infragestellung der Tradition Bahn bricht.³

Wenige Monate später schreibt sie – immer noch aus Göteborg, wohin sie mit ihrer Mutter geflüchtet war – an den Berliner Philosophen und ihren Verlobten Paul Hofmann: »So wie du das deutsche Wesen und das Problem der deutschen Schuld darstellst, ist es ähnlich auch in vielen Artikeln und Büchern hier geschehen.« Und sie verknüpft dieses Argument auf die Begriffe: »Romantik, Hegel, Preussentum, Kadavergehorsam.«⁴ Es sei »ungeheuer wichtig«, so hatte sie schon in einem vorherigen Brief betont, »dass vor allem die Jugend sich immer klarer wird über das ungeheuer Furchtbare, noch nie Dagewesene, dessen sich das deutsche Volk vor der Welt und der Geschichte schuldig gemacht hat. Das Problem der >Kollektivschuld< ist sehr schwer, man fragt sich ja, ob es eine solche überhaupt gibt, oder nicht und man

1 Schreiben von Käte Hamburger an Josef Körner vom 12. Mai 1946, DLA Marbach, A: Hamburger, Käte (HS006990523). Die Briefe von Körner an Hamburger sind veröffentlicht in: Josef Körner, *Philologische Schriften und Briefe*, hg. von Ralf Klausnitzer, Göttingen 2001.

2 Ebd.

3 Zu diesem Gespräch vgl. Nicolas Berg, *Das Ich im Wir*. Anna Seghers und Victor Klemperer in der frühen DDR, in: *Einsicht. Bulletin des Fritz Bauer Instituts* 15, 2016, S. 38-49.

4 Brief von Käte Hamburger an Paul Hofmann vom 27. Oktober 1946, DLA Marbach, A: Hamburger, Käte (HS012938725).

kann immer nicht anders antworten als dass in der Tat beides richtig ist.«⁵ Allerdings komme sie immer mehr zu der Überzeugung, »dass die Ideen der deutschen Kultur dennoch sehr wenig mit dem ungeheuren Ausbruch verbrecherischer Instinkte, wie sie der deutsche Nazismus war, zu tun hat, vor allem nicht die deutsche Romantik. Bei Novalis finden sich die feinsten Einsichten über Republikanismus, humanisierten Staat – und was haben Eichendorff, Brentano, Arnims Phantasien und Träumereien mit Barbarismus zu tun?«⁶

Die Frage, ob romantisches und nationalsozialistisches Denken zusammenhängen, und damit einhergehend, ob Auschwitz einen Bruch mit der humanistischen deutschen Tradition und Geistesgeschichte darstellte oder in dieser bereits angelegt war, wurde in der Nachkriegszeit vielfach diskutiert. Hannah Arendt hatte eine solche, die tatsächlichen Täter entschuldigende Kontinuitätslinie abgelehnt, als sie 1945 schrieb: »Luther or Kant or Hegel or Nietzsche [...] have not the least responsibility for what is happening in the extermination camps.«⁷ Dagegen betonte Margarete Susman 1960 im Vorwort zur Neuauflage ihres erstmals 1929 erschienenen Werks ›Frauen in der Romantik‹, wie sehr die Romantik durch ihre Flucht in die Vergangenheit dem Nationalismus den Weg gebahnt habe.⁸ In Körners, Hamburgers, Arendts und Susmans Überlegungen zeigt sich, dass hier nicht lediglich eine theoretische Debatte geführt, sondern nach einem *modus vivendi* gesucht wurde. Die Frage, ob und wie man nach 1945 an deutsche Traditionskontexte wieder anknüpfen könne, hatte für jüdische Intellektuelle, denen – wie Käte Hamburger es ausdrückte – die deutsche Geisteswissenschaft »eigentliche Heimat« gewesen war, durchaus existenzielle Bedeutung.⁹

Diese Fragen entzündeten sich nicht zufällig an der Auseinandersetzung um die Romantik. In ihrem instruktiven Aufsatz ›Kann ein Jude Romantiker sein?‹ hat Liliane Weissberg die historische Ausgangskonstellation dahingehend aufgeschlüsselt, dass die Aufklärung zwar grundlegend für die jüdische Emanzipation war, in ihrer Betonung einer »allgemeinen Humanität« aber viele christliche Aufklärer »es Juden [verweigerten], sich *als* Juden zu emanzipieren.«¹⁰ In der romantischen Bewegung finde sich dagegen mitunter eine Betonung jüdischer Besonderheit, die gerade in einer zunehmend

5 Brief von Käte Hamburger an Paul Hofmann vom 8. September 1946, ebd.

6 Brief von Käte Hamburger an Paul Hofmann vom 27. Oktober 1946, ebd.

7 Hannah Arendt, *Approaches to the »German Problem«*, in: *The Partisan Review*, Winter 1945, S. 93-106; zitiert nach Steven E. Aschheim, *Locating Nazi Evil. The Contrasting Visions of Gershom Scholem, Hannah Arendt and Victor Klemperer*, in: *On Germans and Jews under the Nazi Regime. Essays by Three Generations of Historians. A Festschrift in Honor of Otto Dov Kulka*, hg. von Moshe Zimmermann, Jerusalem 2006, S. 17-32, hier S. 24.

8 Margarete Susman, *Frauen in der Romantik*, Frankfurt am Main 1996, S. 13 f. Für die literaturwissenschaftliche Debatte überdies zentral: George Steiner, *Sprache und Schweigen. Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*, Frankfurt am Main 2014 [1967].

9 Käte Hamburger an Paul Hofmann, Göteborg, 24. Juli 1946, DLA Marbach, A: Hamburger, Käte (HS012938725).

10 Liliane Weissberg, *Kann ein Jude Romantiker sein?*, in: *Romantische Religiosität*, hg. von Alexander von Bormann, Würzburg 2005, S. 265-284, hier S. 265.

katholischen Ausprägung in antisemitische Vorstellungen umschlage. Die komplexe Rezeptionsgeschichte und die divergierenden Wertungen der Romantik innerhalb der deutsch-jüdischen Tradition lassen sich auch aus dieser verworrenen Konstellation von Romantik, Aufklärung und Judentum herleiten. Dabei wurde in der Forschung insbesondere das Interesse der Generation der Jüdischen Renaissance vor und nach dem Ersten Weltkrieg für Mystik und Romantik herausgearbeitet,¹¹ eine systematische Untersuchung jüdischer Romantikdeutungen – insbesondere einer Rezeption, die sich gerade nicht für Mystik und Gemeinschaft, sondern für den Zusammenhang von Romantik und Aufklärung interessiert – steht allerdings noch aus.

In dem hier vorgestellten an der Universität Leipzig durchgeführten Promotionsvorhaben wird danach gefragt, wie deutsch-jüdische Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler angesichts des gewaltsamen Abbruchs der jüdischen Emanzipationsgeschichte in Deutschland Anfang der 1930er Jahre die Romantik sowie das Verhältnis von Romantik und Aufklärung verhandeln. Dabei wird deutlich, dass gerade aufgrund der spezifischen deutsch-jüdischen Emanzipationsgeschichte die Romantik sich ab 1933 besonders als Projektionsfläche eignete, um anhand einer Auseinandersetzung mit ihr Fragen der Gegenwart und der eigenen historischen Erfahrung zu erörtern. Mit der Ausdifferenzierung und zunehmenden Disziplinierung der Romantikforschung seit den 1910er Jahren kommen zudem intradisziplinäre Aspekte hinzu. Dabei geht es vor allem darum, wie in einer Zeit, in der die Romantik immer stärker völkisch rezipiert wurde und die Romantikforschung sich zu einem Ort der Weltanschauungskämpfe entwickelte,¹² Anknüpfungspunkte für eine deutsch-jüdische Perspektive geschaffen oder erhalten werden konnten. Während im akademischen Diskurs vermehrt auf eine wesenhaft deutsche Romantik verwiesen und dagegen vor allem die Frühromantik als rationalistisch und jüdisch diffamiert wurde, wurden jüdische Romantikforscher zunehmend diskreditiert.

- 11 Maßgeblich hierzu: Michael Löwy, *Erlösung und Utopie. Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Eine Wahlverwandtschaft*, Berlin 1997. Vgl. auch Asher D. Biemann, *Inventing New Beginnings. On the Idea of Renaissance in Modern Judaism*, Stanford 2009; Bernd Witte, *Die Renaissance des Judentums aus dem Geist der Neuromantik. Martin Buber und die Entstehung des Kulturzionismus*, in: *Etudes Germaniques* 59, 2004, H. 2, S. 305-325; Manfred Voigts, »Wir sollen alle kleine Fichtes werden!« Johann Gottlieb Fichte als Prophet der Kultur-Zionisten, Berlin, Wien 2003; Christoph Schulte (Hg.), *Hebräische Poesie und jüdischer Volksgeist. Die Wirkungsgeschichte von Johann Gottfried Herder im Judentum Mittel- und Osteuropas*, Hildesheim 2003; Eveline Goodman-Thau u. a. (Hg.), *Kabbala und die Literatur der Romantik. Zwischen Magie und Trope*, Berlin 1999. Eine gegensätzliche Fokussierung findet sich insb. bei Itta Shedletzky, *Romantisierte Aufklärung – aufgeklärte Romantik? Walter Benjamin im Kontext der deutsch-jüdischen Romantikrezeption*, in: Walter Benjamin und die romantische Moderne, hg. von Heinz Brüggemann und Günter Oesterle, Würzburg 2009, S. 49-82.
- 12 Vgl. zur völkischen Romantikforschung: Ralf Klausnitzer, *Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich*, Paderborn u. a. 1999.

Augenblick statt Ewigkeit – Josef Körners Blick auf die Romantik

Josef Körner beschäftigte sich bereits früh mit der Romantik und promovierte 1910 mit einer Arbeit über ›Nibelungenforschungen der deutschen Romantik‹ bei Jakob Minor an der Deutschen Universität Prag.¹³ Als »Beitrag zur Geschichte des romantischen Geistes« konzipiert, befand sich Körner damit durchaus auf der Höhe eines Forschungstrends, der auch mit der zunehmenden Durchsetzung der Geistesgeschichte gegen eine positivistische Philologie einherging. Doch Körners Fokus lag im Gegensatz dazu nicht auf einer Gesamtdeutung im Zeichen von ›Geist und Leben‹, sondern auf einer akribischen Detailarbeit und philologischen Genauigkeit, die sich mit einer Skepsis gegen allzu wohlfeiles Applizieren einer Methode oder Theorie auf den Forschungsgegenstand verband. Er habe den »bescheidenen Ehrgeiz«, so Körner in der Einleitung zu seiner 1924 erschienen Schrift ›Romantiker und Klassiker‹, »gegenüber dem heute modisch gewordenen dünnen Formelwesen wieder einmal auf den strotzenden Reichtum geschichtlichen Lebens hinzuweisen.«¹⁴ In der Arbeit, die August Sauer als Habilitationsschrift ablehnte,¹⁵ hatte Körner das komplexe personale Gefüge zwischen den Brüdern Wilhelm und Friedrich Schlegel einerseits sowie Goethe und Schiller andererseits in den Blick genommen und argumentiert, dass Klassik und Romantik »einem gemeinsamen Quellgrund entfloßen« seien.¹⁶ Sauer quittierte dies missmutig: »Jedes fachliche Urteil wird als Ergebnis von persönlicher Stimmung und Laune, gekränktem Ehrgeiz, verletzter Eitelkeit u. s. w. aufgefasst. Der Augenblick regiert, die Ewigkeit ist verschwunden.«¹⁷ Dass Körner es unternommen hatte, die Romantiker gegen die »Weimarer Dioskuren« aufzuwerten, stellte eine für Sauer nicht annehmbare Bewertung des Verhältnisses zwischen Klassik und Romantik dar. Was von Sauer in deutlich diffamierender Absicht ausgesprochen ist, trifft jedoch einen bemerkenswerten Punkt von Körners Wissenschaftsverständnis. Mit seiner auf den »Augenblick« gerichteten historisierenden Darstellung und philologischen Detailarbeit unterließ er die Ewigkeits-Rhetorik des geistesgeschichtlichen Ganzheits-Pathos.

Körners akademische Marginalisierung, zwei Weltkriege, die Entlassung aus der Universität, das Publikationsverbot, die Deportierung ins Ghetto Theresienstadt, das alles hatte viele seiner Vorhaben immer wieder unterbrochen und zunichte gemacht. Doch beschäftigte er sich zeit seines Lebens intensiv mit den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel sowie der Frühromantik, einer Phase, die vor allem seit den späten 1960er Jahren in der bundesrepublikanischen Literaturwissenschaft als »andere

13 Josef Körner, *Nibelungenforschungen der deutschen Romantik*, Leipzig 1911.

14 Josef Körner, *Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe*, Berlin 1924, S. 9.

15 Vgl. hierzu Petra Boden, Julius Petersen. Ein Wissenschaftsmanager auf dem Philologenthron, in: *Euphorion* 88, 1994, S. 82-102; Ralf Klausnitzer, Josef Körner – Philologe zwischen den Zeiten und Schulen, in: Körner (Anm. 1), S. 385-462. Zu Sauer auch: Steffen Höhne (Hg.), *August Sauer (1855-1926): Ein Intellektueller in Prag zwischen Kultur- und Wissenschaftspolitik*, Köln u. a. 2011.

16 Körner (Anm. 14), S. 7.

17 August Sauer, Rez. zu Josef Körner, *Romantiker und Klassiker*, in: *Euphorion* 26, 1925, S. 142-150.

Romantik«, als moderne, die Aufklärung fortsetzende und nicht bekämpfende, die Französische Revolution bejahende, rationalistische Frühphase der Romantik wiederentdeckt wurde.¹⁸ Mit dem 1939 als Jugendlicher aus Deutschland geflohenen, später in den USA lehrenden Germanisten Robert L. Kahn kann man fragen, warum die Schlegelbrüder so relevant für Körner waren, warum er ihnen so exzessiv nachforschte, ihre Werke und Briefe edierte und ausführlich aus dem Quellenmaterial zitierte. Kahn, der 1963 in ›The Modern Language Review‹ den acht Jahre nach Körners Tod posthum erschienenen dritten Band ›Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis‹ rezensierte, sieht einen entscheidenden Zusammenhang zwischen Körners Wahl der Schlegelschen romantischen Theorie als Forschungsgegenstand und der Methode der umfassenden Quellenedition.¹⁹ Körner sei von den Frühromantikern begeistert gewesen und habe sich, auch wenn er dies selbst nie direkt geäußert habe, mit ihnen identifiziert: »Körner was an iconoclast in literary matters, he rebelled against the routine idolization of the ›Klassiker‹, the Weimar Circle.«²⁰

Seine »Entdeckung« der Schlegelbrüder war also nicht nur ein Akt positivistischer Detailarbeit, man kann ihn auch als vehementen Einspruch gegen eine weichgespülte, unkritische Klassik-Verehrung sehen. Darüber hinaus vermutet Kahn noch eine weitere Motivation Körners: Dass Dorothea Schlegel und ihre Schwester Henriette Mendelssohn, Rahel Varnhagen, Henriette und Marcus Herz sowie andere Berliner Juden Teil der frühromantischen Bewegung waren, bedürfe inzwischen zwar keines Beweises mehr. Zu der Zeit, als Körner an dem Band arbeitete, sah dies allerdings anders aus. Körners oftmals als »positivistisch« verunglimpfte Methode einer stundenlangen Material- und Faktensammlung kann vor diesem Hintergrund auch als recht subversives Projekt gedeutet werden. Sie enthält etwa neben den Briefen von Dorothea und Henriette Mendelssohn in den ersten beiden Bänden auch eine Reihe detaillierter Hinweise auf jüdische Persönlichkeiten der romantischen Epoche im Kommentarband. So sprechen sich die Quellen über Zusammenhänge aus, von denen Körner öffentlich habe schweigen müssen: »K[örner] was ›objective‹ here, but that can be a powerful weapon in the hands of a historian at a time of intellectual censorship. Nowhere does K[örner] mention his appreciation of F[riedrich] S[chlegel]’s positive

18 Vgl. Helmut Schanze (Hg.), *Die andere Romantik. Eine Dokumentation*, Frankfurt am Main 1967.

19 Robert Ludwig Kahn, *In Memoriam: Josef Körner (9 May 1950)*, in: *The Modern Language Review* 58, 1963, H. 1, S. 38-59. Kahn wurde 1923 in Nürnberg geboren. 1938 wurde sein Vater für mehrere Monate ins KZ Sachsenhausen verschleppt und nahm sich 1942 das Leben, seine Mutter wurde im Februar 1943 in Auschwitz ermordet. Kahn kam als 16-jähriger mit einem Kindertransport nach England und wurde bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wie andere jüdische Emigranten auf der Isle of Man interniert und 1940 nach Kanada deportiert. Er studierte in Halifax und Toronto Philosophie und Geschichte und promovierte 1949 über Kotzebue. Er lehrte Germanistik in Seattle, Washington und Houston, Texas und arbeitete insbesondere zur Romantik. 1970 wählte er den Freitod. Vgl. den Nachruf von Hans Eichner, *In Memoriam Robert L. Kahn*, in: *Studies in German*. In *Memory of Robert L. Kahn*, hg. von Hans Eichner und Lisa Kahn, Houston 1971, S. iii-v.

20 Kahn (Anm. 19), S. 40.

attitude towards the Jews, but he quotes the relevant passages in detail.«²¹ Doch nicht nur *warum* Körner seine Forschung in so großem Maße den Schlegel-Brüdern widmete, sondern vor allem auch welches Bild er von ihnen zeichnete, ist aufschlussreich. So hob er insbesondere die frühe Phase Friedrich Schlegels als intellektuellen Höhepunkt der romantischen Bewegung hervor und nicht den späteren nach der katholischen Wende, nach der er ihn spöttisch als »geistige[n] Odysseus« bezeichnete, der »nach langer Irrfahrt«, nach Abkehr von Goethe, Fichte und dem Liberalismus, sein »>Zentrum« [...] im Schoß der Kirche fand.«²² An Käte Hamburger schrieb er nach seiner Befreiung und Rückkehr nach Prag im September 1946 auf die Frage nach Rettungsmöglichkeiten »aus einem (scheinbaren oder wirklichen) geistig-sittlichen Chaos«: »Wir können nicht zurück (der klassische Versuch dieser Art innerhalb der deutschen Geistesgeschichte heißt Friedrich Schlegel, und wie sehr spricht dieser dagegen!), wir müssen wie in der Physik, so auch in der Ethik einsehen und uns damit abfinden, daß es nichts Absolutes gibt, sondern immer nur Relationen von Relationen, daß alles nur im Wechselbezug west und gilt [...]. Die Gottesfiktion ist unhaltbar geworden, damit fällt jeder Anspruch auf ein Absolutes dahin, und darum gibt es kein Zurück zur Theologie, sondern nur ein resolutes Weiterschreiten innerhalb der Anthropologie.«²³ Nicht das Absolute, der Augenblick, das Ungewisse blieb sein Fixpunkt.

Antirestaurative Schlegellektüren nach 1945 – Peter Szondi und Hans Eichner

Nach 1945 bezog sich noch ein anderer Philologe auf diese Frühphase Friedrich Schlegels und deutete sie als seinen entscheidenden Beitrag zu einer reflexiven Gattungsphilosophie. »Spricht man vom jungen Schlegel«, so bemerkt Peter Szondi zu Beginn seiner Ende der 1960er Jahren gehaltenen Vorlesung »Gattungspoetik der Goethezeit« und grenzt weiter ein: »und nur von ihm, dem Frühromantiker in Jena und Berlin, nicht vom Indologen und Restaurationsideologen, nicht vom Sekretär der kaiserlich-österreichischen Hof- und Staatskanzlei soll hier die Rede sein, nicht von Metternichs Günstling, der im Redoutensaal der Wiener Hofburg vor dem Hochadel Vorlesungen über »Geschichte der alten und neuen Literatur« hielt – und spricht man vom jungen Schlegel, so denkt man in erster Linie an die kritischen Fragmente aus dem »Lyceum« und dann »Athenäum.«²⁴ Diese strikte Limitierung ist bezeichnend; nicht nur, was die exklusive Textgrundlage angeht. Schon in seinem noch in Zürich im

21 Ebd.

22 Körner (Anm. 14), S. 93.

23 Josef Körner an Käte Hamburger, Brief vom 14. September 1946, in: Körner (Anm. 1), S. 239.

24 Peter Szondi, *Poetik und Geschichtsphilosophie II*. Studienausgabe der Vorlesungen, Bd. 3, hg. von Wolfgang Iser, Frankfurt am Main 1974, S. 94. Die Vorlesung ist die Fortsetzung der auf das erstmals im Wintersemester 1961/62 gehaltene Kolleg zurückgehenden Vorlesung »Grundfragen der Poetik in den ästhetischen Schriften der Goethezeit«. Sie wurde erstmals im Sommersemester 1966 gehalten. Vgl. das Editorische Vorwort, S. 3.

Rahmen eines Seminars bei Emil Staiger entstandenen Aufsatz über ›Friedrich Schlegel und die romantische Ironie‹ wird das Anliegen dieser Begrenzung sichtbar, wenn Szondi hier das sich selber zum Gegenstand gewordene Ich, das Fragmentarische und das Eschatologisch-Utopische zu den Hauptmerkmalen von Schlegels romantischen Ansatz erklärt.²⁵ Dabei unterscheidet Szondi eine klassizistische, frühromantisch-utopische und spätere romantisch-mystische Phase Schlegels²⁶ – die erste Phase ist relevant, um die mittlere, um die es ihm geht, zu verstehen, auf die letzte geht er dagegen kaum ein. Und Szondi betont: »Indessen wird Schlegel den Begriff des Vorläufigen, um der Utopie willen, bald seiner Negativität entkleiden, so wie er im Fragmentarischen der modernen Kunst nicht mehr das Zerbrochene und Zerstückelte der einstigen Ganzheit zu sehen lernt, sondern die Spuren des Künftigen, ein Versprechen.«²⁷ In gewisser Weise nahm er damit vorweg, was ab den späten 1960er Jahren der Frühromantik als besonderes Zeichen der Modernität ausgelegt worden ist. Aber er bleibt nicht einfach bei einer solchen Hypostasierung der Moderne stehen, sondern betont, wie Schlegels spezifisches Stilmittel der romantischen Ironie aus der tragischen Situation des modernen Menschen herrührt, »dem das Bewußtsein die Fähigkeit zur Tat genommen hat«²⁸ – und formuliert damit eine Kritik an der romantischen Selbstreferentialität, die selbst keineswegs antimodernistisch ausfällt.

Hans-Christian Riechers hat gezeigt, wie Szondis Beschäftigung mit Schlegels »reflektierter Subjektivität« vor allem auch eine wissenschaftstheoretische Positionierung ist, indem er sich damit von zwei »unreflektierten« Methoden abgrenze: gegenüber einer vermeintlichen Objektivität des am Anspruch der Naturwissenschaften angelehnten literaturwissenschaftlichen Positivismus sowie gegenüber einer nicht auf ihre eigene Subjektivität reflektierende werkimmanente Interpretation. Szondi selbst entwickle

- 25 Peter Szondi, Friedrich Schlegel und die romantische Ironie, in: Euphorion 48, 1954, S. 397-411, wiederabgedruckt in: ders., Schriften II. Mit einem Nachwort von Christoph König, hg. von Jean Bollack mit Henriette Beese, Frankfurt am Main 2011, S. 11-31. Im vielzitierten Briefwechsel mit seinem Doktorvater Staiger zeigt sich zudem, gegen wen und welche Richtung innerhalb der akademischen Literaturwissenschaft Szondis Lesart von Schlegel gerichtet ist. Staiger hatte sich mit den Antipoden Schiller – Schlegel für Klassizität und gegen Modernität ausgesprochen und betont, dass mit dem Schlegelschen Subjektivismus »das Uebel über uns hereinbrechen« werde. Szondi hielt dagegen, dass Staiger seine emphatische Bekundung für die nationalsozialistische Kulturpolitik im Jahr 1933 ja gerade in Anlehnung an Schiller unternommen habe und dieser damit wohl kaum vor dem Übel schütze. Vgl. zur Rekapitulation dieses Streits: Hans-Christian Riechers, »eine Art Kritik der gattungspoetischen Vernunft«. Peter Szondi liest Friedrich Schlegel, in: Friedrich Schlegel und die Philologie, hg. von Ulrich Breuer, Remigius Bunia und Armin Erlinghagen, Paderborn 2013, S. 237-252, hier S. 247 ff. Vgl. zu Szondi zudem: Christoph König, unter Mitarbeit von Andreas Isenschmid, Engführungen. Peter Szondi und die Literatur, Marbach am Neckar 2004.
- 26 Peter Szondi, Poetik und Geschichtsphilosophie I. Studienausgabe der Vorlesungen, Bd. 2, hg. von Senta Metz und Hans-Hagen Hildebrandt, Frankfurt am Main 1974, S. 125.
- 27 Ebd., S. 118. Vgl. zur Ästhetik des Fragments: Johannes Weiß, Das frühromantische Fragment. Eine Entstehungs- und Wirkungsgeschichte, Paderborn 2015; Dieter Burdorf, Zerbrechlichkeit. Über Fragmente in der Literatur, Göttingen 2020.
- 28 Szondi, Schriften II (Anm. 25), S. 24 f.

»demgegenüber eine Interpretation, die sich zu der vermeinten *Objektivität subjektiv-kritisch* verhält und auf der anderen Seite zu der *einfachen Subjektivität* der Interpretation *hermeneutisch*.«²⁹ Wie bei Körner bedeutet die Bezugnahme auf Schlegel also auch hier eine Positionierung innerhalb literaturwissenschaftlicher Methodenfragen. In der Wissenschaftsgeschichte hat man darum auch gerade über eine Kritik ihrer jeweiligen (vermeintlichen) Methode eine Diskreditierung ihres Ansatzes insgesamt angestrebt. Auf Körner hat Szondi selbst sich zwar nicht explizit bezogen, aber Walter Benjamin, dessen Arbeit zum Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik entscheidend für Szondi war, hatte Körners Arbeiten zur Frühromantik früh gewürdigt und seine Zusammenschau von Aufklärung und Romantik bewundert, die eben nicht dem »geile[n] Drang aufs große Ganze« nachgebe.³⁰ Eine Charakterisierung, die man durchaus auf alle drei Autoren anwenden könnte.

Szondis frühe Beschäftigung mit Schlegel setzt vor der 1958 beginnenden »Kritischen Friedrich Schlegel-Ausgabe« (KFSa) ein. Aber derjenige, der 1957 mit der Herausgabe von Schlegels »Literary Notebooks« Aufsehen erregte und später maßgeblich an den ersten Bänden der Gesamtausgabe beteiligt war, stand Szondi in seinem Fokus auf den jungen Schlegel sehr nahe: Der 1921 in Wien in eine aus Ungarn stammende jüdische Familie geborene Germanist Hans Eichner lehrte ab 1950 in Kanada.³¹ Die Herausgabe von Schlegels »Literary Notebooks«, so urteilte Hermann Patsch, »wurde zur Geburtsstunde der modernen literaturtheoretischen und philosophischen Schlegel-Forschung, die danach für lange Zeit den Eindruck erweckte, Schlegel habe seine wichtigsten Gedanken nicht in seinen veröffentlichten Werken, sondern in seinen Notizbüchern geäußert.«³² Seit 1958 gehörte Eichner zu den Mitbegründern der von Ernst Behler und unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett herausgegebenen KFSa. 1970 erschien seine englischsprachige Biographie Schlegels bei Twayne, in der er, durchaus für ein breiteres Publikum, knapp und präzise in Leben und Werk

29 Hans-Christian Riechers, Reflektierte Subjektivität. Zur romantischen Kritik und Hermeneutik bei Peter Szondi, in: Peter Szondi: Stellungnahmen zur literarischen Hermeneutik, hg. von Germán Garrido und Linda Maeding, Bielefeld 2022, S. 67-78, hier S. 69 f.

30 Als Benjamin Körners Dokumentensammlung »Krisenjahre der Frühromantik« in der zweiten Ausgabe von Maß und Wert (1938/39) rezensiert, waren nur die beiden ersten Dokumentenbände mit den rund 600 unbekanntenen Briefen aus dem Schlegel-Kreis, die Körner auf Schloss Coppet entdeckt hatte, erschienen. Erst der dritte Band enthielt Körners Erläuterungen. Nichtsdestotrotz hob Benjamin den »hochbedeutenden Fund« hervor, der solch seltene Dokumente enthalte, »in denen das Grundmotiv der Aufklärung mit jenem unvergleichlichen Klange vibriert, den es über dem Resonanzboden der Romantik annimmt.« Walter Benjamin, Rez. zu Krisenjahre der Frühromantik [1938], in: ders., Kritiken und Rezensionen. Gesammelte Schriften Bd. III, hg. von Hella Tiedemann-Bartels, Frankfurt am Main 1991 (1972), S. 538-541, hier S. 541, und S. 283-290, hier S. 286.

31 Zu Eichner vgl. insb. die Festschrift Hartwig Mayer (Hg.), Romanticism, Humanism, Judaism. The Legacy of Hans Eichner // Romantik, Humanismus, Judentum: Hans Eichners Vermächtnis, Bern 2013, sowie die Special Section: Friedrich Schlegel in the Wake of Hans Eichner, in: The Germanic Review 85, 2010, H. 2, S. 79-124.

32 Hermann Patsch, In Memoriam Hans Eichner, in: Athenäum. Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft 19, 2009, S. 189-194.

einführt.³³ Schlegels entstehendes romantisches Programm deutet Eichner hier als Einsicht, auf dem Weg der Klassikadaption nicht voranzukommen: »[H]e learned to accept his inner tensions and to live with himself as he was. The moment he did so, he was ready to accept modern poetry as *it* was, and to reshape his theory of literature accordingly.«³⁴ Sich selbst in seiner inneren Zerrissenheit zu akzeptieren und damit auch die moderne Literatur als Ausdruck dieser Zerrissenheit anzuerkennen, hängt aufs Engste mit dem zusammen, was Eichner dann als Kern romantischer Theorie in solchem Maße fokussiert, dass er spätere Entwicklungen Schlegels nur noch notorisch beachtet: »to teach something about the world, including in their [the modern poets] representations the individual characteristics of real people or describing real events even when these were ugly, hence, their works were not >objektiv<, but >charakteristisch<.«³⁵

To teach something about the world, in ihrer Zerrissenheit, in ihrer Hässlichkeit – in aller Simplifizierung ist dies das wesentliche Programm, das Eichner wieder und wieder für Schlegel herausstellt. Dass er sich damit gegen eine Vorstellung der Romantik als Weltflucht stellt, ist offensichtlich, aber man sollte sehen, in welchem Kontext Eichner dies tat. Wiederholt betont er, dass Romantik und Weimarer Klassik keine Gegensätze sind; vor allem aber stellt er heraus, dass nur aus einer deutschen Perspektive eine solche Dichotomie behauptet werden kann. In seiner Einleitung zu dem umfassenden Sammelband »>Romantic< and its Cognates. The European History of a Word< arbeitet er die europäische Dimension der romantischen Bewegung heraus und vor diesem Hintergrund scheint es vor allem so, als würde seine Schlegel-Forschung belegen wollen, wie sehr der junge Schlegel viel eher als Teil einer solchen europäischen Romantik verstanden werden müsse, die, gerade in Frankreich und Italien, eher mit dem Realismus in Verbindung stehe.³⁶ Indem Eichner in seinem Definitionsangebot auf den verschiedenen Gebrauch des Wortes Romantik hinweist, mit dem Schlegel

- 33 Hans Eichner, Friedrich Schlegel, New York 1970. In Deutschland wurde die Einführung wenig beachtet, vermutlich auch weil Ernst Behlers Schlegel-Biografie bei Rowohlt zuvor erschienen war.
- 34 Ebd., S. 25 f. So betont Eichner schon 1965, dass Schlegel genau das, was er zunächst als Unzulänglichkeit moderner Literatur im Gegensatz zur griechischen Kunst ausgemacht hatte, später als ihre Besonderheit hervorhebt: »he adhered to his description of modern literature as discordant, individual, fanciful and philosophical, in short, as unclassical, but began to evaluate these characteristics as virtues instead of defects; they now seemed to him to give modern literature far greater scope and a richer meaning than could be expressed in the restricting, narrow forms of the classical tradition.« Eichner, *The Genesis of German Romanticism*, in: *Queen's Quarterly. A Canadian Review* 72, 1965, S. 213-231; wiederabgedruckt in: ders., *Against the Grain. Selected Essays // Gegen den Strich. Ausgewählte Aufsätze*, hg. von Rodney Symington, Bern u. a. 2003, S. 73-90, hier S. 76.
- 35 Eichner (Anm. 33), S. 22 f.
- 36 Eichner, Introduction, in: ders. (Hg.), »Romantics« and Its Cognates. *The European History of a Word*, Toronto 1972, S. 3-16, hier S. 9 und 11. So auch schon in Eichner, *The Genesis of German Romanticism*, in: ders., *Against the Grain* (Anm. 34), S. 73-90. Es sei irreführend, die Klassik und Romantik dichotomisch im Sinne von »dark and light or positive and negative« zu verstehen; der Unterschied sei eher wie der zwischen »red and yellow«: »works of art cannot be arranged neatly in a straight line between the poles of the absolutely classical and the absolutly romantic« (ebd., S. 74).

die Literatur von Dante bis Calderon meinte, mit dem später aber gerade Schlegel selbst und der Kreis um ihn bezeichnet wurde, zeigt er die Interdependenz dieser beiden Bedeutungen auf. Es gibt dann in diesem Sinne auch keine bloß »deutsche« Romantik, wenn das Entscheidende an Schlegels Definition von Romantik das Reklamieren einer modernen europäischen Literatur – Dante, Ariosto, Tasso, Cervantes, Calderon, Shakespeare – gegenüber der klassischen war und erst im Nachhinein dieser Begriff auf ihn selbst und seinen Kreis gemünzt wurde.³⁷ Indem Eichner diese Begriffsverschiebung betont, kehrt er auch das Verhältnis zwischen deutscher und europäischer Romantik um. Nicht mehr die theoretischen Überlegungen aus der deutschen Frühromantik bilden den Einfluss auf die europäische Literatur, sondern dass man die Schlegels, Tieck, Novalis und die anderen überhaupt Romantiker nennen konnte, liege zuvörderst daran, dass Schlegel aus der modernen europäischen Literatur diesen Begriff herausarbeiten konnte.³⁸ Und obwohl Eichner »the genesis of German Romanticism« bei Friedrich Schlegel ansetzt, verschiebt er den Beginn eigentlich in die europäische Literatur und verknüpft beide unauflöslich miteinander.

Eichners Arbeiten zu Schlegel, gerade auch durch seine Mitarbeit an der KFSa, sind für die in der Bundesrepublik neu entstehende Schlegel-Forschung wichtig gewesen; der 2013 erschienene Sammelband, der Eichners Werk unter dem Titel »Romantik, Humanismus, Judentum« gedenkt, zeigt, dass sich an seine Thesen immer noch anschließen lässt. Doch durchgesetzt hat sich – im Einklang mit der Devise der »Einheit der Romantik« in der deutschen akademischen Romantikforschung insgesamt – wohl eher das Schlegel-Bild des Hauptherausgebers Ernst Behler. Mit Hermann Patsch ließe sich der Unterschied zwischen beiden wie folgt fassen: Behler denke eher »>ganzheitlich« und deute »den jungen Schlegel vom alten her«, »während Eichner evolutionistisch eine allmähliche, historisch nachzukonstruierende Entwicklung sieht, bei der man Sprünge und Umschwünge nicht auszuschließen braucht. Eichner sprach von Anfang an skeptisch von dem religiösen Eifer des alten Schlegel, mit dem dieser seine frühen Positionen christlich übermalt habe. In seinem Schlegel-Buch referiert er schuldigst, aber verdächtig knapp das Spätwerk. [...] Wer vom jungen Schlegel herkommt wie Eichner, sieht die Brüche, wer vom vollendeten Alterswerk her deutet wie Behler, betont die Kontinuität.« Patsch spielt beides nicht gegeneinander aus, aber fragt: »Vielleicht spielt es in der Tiefe der Wissenschaftlerseele doch eine Rolle, ob er aus einer liberalen jüdischen Wiener Vorstadt oder aus dem katholischen Sauerland stammt.«³⁹

37 Eichner, *The Genesis of German Romanticism* (Anm. 36), S. 87.

38 Eichner geht hier ausführlich auf die Begriffsbedeutung ein. In einem späteren Aufsatz von 1996 zeigt er darüber hinaus die kulturgeschichtlichen Umwälzungen der von den deutschen Romantikern ausgehenden Ideen. Vgl. ders., *Die deutsche Romantik – Zeit des Umbruchs?*, in: ders., *Against the Grain* (Anm. 34), S. 91-110.

39 Hermann Patsch, *Hans Eichners Bedeutung für die Romantik-Forschung*, in: *The Germanic Review* 85, 2010, H. 2, S. 81-94, hier S. 92. Volker Deubel, *Die Friedrich-Schlegel-Forschung 1945-1972*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 47, 1973, S. 48-181, geht davon aus, dass der neueste Stand der Forschung die Kontinuitätsthese vertrete, also die Einheit des

Man wird Eichners Interpretation eher als Einspruch verstehen müssen. Vor allem knüpft er damit als einer der wenigen nach dem Krieg wieder an Josef Körners Schlegel-Deutung an, die zumeist nur in wissenschaftshistoriographischer Absicht in den Übersichten zur Schlegel-Forschung pflichtbewusst erwähnt wurde, und trug zu dessen später Wertschätzung an deutschen Universitäten maßgeblich bei.⁴⁰ »For Eichner«, so deutet es Willy Goetschel, »Körner had become a case study of his own predicament.« Beide hätten insbesondere eine kritische Absicht verfolgt: »Their interventions signal – and precisely as critique of German scholarship – a deeper seated critical concern: that of registering the voice of those whom the dominant national discourse on the canon ignored and occasionally brutally silenced. What is only said by way of paralipsis in Hans Eichner’s work on Schlegel is possibly the most significant aspect of his contribution. His work urges us to recognize the central importance of what refuses integration, canonization, and instrumentalization, what forces us to rethink and re-imagine the canon and the canonical readings.«⁴¹ Eichner hat dies mit einem generellen Nachdenken über Literatur und Kanon und der Aufgabe der Germanistik (in Deutschland und in Kanada, wo er lehrte) nach dem Holocaust verknüpft. Auf einer Marbacher Tagung Anfang der 1990er Jahre führte er aus: »Weimar und der Ettersberg sind benachbart, es ist kein langer Weg vom Frauenplan zu der Blutstraße, aber von Goethes Haus hat man keinen Blick auf den Ettersberg. Es scheint keine Brücke zu geben, die von Goethes Lyrik zu Hitlers Tischreden führt, das sind getrennte Welten, und die eine, mit all ihren Herrlichkeiten, hat die andere nicht verhindern können. Und diese Welten sind doch mehr als Nachbarn, sie nehmen denselben Raum ein.«⁴² Schillers Traum von der »ästhetischen Erziehung« sei damit ausgeträumt und »die ganze Kultur, der er angehörte, [ist] durch den Ettersberg und das, wofür er steht, ein für allemal widerlegt worden.«⁴³ »[S]echs Millionen Ermordete sind noch immer tot.«⁴⁴ Die Nachbarschaft von Frauenplan und Ettersberg sei ihm heute so unverständlich wie vor 50 Jahren, aber es gehe darum, sie nicht zu verdrängen.

Eichner und Szondi beschäftigen sich ebenso wie Körner mit dem frühen Schlegel, mit einer äußerst kurzen Phase seines Schaffens, in der sie seine eigentliche kritische Leistung verwirklicht sehen, ohne sich vom späten, konservativen katholischen Autor

Schlegelschen Werks betone. Er zieht dabei nicht in Betracht, dass auch diese Position sich aus bestimmten ideologischen Annahmen speist.

40 Vgl. auch seinen Beitrag zu Eichner in: Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland, 1871-1933, hg. von Wilfried Barner und Christoph König, Göttingen 2001, S. 309-320, sowie sein Vorwort von 2000 in Körner (Anm. 1), S. 7 f.

41 Willy Goetschel, An Elective Affinity: Hans Eichner and Friedrich Schlegel, in: *The Germanic Review* 85, 2010, H. 2, S. 107-117, hier S. 113.

42 Hans Eichner, Der Blick auf den Ettersberg. Der Holocaust und die Germanistik, in: *Modernisierung oder Überfremdung? Zur Wirkung deutscher Exilanten in der Germanistik der Aufnahmeländer*, hg. von Walter Schmitz, Stuttgart, Weimar 1994, S. 199-216. Der Band geht auf ein Kolloquium in Marbach vom September 1991 zurück.

43 Ebd., S. 200.

44 Ebd., S. 205.

irritieren zu lassen. Diese Verengungen und Zuspitzungen müssen nicht als Ignoranz noch als Unkenntnis gedeutet werden. Viel eher lässt sich in ihnen der Versuch erkennen, ein kritisches, emanzipatives Potential auszuloten und durch eine disruptive Lesart an eine Literaturgeschichte anzuknüpfen, die nach dem Traditionsbruch als Ganzes nicht mehr zugänglich ist. Der frühe Schlegel wird dann auch aus eigener historischer Erfahrung als gegenläufige Deutungen deutscher Tradition in Stellung gebracht. Man versteht die Lektüren dieser drei Literaturwissenschaftler nur, wenn man dieses Gegenläufige ihrer Interpretationen in den Blick nimmt. Eine solche diskontinuierliche Interpretationsmethode enthält insgesamt einen Vorbehalt gegen das Ganze, sie ist ein Spiegel des eigenen fragmentarischen Anknüpfens an die Tradition, die nur noch zerklüftet, nicht als Einheit zu haben ist. »Hat es Sinn,« so schrieb Hamburger an Körner nach dem Krieg, »sich überhaupt mit diesen oder jenen Spezialproblemen einer Wissenschaft oder sogenannten Wissenschaft zu befassen, deren ganze Tradition und Kultur so zusammengebrochen ist, wie die deutsche Geisteswissenschaft?« Auf ihre Weise haben auch Szondi und Eichner diese Frage fortgeführt.

*(Annette Wolf, Deutsches Historisches Museum, Unter den Linden 2, 10117 Berlin;
E-Mail: awolf@dhm.de)*

Hans Altenhein Erinnerung an Richard Alewyn (1902-1979)

Anfang Dezember 1947 hängt die Einladung des Rektors am Schwarzen Brett der Universität Köln: »Am 9. 12. in Hörsaal IV spricht Herr Professor Richard Alewyn (USA) über das Thema »Der Geist des Barocktheaters«. (Der Vortrag findet in deutscher Sprache statt.)« Ein Germanist, offenbar. Niemand von den Jüngeren kennt seinen Namen.

Im Wintersemester 1947 war ich, gerade zwanzig und mit nachgeholtem Abitur, in Köln für Germanistik eingeschrieben, aber ich erinnere mich nicht an Richard Alewyns Besuch in der ungeheizten Universität und nur ungenau an das Gedränge bei seiner Gastvorlesung im Sommer 1948 (»Mensch und Welt im deutschen Roman«), die während der Währungsreform stattfand. Erst danach höre ich Richard Alewyns Hauptvorlesungen in überfüllten Auditorien, »Goethe I und II«, »Das Zeitalter des Barock«, und werde Teilnehmer seiner Seminare. Wann begegnet mir seine verblüffende Erklärung, dass »Minna von Barnhelm« auch ein Wechselspiel der Vermögensverhältnisse ist? Im Oberseminar »Soziologische Probleme im deutschen Drama« im Sommersemester 1950 entsteht meine Arbeit über Geldverkehr in Gellerts Lustspielen, sie führt zur Ausarbeitung einer Dissertation. Anfang 1952 ist die Doktorprüfung, Richard Alewyn, der Gutachter und Prüfer, ist auf dem Sprung zu seinem Gastsemester in den USA,¹ aber ein loser Briefwechsel mit ihm erstreckt sich über die nächsten Jahrzehnte.² Schon Ende 1953 kommt eine freundliche Auslands-Empfehlung für den ehemaligen Schüler »in his professional field«.³ In den siebziger Jahren sehen wir uns noch einmal in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, deren Mitglied Alewyn seit 1967 war.

Als Richard Alewyn in der Kölner Nachkriegsuniversität auftritt, erscheint er wie ein Bote aus einer anderen Welt und aus einer anderen Wissenschaft. Seine Vorlesungen sind überlaufen, aber in seinen Seminaren verlangt der »Neuankömmling« sorgfältige Lektüre und methodische Arbeit. Zuarbeit statt Feuilleton. Vom Privatleben des Lehrers erfahre ich während des Studiums lediglich, dass er seine Familie vorerst in Amerika zurückgelassen hat, von seiner Vorgeschichte nichts. Zu Begegnungen seiner Schüler, in der unwirtlichen Universität sowieso beschränkt, kommt es bei seltenen Einladungen in die Wohnung des Lehrers, nähere Bekanntschaft kann ich dabei mit Wolfgang Martens schließen. Er hatte noch bei Bertram gehört, promovierte nach mir bei Richard Alewyn, war sein Assistent in Berlin und wurde 1972 Professor in Wien, später in München. Eine Mitdoktorandin, die selbstbewusste Astrid Claes, sehe ich

- 1 Hans-Richard Altenhein, Geld und Geldeswert im bürgerlichen Schauspiel des 18. Jahrhunderts, Diss. Köln 1952. (Der angebotene Druck unterblieb.)
- 2 Bestände des Briefwechsels im Nachlass Richard Alewyn, DLA Marbach.
- 3 1952-1953 buchhändlerische Ausbildung. Danach Verlagstätigkeit bei R. Oldenbourg, S. Fischer und Luchterhand (Darmstadt). Richard Alewyn an Queens College New York, 4.1.1949: »Many others of these students are future [...] editors, or publishers.« (Nachlass Richard Alewyn, DLA Marbach).

nur von ferne. Nach ihrer Dissertation über die Lyrik von Gottfried Benn sollte sie im Dreieck Alewyn-Benn-Gruenter nachhaltig von sich reden machen.⁴ Vom Germanisten-Karneval 1950 gibt es ein Gruppenfoto mit Alewyn im bunten Zylinder.

Mittelpunkt des Geschäftszimmers in Köln ist der Assistent Herbert Singer, er hat schon 1950 bei Richard Alewyn promoviert⁵ und verwaltet auch die Sprechstunden des Professors. Arbeiten werden von Richard Alewyn handschriftlich kommentiert zurückgegeben, Lesbarkeit ist erwünscht (»Fangen Sie nicht mit allgemeinen Erörterungen an, fangen Sie mit dem Thema an«). Strukturierung ist wichtig. Ein sprechendes Beispiel für gleichzeitige Nähe und Distanz: In meinem Dissertations-Entwurf notiert Alewyn einige Hinweise auf noch zu lesende Literatur, so Hans M. Wolff, »Die Weltanschauung der deutschen Aufklärung« und Arnold Hirsch, »Bürgertum und Barock im deutschen Roman«.⁶ Dass dieser Autor ihm wohlbekannt gewesen war, 1934 nicht zur Habilitation in Frankfurt zugelassen wurde und, wie er selbst, das Land verlassen musste, erwähnt er nicht.

Als Richard Alewyn 1979 in Prien gestorben ist, kommt von dort noch ein vergessener Brief an mich. Im Dezember, so liest man, veranstaltet die Universität Bonn eine Gedächtnisfeier, an Nachrufen ist kein Mangel. Aber erst viele Jahre nach seinem Tod beginnt meine Recherche nach den Umständen seiner akademischen Existenz in der Weimarer Zeit, im Exil und nach der Remigration.⁷ Ein deutlicher Impuls: Der Bericht vom Marbacher Symposion von 1993 über den Perspektiven-Wechsel der Germanistik nach 1945.⁸ Im Wintersemester 2002, nach einem Lehrauftrag in Köln und nach Archivbesuchen dort und in Marbach, halte ich einen Vortrag über Alewyns Kölner Jahre im Rahmen des Gedenk-Kolloquiums bei Volker Neuhaus in der Kölner Universität, verbunden mit meinem eigenen 50-jährigen Doktorjubiläum. Im Sammelband zum späteren Osnabrücker Kolloquium erscheint dieser Vortrag, außerhalb der Tagungsbeiträge, in erweiterter Form.⁹ Die Theorie-Diskussion dieser Tagung, zwei Jahrzehnte nach Alewyns Tod, lässt ihn bereits als ferne Gestalt und forschungsdienliche Referenz erscheinen.

* * *

- 4 Siehe Jörg Döring, David Oels, »Wir machen ein Gedicht« oder: Professor Alewyn bittet Doktor Benn zum Symposion für kreatives Schreiben, in: Berliner Hefte 5, 2003, S. 7-24.
- 5 Rilke und Hölderlin, Köln: Böhlau 1957 (Literatur und Leben 3). Die Berliner Habilitation, ebenfalls bei Alewyn, 1959 an der FU Berlin.
- 6 Die Originalausgabe 1934 bei Baer in Frankfurt. Neuausgabe, hg. von Herbert Singer, 1957 bei Böhlau (Literatur und Leben 1). Das Buch von Hans M. Wolff 1949 bei Francke in Bern, als Lizenzausgabe in München.
- 7 Die genauesten biographischen Angaben in dem Eintrag von Regina Weber in: Christoph König (Hg.), Internationales Germanistenlexikon 1800-1950, Berlin: de Gruyter 2003, Bd. 1, S. 18-21.
- 8 Wilfried Barner, Christoph König (Hg.), Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, Frankfurt am Main: Fischer TB 1996.
- 9 Hans Altenhein, Richard Alewyns Kölner Jahre, in: Das Projekt Empfindsamkeit und der Ursprung der Moderne, hg. von Klaus Garber und Ute Széll, München: Fink 2005, S. 25-34.

In einem der wenigen autobiographischen Texte Alewyns findet sich die Erinnerung an frühe Zeiten im evangelischen Bibelkreis und dann in der Jugendbewegung, »ein großes Erlebnis«. ¹⁰ 1920, mit 18, beginnt sein akademisches Leben, das Studium verschiedener historischer Fächer sowie der Philosophie und der Soziologie in Frankfurt, Marburg, München und Heidelberg. ¹¹ 1925 promoviert Richard Alewyn ebenso früh wie erfolgreich bei Max von Waldberg in Heidelberg, geht nach Berlin, erhält Forschungsstipendien für eine Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts und wird 1931 mit einer Arbeit über den bislang unter Pseudonymen versteckten Barockdichter Johann Beer bei Julius Petersen habilitiert. ¹² Ein schneller Beginn. 1928 hat er geheiratet. 1931 wird er Privatdozent, 1932 planmäßiger außerordentlicher Professor für Neuere deutsche Literatur in Heidelberg, in der Nachfolge des verstorbenen, vielbewunderten Germanisten Friedrich Gundolf, für den er zuvor noch einen Nachruf in der Vossischen Zeitung geschrieben hatte, der weit in die Wissenschaftsgeschichte ausholt. ¹³ Die Wohnung des jungen Ehepaares ist am beliebten Philosophenweg. Alles deutet auf Zukunft. ¹⁴ Aber die Antrittsvorlesung im Januar 1933 fällt fast mit der nationalsozialistischen Machtergreifung zusammen. Schon am 7. April wird ein Berufsbeamtengesetz veröffentlicht, das den neuen Machthabern die Entlassung unerwünschter Mitglieder aus dem öffentlichen Dienst ermöglicht. Ein im Sinne dieses Gesetzes inkriminierender Hinweis auf die jüdische Familie der Großmutter erscheint dem jungen Professor unsinnig, aber im Juni wird Richard Alewyn mit dieser Begründung aus dem Hochschuldienst entfernt. Ein erneuter Einspruch, in dem er auf die niederländische Herkunft des geschiedenen Vaters und seine eigene Tätigkeit in der evangelischen Jugend verweist, bleibt wirkungslos.

Dieser plötzliche Abbruch einer kaum begonnenen Universitätskarriere, mit all seinen Konsequenzen für die Forschungsarbeit und die Publikationsgeschichte des Wissenschaftlers wie für die junge Familie, bleibt eine Zäsur im Leben Richard Alewyns. Das ruhelose Reise- und Exildasein, das jetzt folgt, ist in seinen Einzelheiten nur mangelhaft überliefert, aber die Chronologie spricht für sich. Schon im Wintersemester 1933 erhält Alewyn, mit Unterstützung von Stiftungen, eine Gastprofessur an der Pariser Sorbonne, Gastvorträge führen ihn nach London. 1935 geht er zusammen mit Frau Nelly und der kleinen Tochter von Paris nach Österreich, wo er in Rodaun im Nachlass Hugo von Hofmannsthal arbeiten kann. ¹⁵ Es wird sein zentrales Forschungs-

10 Ad me ipsum, in: Richard Alewyn (Ausstellungsführer), Freie Universität Berlin 1982, S. 31. Aus dem Nachlass.

11 König (Anm. 7).

12 Richard Alewyn, Johann Beer. Studien zum Roman des 17. Jahrhunderts, Leipzig: Mayer & Müller 1932. Textausgabe: Johann Beer, Die teutschen Winter-Nächte & Die kurzweiligen Sommer-Täge, Frankfurt am Main: Insel 1963.

13 Friedrich Gundolf, in: Vossische Zeitung, 15. Juli 1931. Ein über zwei Seiten gehender Text, »Dem lebendigen Geist« gewidmet.

14 Berliner Illustrierte, 25. Dezember 1932: »Einer der jüngsten Gelehrten an der Heidelberger Universität«, in: Facsimile Querschnitt, München: Scherz [1965], S. 182.

15 Christoph König, Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen, Göttingen: Wallstein 2001, S. 397-398. Zu Alewyns Hofmannsthal-Forschung insbesondere S. 409-416.



Quelle: Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum /
Fotosammlung Hugo von Hofmannsthal

thema bleiben. 1938 muss er vor dem »Anschluss« in die Schweiz ausweichen, über England erreicht er im Februar 1939 die USA. Erst im Wintersemester findet er, nach umständlicher Stellensuche, einen Arbeitsplatz als Dozent und später Professor für deutsche Sprache am Queens College in Flushing/New York,¹⁶ die Familie ist inzwischen nachgekommen. Vorher ist in Europa der Zweite Weltkrieg ausgebrochen und lässt ihn in Amerika erneut an seiner Identität zweifeln: Es gibt bald Kurse in »Elementary Military German« an amerikanischen Universitäten.¹⁷

Über die Jahre in den USA finden sich Mitteilungen in privaten Briefen, aber auch Berichte von Zeitgenossen wie Werner Vordtriede, dem jüngeren Verehrer von George und Gundolf.¹⁸ Empfand Alewyn die akademische Beschränkung? Überwog der Gedanke an die gesicherte Existenz der Familie im Haus am Long Island-Sund? (Werner Vordtriede unter dem 2. Mai 1946: »Sie leben ganz ländlich.«) Half ihm die praktische Arbeit mit den College-Studenten? Das Queens College besitzt leider keine persönlichen Unterlagen, so die freundliche Auskunft von Prof. Tamara Evans im Januar 2009. Sicher ist, dass die mangelnden Publikations- und Forschungsmöglichkeiten den nun Vierzigjährigen bedrückten. Sicher ist jedenfalls, dass Richard Alewyn gleich nach dem Krieg die Korrespondenz mit Europa wieder aufnimmt, so mit Ernst Beutler vom Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt. Von dort kommt ein Jahr nach Kriegsende auch die entscheidende Frage: »Was ich mir erlauben möchte, Sie zu fragen, ist jetzt dies: Würden Sie an eine deutsche Universität zurückkehren, wenn man Ihnen ein Ordinariat böte? Es sind eine Reihe Professuren hier frei geworden, da die Vorgänger Parteimitglieder waren. « Und weiter: »Ich habe das Glück gehabt, alle Gefahren gut überstanden zu haben. «¹⁹ So einfach? 1947 folgt, zur Überprüfung vieler Bedenken, in einem amerikanischen Freisemester und auf Stiftungskosten die erste Europa-Reise Richard Alewyns, dabei auch, vermittelt durch die britische Besatzung, der Besuch in Köln.²⁰ Ein Jahr danach kommt es dort zu einem Gastsemester, im Sommersemester 1949 endlich zur Berufung des amerikanischen Staatsbürgers auf den alten Lehrstuhl von Ernst Bertram. Aus der Einladung eines Gastes ist eine Aufgabe geworden. In seinem Antrag auf zeitweise Beurlaubung schreibt Richard Alewyn an das Queens College: »I have become aware [...] of the extreme urgency of the task.« In der Zwischenzeit bedarf der Unterhalt seiner Familie einer Regelung.²¹

Die Aufgabe ist anfangs erschwert durch das provisorische Leben in der Kölner Universität. Sie war mit ihren beschädigten Gebäuden 1945 in Eile wieder eröffnet worden, ihre Mensa immer noch mit Stehtischen, die Seminarbibliotheken erscheinen

16 Regina Weber, Alewyn als Briefschreiber, in: Garber/Széll (Anm. 9), S. 265-284.

17 Regina Weber, Zur Remigration des Germanisten Richard Alewyn, in: Die Emigration der Wissenschaften nach 1933, hg. von Herbert A. Strauss u. a., München u. a.: Saur 1991, S. 235-256, hier S. 243.

18 Werner Vordtriede, Das verlassene Haus, München: Hanser [1975].

19 Ernst Beutler an Richard Alewyn, 17.4.1946 (Nachlass Richard Alewyn, DLA Marbach).

20 Ein weiterer Vortrag in Frankfurt am 4.12.1947, »Hofmannsthals Wandlung«, in: Richard Alewyn (Anm. 10), S. 26.

21 Alewyn an Queens College (Anm. 3) – zugleich eine Programmschrift.

ausgeräumt.²² Zudem gibt das Buch des Zeitzeugen Leo Haupts²³ ein fatales Bild von den personellen Verhältnissen dort. Alewyns neue Kollegen, reaktivierte Wissenschaftler, haben in ihrem Standesbewusstsein ein weites Herz für >belastete< Kollegen oder sind selbst nicht unbelastet. Die Begegnungen mit Germanisten, die noch in der Zeit des Nationalsozialismus amtiert haben, sind für Richard Alewyn von nun an Routine, beiderseitiges Verschweigen ist deshalb eine Voraussetzung der Zusammenarbeit. Als direkter, jedoch verzögerter Nachfolger Ernst Bertrams, als Kollege von August Langen, der Bertram anfangs vertrat, muss er Befangenheit überwinden.²⁴ Umso mehr widmet er sich in den Kölner Jahren praktischer Aufbauarbeit, löst die beträchtlichen Beschaffungsprobleme, engagiert sich in der Organisation internationaler Beziehungen für die Kölner Studentenschaft im »Studentenbund für übernationale Föderation« (ISSF) und der mit vielerlei Hindernissen verbundenen Einrichtung eines Amerika-Instituts. Sein irgendwie beschafftes Auto, ein Vorkriegsmodell, parkt oft einsam vor der Universität. Regelmäßig berichtet er in den ersten Jahren an das Queens College, das ihn beurlaubt hat, wie an die Rockefeller Foundation, die seinen Aufenthalt unterstützt, darin auch über die Doktorarbeiten, die er anregt und betreut.²⁵ Zugleich versucht er, das Germanistische Institut, wie das Deutsche Seminar auf seinen Antrag jetzt heißt, personell zu erneuern, aber Friedrich Sengle, eben noch mein Mitgutachter gewesen, geht bald wieder. So wird Alewyn die Universität Köln 1955 ohne Bedauern in Richtung West-Berlin verlassen haben. Vorher hatte er noch in zweiter Ehe Marianne Blanca, geb. Schroeter (1913-1971) geheiratet; mit dem Stiefsohn Michael Schroeter, später Kardiologe in Prien, habe ich gelegentlich korrespondiert. Berlin hat sich für den einstigen Petersen-Schüler verändert: Hans Mayer in Leipzig wird bedauern, dass »die Tätigkeit in Westberlin« eine Einladung nach Weimar »vorerst« behindere.²⁶ Von Berlin erfolgt 1959 Alewyns Berufung nach Bonn, dort bleibt er bis zur Emeritierung 1967 und dem Umzug nach Perchting am Starnberger See. Das sind Stationen einer unbeendeten Remigration, durchsetzt von Reisen – in den sechziger Jahren fand ich seinen Namen im Gästebuch einer Pension in Florenz, mal ist er »in Südfrankreich unerreichbar«. Zugleich bleibt die Verbindung mit den USA bestehen, zwischen 1952 und 1971 ist Richard Alewyn immer wieder zu Gastprofessuren dort. Einmal wird eine Rückkehr zumindest erwogen, allerdings hatte er 1954, nach der neuen Heirat in Köln, die amerikanische Staatsbürgerschaft zurückgegeben.²⁷ Als er 1979 in Prien stirbt,

22 Hans Altenhein, Nachkriegslektüre, in: Merkur 68, 2014, H. 777, S. 178-182.

23 Leo Haupts, Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik, Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2007. Der Autor war von 1947 bis 1953 Kölner Student und später Geschichtsprofessor.

24 Norbert Oellers, Germanistik in Bonn und Köln 1945-1955, in: Öffentlichkeit der Moderne – die Moderne in der Öffentlichkeit. Das Rheinland 1945-1955, hg. von Dieter Breuer und Gertrude Cepl-Kaufmann, Essen: Klartext 2000, S. 175-195.

25 Weber (Anm. 17), S. 250.

26 Hans Mayer an Joachim Müller, 12. Juni 1956, in: Hans Mayer, Briefe 1948-1963, hg. und komm. von Mark Lehmstedt, Leipzig: Lehmstedt 2006, S. 392.

27 Weber (Anm. 16), S. 280.

bringt die ›New York Times‹ eine biographische Notiz: »Professor Alewyn returned to West Germany in 1948.«²⁸

Allein der studierenden Generation, anfangs noch mit gewesenen Offizieren, dann mit vormaligen Flakhelfern durchsetzt, gilt in Köln sein unbefangenes Zutrauen: »They are serious and very responsive.«²⁹ Mitstreiter findet er in der Zwischengeneration, zu nennen sind Herbert Singer, der erste Assistent, Berliner Habilitand und spätere Nachfolger in Köln, der früh verstarb, Eberhard Lämmert, Rainer Gruenter und der junge Karl Otto Conrady,³⁰ in Berlin Peter Szondi. 1952 kommt Victor Lange aus Amerika nach Köln, um Alewyn zu vertreten. Allen ist er freundlich zugetan. Merkwürdig bleibt das Verhältnis zu Benno von Wiese, der ein Studienkollege aus Vor-Hitler-Tagen ist und inzwischen in Deutschland Karriere gemacht hat. 1967 ist er, zusammen mit Herbert Singer, Herausgeber der ›Festschrift für Richard Alewyn‹, die zum 65. Geburtstag und zum Ende der Lehrtätigkeit des Geehrten herauskommt. Die Lebenserinnerungen Benno von Wieses, die nach Richard Alewyns Tod erscheinen, wiederholen das bekannte Muster vom »Emigranten« und »Daheimgebliebenen« und sind voller Peinlichkeiten.³¹ Dabei hat sich Richard Alewyn zum historischen Grundkonflikt bald nach der Rückkehr entschieden geäußert. Im Gedenkheft zu Goethes 200. Geburtstag erscheint in der ›Hamburger Akademischen Rundschau‹ sein Kölner Vortrag ›Goethe als Alibi?‹ mit dem alles entscheidenden Satz »Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald«. Später in Bonn erfährt er in der komplizierten Auseinandersetzung um den Rektor Hugo Moser, wie geschichtsvergessen die Zustände immer noch sind, wiewohl Walter Boehlich heftig protestiert:³² Alewyns lebhafteste, vielfach dokumentierte Reformbestrebungen innerhalb der Germanistik, schon in Köln begonnen, später in Berlin und schließlich in Bonn fortgesetzt, sind seine Antwort. Noch als Emeritus am Starnberger See trifft er sich mit Germanisten-Kollegen in einer Form, die sich verharmlosend »Alewyns Tafelrunde« nennt und in der man über die politische Verantwortung des Fachs redet.³³

In Alewyns Veröffentlichungen der Nachkriegszeit wird auf die Heidelberger Zäsur ausdrücklich verwiesen. Die Textausgabe des Romans von Johann Beer, die 1963 im Insel-Verlag erscheint, enthält die Bemerkung: »Einen Band mit Romanen Beers hatte der Herausgeber schon [...] für den Insel-Verlag Anton Kippenbergs vorbereitet, als die Ereignisse des Jahres 1933 sein Erscheinen verhinderten.«³⁴ Auf eine 1938 begonnene

28 <https://www.nytimes.com/1979/08/16/archives/richard-alewyn-an-exprofessor-of-german-at-queens-college-77.html?searchResultPosition=1> (9.4.2024).

29 Brief an Queens College (Anm. 3), S. 3.

30 Siehe Karl Otto Conrady, Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966, in: Diskussion Deutsch 19, 1988, H. 100, S. 126-143.

31 Benno von Wiese, Ich erzähle mein Leben, Frankfurt am Main: Insel 1982, S. 351.

32 Briefe an Richard Alewyn, 29. November 1964 und 27. Oktober 1966 (Hinweis von Carsten Wurm).

33 Albrecht Schöne, Erinnerungen, Göttingen: Wallstein 2020, S. 256-264 (mit dem Privatporträt, um 1933).

34 Beer (Anm. 12), S. 859.

›Kulturgeschichte des Barock‹ wird 1959 ausdrücklich hingewiesen,³⁵ die geplante Hofmannsthal-Monographie, durch die Arbeit im Nachlass 1935 vorbereitet, wird 1958 erwähnt.³⁶ Eine Zettelsammlung zum Projekt ›Der empfindsame Dilettant‹ ruht im Nachlass. Eine Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts als »Ursprung der Moderne« bleibt unbegonnen. Die Klage über Alewyns ungeschriebene Bücher ist verbreitet. Aber die Klage über das Nicht-Vorhandene verstellt den Blick auf die Menge des Vorhandenen: »Das Werk Richard Alewyns ist verstreut und schwer übersehbar.«³⁷ In der Tat: Die bibliographische Dokumentation in Klaus Garbers Buch enthält neben den selbständigen Veröffentlichungen des Autors eine Fülle von ausgearbeiteten Essays, von Rezensionen, Zeitschriftenartikeln, Paratexten und Lexikonbeiträgen. Das Verzeichnis ist eine Reise durch die Literaturgeschichte und ihre Vermittlungsformen: Von einem Zeitschriftenartikel über ›Opitz in Thorn‹ von 1926 bis zum Starnberger Tagungsbeitrag ›Die literarische Angst‹ von 1964. Die ›Anatomie des Detektivromans‹, in Wirklichkeit eine ganze Erzähltheorie, erscheint 1968 in zwei Folgen der Wochenzeitung ›Die Zeit‹. In den siebziger Jahren setzt sich Richard Alewyn mit Uwe Johnsons Jahrhundertroman ›Jahrestage‹ auseinander.³⁸ Hinzu kommt die herausgeberische Tätigkeit für die Reihe ›Literatur und Leben‹ (Neue Folge, 1957-1976) und für die Zeitschrift ›Euphorion‹ (1957-1961), jeweils in der Zusammenarbeit mit angesehenen Verlagen. Mit dem Sammelband ›Probleme und Gestalten‹ (1974 bei Insel) wird der Autor zuletzt sein eigener Herausgeber. Hinzu kommen die Briefwechsel, hinzu kommen die Rundfunksendungen und Vorträge des gelehrten Publizisten. Als Gast beim Osnabrücker Kolloquium hatte ich erstmals Gelegenheit, die dort zusammengetragene Bibliothek Alewyns zu besichtigen und war noch einmal überrascht vom Ausmaß seiner Arbeits- und Lese-Interessen, darin viel Unerwartetes, von Brecht und Bloch bis zu Nachkriegsbüchern von Elisabeth Langgässer und Albrecht Goes, Widmungsexemplare von Karl Jaspers bis Gottfried Benn eingeschlossen.³⁹ In der Bonner Zeit, berichtet Eberhard Lämmert, musste ihm in der Universität ein Magazin freigemacht werden, das den Überfluss seiner Privatbibliothek aufnahm.⁴⁰ In Starnberg sprach man von einer Garage voller Detektivromane. Diese Leselust übertrug sich zwangsläufig auf seine Schüler.⁴¹ Der Titel meiner Abschiedsvorlesung als Lehrbeauftragter in Mainz lautete ›Lesen. Wahnsinn‹.

* * *

35 Richard Alewyn, Karl Sälzle, Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Deutung, Hamburg 1959 (rde 92), S. 8.

36 Richard Alewyn, Über Hugo von Hofmannsthal, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1958, S. 3. Siehe auch Michael Moll, Hofmannsthals ›Der Schwierige‹ und seine Interpreten, Göttingen: Wallstein 2019, S. 299-304.

37 Klaus Garber, Zum Bilde Richard Alewyns, München: Fink 2005, S. 111.

38 Richard Alewyn, Eine Materialprüfung. Bei Durchsicht eines sechs Jahre alten Romans, in: Über Uwe Johnson, hg. von Raimund Fellinger, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970 (es 405), S. 238-247.

39 Widmungs- und Handexemplare aus der Bibliothek Alewyn. UB Osnabrück 2002 (Privatarchiv).

40 Eberhard Lämmert, Wiederbegegnung mit Richard Alewyn, in: Richard Alewyn (Anm. 10), S. 5.

41 Siehe Altenhein (Anm. 9), S. 33-34.

Richard Alewyns literarische Welt erstreckte sich über Hofmannsthal und das Barocktheater, über Empfindsamkeit und Eichendorff, über Räuber- und Detektivromane. Sie verdankte sich einer weit ausholenden Suche nach der historischen Wirklichkeit von Literatur und entzog sich dabei den Kategorien einer herkömmlichen Literaturwissenschaft.⁴² So erhält sich die Erinnerung an einen eigenwilligen Lehrer, der, vielbelesen, sprach- und sprachengewandt, mit Sachlichkeit und Genauigkeit in den literarischen Zeugnissen auf Erkenntnissuche ging – in einer Zeit der Umorientierung seines Fachs und, wie man hoffen muss, mit zunehmender Genugtuung.

(Prof. Dr. Hans Altenhein, Auf dem Weißgerber 7, 64404 Bickenbach; E-Mail: hans.altenhein@t-online.de)

42 Vincenz Pieper, Richard Alewyns Konzeption der historischen Wissenschaften, in: Euphorion 115, 2021, H. 4, S. 435-476. Die gründliche und kritische Arbeit sieht Alewyn in der Spannung zwischen zwei Modernisierungsphasen der Germanistik.

1. Überblick

Die zuverlässigste und zugleich umfassendste Grundlage für jede wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Gesamtwerk Paul Celans bietet die von der Bonner Arbeitsstelle besorgte und seit 1990 erscheinende historisch-kritische Ausgabe (BCA), von der bislang freilich erst sechzehn Bände in der Abteilung I, »Lyrik und Prosa«, erschienen sind. Eine in Tübingen erarbeitete Studienausgabe (TCA) setzt sich zum Ziel, die vielfältige und teilweise komplexe Textüberlieferung durch Auswahl der wiedergegebenen Vorstufen zu vereinfachen und durch eine Systematisierung der genetischen Darstellung einem weiteren Nutzerkreis zugänglich zu machen. Die Tübinger Edition, die mit den neun inzwischen erschienenen Bänden abgeschlossen vorliegt, berücksichtigt allerdings allein die von Celan selbst in seiner Pariser Zeit zusammengestellten und autorisierten Lyriksammlungen sowie die Büchner-Preis-Rede »Der Meridian«. Als reine Leseausgabe wenden sich die bereits 1983 in fünf Bänden erschienenen »Gesammelten Werke« an ein breiteres Publikum: Sie umfasst alle vom Dichter selbst veröffentlichten oder für den Druck vorbereiteten Texte einschließlich der Prosa und den Übersetzungen mit einzelnen Ergänzungen aus dem Nachlass. Weitere Teile des Nachlasses erschließen Sammlungen von Texten aus dem »Frühwerk« (1989), der 1997 erschienene Band der »Gedichte aus dem Nachlaß« sowie eine Zusammenstellung von Prosatexten aus dem Nachlass Celans, die 2005 unter dem Titel »Mikrolithen sind, Steinchen« veröffentlicht wurde: Von Barbara Wiedemann, die bereits die drei zuvor genannten Ausgaben mit herausgegeben hatte, ist 2003 auch ein erster, wenn auch nicht unproblematischer Versuch einer »Kommentierten Gesamtausgabe« der »Gedichte« vorgelegt worden. Er ist 2018 – überarbeitet – in Wiedemanns »Neue kommentierte Gesamtausgabe« der »Gedichte« Celans übernommen worden.

2. Überlieferungslage

Die Herausgabe des dichterischen Gesamtwerks Paul Celans kann auf eine geradezu ideal zu nennende Ausgangsposition zurückgreifen: Celan hat nicht nur mit großer Sorgfalt die Publikation seiner Texte vorbereitet und deren Drucklegung überwacht, er hat darüber hinaus insbesondere in seinem letzten Lebensjahrzehnt fast alle Text-

1 Der vorliegende Bericht wurde zunächst für die dritte Auflage des Celan-Handbuchs des Metzler-Verlages konzipiert; eine Drucklegung des seit 2019 vorliegenden Manuskriptes erfolgte bislang jedoch nicht. Ich habe deshalb meine Mitarbeit am Celan-Handbuch aufgekündigt und diesen Bericht für eine Veröffentlichung in der Zeitschrift »Geschichte der Philologien« zur Verfügung gestellt. Das ursprüngliche Manuskript habe ich aktualisiert und erweitert; Literaturangaben finden sich am Ende des Textes.

zeugen, die seine Arbeit an Gedichten, an Prosaschriften und Übersetzungen dokumentieren, in beschrifteten Mappen abgelegt und zumeist auch selbst datiert.

Eine Ausnahme bildet allein das Frühwerk, dessen Überlieferung viele Fragen aufwirft. Eine erste Auswahl aus diesem Schaffensabschnitt stellte Celan bereits in der 1948 in Wien erschienenen Gedichtsammlung ›Der Sand aus den Urnen‹ zusammen. Allerdings hatte er wegen seines Umzugs nach Frankreich keine Gelegenheit, selbst die Druckfahnen durchzusehen. Als er nachträglich eine Fülle zum Teil sinnentstellender Druckfehler entdeckte, zog er den Band zurück und versagte auch späterhin seine Zustimmung zu einem Neudruck.² Einen Teil der Gedichte, so auch die ›Todesfuge‹, die seinen Ruhm als Dichter begründete, übernahm er 1952 in die Sammlung ›Mohn und Gedächtnis‹. Dieser erste in Paris zusammengestellte Gedichtband zeigt schon die spezifische Arbeitsweise, mit der Celan nunmehr an die Publikation der eigenen Texte ging. Auswahl und insbesondere Komposition der Gedichte wurden mit Bedacht vollzogen, die Druckvorlagen mehrfach durchgesehen oder auch neu geschrieben und die Drucklegung bis zur Auslieferung durch den Verlag kritisch verfolgt. Das gilt in gleicher Weise für alle in den Folgejahren von Celan selbst zum Druck gebrachten Lyriksammlungen: ›Von Schwelle zu Schwelle‹ (1955), ›Sprachgitter‹ (1959), ›Die Niemandrose‹ (1963), ›Atemwende‹ (1967) und ›Fadensonnen‹ (1968).

Druckvorlagen für den Band ›Lichtzwang‹, der im Sommer 1970 bei Suhrkamp herausgegeben wurde, hatte Celan noch Anfang März 1970 – etwa sechs Wochen vor seinem Tod – an den Verlag geschickt. Die Korrekturfahnen erreichten ihn allerdings nicht mehr. So muss dieser Druck im strengen Sinn bereits als eine Nachlasspublikation bewertet werden. Denn Celans Gewohnheit, auch noch während der Drucklegung Veränderungen in der Abfolge der Gedichte, im Wortlaut, in der Interpunktion und in der Versaufteilung vorzunehmen, lässt eine endgültige Autorisation der postum erschienenen Textgestalt als fraglich erscheinen. Das gilt erst recht für die postum erschienene Gedichtsammlung ›Schneepart‹ (1971); unter diesem Titel fanden sich zwar im Nachlass sehr weit gediehene Zusammenstellungen von Gedichten aus den Jahren 1967/1968 und vor allem eine Reinschrift, die Celan im September 1969 seiner Frau übergeben hatte, doch selbst in dieser sorgfältig angelegten Niederschrift verweisen eine im Ansatz stecken gebliebene zyklische Gliederung und vor allem ein Inhaltsverzeichnis, das bei der Aufführung eines mit Bleistift gestrichenen Gedichtes abbricht,³ auf eine Vorläufigkeit, die bei einer fortgeführten Vorbereitung für eine Drucklegung zweifellos zu weitergehenden Veränderungen geführt hätte.

Texte, die Celan nicht in seine Gedichtsammlungen aufnahm oder später aus den Zyklen wieder ausschied, sammelte er in Mappen, die er mit Aufschriften wie »Aus Niemandrose: nicht zur Veröffentlichung aufgenommen« (BCA 6.2, S. 21) oder »Umkreis ›Lichtzwang‹« (BCA 9.2, S. 29) versah. Ebenso beschriftete er Titellisten, Vorstufen, Durchschläge von Typoskripten und legte sie in Mappen ab, so dass sich eine

2 Vgl. dazu das editorische Nachwort in: Celan, GW, Bd. 3, S. 210.

3 Vgl. hierzu die editorische Vorbemerkung zu BCA, Bd. 10.2, S. 9-13, sowie die Beschreibung der Sammelzeugen AI 1 und AI 2, ebd., S. 21-30.

fast lückenlose Dokumentation der Genese jener Gedichte ergab, die er für aufhebenswert erachtete. Selbst Mappen mit der Aufschrift »nicht veröffentlichen!« und »unveröffentlichbar« (BCA 14, 22 und 32) sind mehrfach überliefert, eine Anweisung, die freilich mit der Tatsache, dass Celan die entsprechenden Textzeugen nicht selbst vernichtete, in Kollision gerät. Vernichtet hat er allerdings weitgehend Spuren aus der Textgenese, die auf Entwicklungsstufen *vor* einem gewissen Fertigungsgrad der Gedichte zurückgehen. In ihrem »Vorläufigen editorischen Bericht« sprechen die Herausgeber der historisch-kritischen Bonner Celan-Ausgabe, einen von Celan selbst geprägten Begriff aufgreifend, von einem »qualitativen Wechsel«,⁴ mit dem zunächst in Listen festgehaltene Wörter, Lesenotizen, einzelne Bilder und Verse in den Status von Gedichten übergehen. Diese »Materialien« aus der Zeit vor der eigentlichen Gedichtfixierung sind »nur sehr bruchstückhaft, zufällig und verstreut« überliefert.⁵

Ein ähnliches Bild eines mit großem Verantwortungsbewusstsein vorgehenden Herausgebers und Archivars der eigenen schriftstellerischen Produktion zeigen auch die Prosaschriften sowie – mit einigen Abstrichen – die Übersetzungen aus sieben Fremdsprachen. Insbesondere die »Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises« »Der Meridian« (1961) ist in einer Fülle von Zeugnissen dokumentiert, die von ersten Aufzeichnungen bis hin zu den sorgfältig durchkorrigierten Druckfahnen reichen. Die Übersetzungen zeigen freilich in manchen Fällen Merkmale einer nicht mit der gleichen Akribie durchgeführten Gelegenheitsarbeit. Den größten Teil seiner »Übertragungen« betrachtete Celan jedoch als gleichrangig neben seinen eigenen Dichtungen. Die reichlich überlieferten Zeugnisse dieser oftmals mit großem Aufwand betriebenen Tätigkeit geben Einblick in eine theoretisch vielfach reflektierte Praxis moderner Übersetzungskunst.

3. Erste Leseausgaben

Der verantwortungsvolle Umgang mit den Zeugen der eigenen dichterischen Produktivität hat Celan bewogen, schon zu Lebzeiten sich um die editorische Pflege seines literarischen Nachlasses zu kümmern. Im Dezember 1967 bestimmte er Beda Allemann als denjenigen, der im Falle seines Ablebens eine Edition seines dichterischen Œuvres betreuen sollte. Noch zu seinen Lebzeiten hatte der Dichter für die *edition subrkamp* einen Band »Ausgewählte Gedichte« mit dem Abdruck der »Zwei Reden«, die er anlässlich der Verleihung der Literaturpreise in Bremen und Darmstadt hielt, zusammengestellt. Das Nachwort Allemanns zu diesem Band ist heute noch lesenswert (Celan 1968). 1975 erschien in der *Bibliothek Subrkamp* unter dem Titel »Gedichte« in zwei Bänden der »Kernbestand der Celanschen Lyrik«:⁶ die von Celan selbst veröffentlichten bzw. für den Druck vorbereiteten Gedichtsammlungen einschließlich der 1970

4 Brief Celans an Hans Bender vom 18. November 1954, BCA, Bd. 16, S. 491, vgl. Lohr 1996, S. 14.

5 Bücher/Gellhaus/Lohr 1996, S. 200 f. und S. 203.

6 Allemann 1975, S. 421.

und 1971 postum erschienenen Bände ›Lichtzwang‹ und ›Schneepart‹, allerdings ohne den von Celan zurückgezogenen Band ›Der Sand aus den Urnen‹. Die als »Lese-Ausgabe« (ebd.) sich ausgebende Sammlung bietet immerhin einen kritisch durchgesehenen Textbestand: Die von Celan ohnehin mit großer Sorgfalt kontrollierten Sammlungen konnten noch einmal aufgrund der Handexemplare des Dichters und unter Berücksichtigung der Druckvorlagen in Einzelfällen korrigiert werden, so dass die Textwiedergabe insgesamt als weitgehend zuverlässig angesehen werden kann.

3.1. Die Ausgabe der ›Gesammelten Werke‹

1983 begann im Suhrkamp Verlag die Ausgabe der ›Gesammelten Werke‹ (GW) zu erscheinen. Beda Allemann und Stefan Reichert (unter Mitwirkung von Rolf Bücher) zeichneten als verantwortliche Herausgeber. Als Band I und II wurden zunächst unverändert die beiden bereits vorliegenden Gedichtbände übernommen. In Band III ›Gedichte Prosa Reden‹ folgten – als Ergänzung der »autorisierten« Sammlungen der Gedichte – nunmehr auch der vollständige Wiederabdruck des Gedichtbandes ›Der Sand aus den Urnen‹ sowie eine bereits 1976 unter dem Titel ›Zeitgehöft‹ postum erschienene Auswahl nachgelassener Gedichte und schließlich eine Abteilung verstreuter Gedichte, die zu Lebzeiten des Dichters erschienen waren. Im Zentrum des Bandes steht die poetisch-essayistische, aphoristische und poetologische Prosa, u. a. das ›Gespräch im Gebirg‹ und die Reden anlässlich der Verleihung des Bremer Literaturpreises und des Georg-Büchner-Preises (›Der Meridian‹). Alle Texte dieses dritten Bandes sind wiederum sorgfältig kritisch durchgesehen; insbesondere für die Sammlung ›Der Sand aus den Urnen‹ konnten aufgrund der korrigierten Handexemplare Celans die zum Teil sinnentstellenden Druckfehler beseitigt werden. In den nachfolgenden zwei Bänden der GW, die 1986 der bislang dreibändigen Leseausgabe hinzugefügt wurden, stellten die Herausgeber eine erste Sammlung der bislang nur in verstreuten Einzeldrucken zugänglichen ›Übertragungen‹ Celans ins Deutsche zusammen, in Bd. IV Übersetzungen aus dem Französischen, in Bd. V. Übersetzungen aus dem Russischen, Englischen und Amerikanischen, Italienischen, Rumänischen, Portugiesischen und Hebräischen. Den Übertragungen sind jeweils Originaltexte aus den verschiedenen Sprachen gegenübergestellt, wobei die Herausgeber allerdings nur teilweise auf die von Celan herangezogenen Ausgaben zurückgriffen. Unter Ausschluss einzelner »Gelegenheitsarbeiten« bieten die beiden Bände zumindest einen ersten Überblick über jene Übersetzungen, die Celan noch zu Lebzeiten selbst veröffentlicht hatte. Um diese »andere Seite der Dichtung« Celans⁷ in ihrer vollen Bedeutung zu zeigen, wäre freilich eine Berücksichtigung jener Übertragungen der letzten Lebensmonate, die Celan nicht mehr druckfertig machen konnte, sowie zumindest eine Auswahl von Übersetzungstexten aus dem Nachlass sinnvoll gewesen. Der Marbacher Ausstellungskatalog ›Fremde Nähe‹ aus dem Jahr 1997 gibt einen ausgezeichneten

7 Gellhaus/Bücher 1997, S. 389.

Einblick in diesen für Celan so wichtigen Produktionsbereich, der selbst in einer Werkausgabe, die sich eine erste Orientierung über das Gesamtwerk des Dichters zum Ziel setzt, angemessener vertreten sein sollte. Der Marbacher Katalog, den der federführende Herausgeber der BCA kenntnisreich zusammenstellte und in dem er gemeinsam mit den einzelnen Beiträgern die Übersetzungstätigkeit Celans materialreich dokumentierte, bietet denn auch einen ersten Umriss dessen, was eine wünschenswerte historisch-kritische Edition der Übertragungen des Dichters zu leisten hat.

Im Jahr 2000 entschloss sich der Suhrkamp Verlag, seine Edition der GW um zwei weitere Bände zu ergänzen: Er übernahm die zunächst 1989 und 1997 einzeln erschienenen Einzelausgaben des ›Frühwerks‹ und der ›Gedichte aus dem Nachlaß‹ als Band VI und VII in die Gesamtausgabe. Allerdings weichen die neu hinzugekommenen Bände in ihrer Gesamtkonzeption wie auch in der Aufbereitung der Texte stark von den vorhergehenden Teilen der GW ab. So ist es denn mehr als verwunderlich, dass auf den Titelblättern die bisherigen Herausgeber wiederholt werden, obwohl zwei von ihnen bereits neun Jahre vorher verstorben waren und auch Rolf Bücher an der Neuorientierung der GW kaum mitgewirkt haben dürfte. Wenn es denn auch durchaus sinnvoll erscheinen mag, auch in einer »Leseausgabe« Daten der Entstehung und der Herkunft der Texte abzdrukken, so ist die Aufnahme eines weit ausholenden und in die Deutung der Gedichte eingreifenden Kommentars – so vor allem in Bd. VII – kaum mit der ursprünglichen Zielsetzung der zuvor erschienenen Bände zu vereinbaren. Insgesamt kann die Ausgabe der GW ihre ursprüngliche Zielsetzung nur teilweise erfüllen: Durch die mehrfache Erweiterung ist sie weit davon entfernt, ihren Anspruch eines ersten zuverlässigen Einstiegs in das Gesamtwerk zu erfüllen. Sie ist nicht nur in der Wiedergabe der originalen Texte des Dichters uneinheitlich, sie kann auch kaum eine schnelle Orientierung über das Werk geben. Das stellt sich schon bei dem Versuch heraus, sich etwa über das lyrische Schaffen einen Überblick zu verschaffen: Die Gedichte sind in fünf verschiedenen Bänden, z. T. sogar mehrfach in unterschiedlichen Versionen, verteilt. Dazu gibt es – beispielsweise im letzten Band – kein Gesamtregister; Verweise auf andere Ausgaben, die weiterführende Informationen bieten, sucht man vergebens. Wenn auch die Bände der BCA oder auch der TCA zumeist nach der Drucklegung der Einzelbände der GW erschienen sind, so wäre heute, wo beide Editionen zumindest für den Bereich der Lyrik und Prosa abgeschlossen vorliegen, zumindest ein Nachtrag wünschenswert, in dem durch zusätzliche Register und Verweise eine Verknüpfung mit den wissenschaftliche Texteditionen gewährleistet wird.

4. Die Bonner historisch-kritische Ausgabe (BCA)

Wenn es den Herausgebern von GW gelang, zumindest mit Band I bis V eine zwar nicht vollständige, dennoch insgesamt zuverlässige Textbasis für eine Beschäftigung mit dem dichterischen Werk Celans bereitzustellen, so ist das nicht zuletzt den gleichzeitig begonnenen Vorbereitungen für die historisch-kritische Gesamtausgabe der ›Werke‹ Paul Celans (BCA) zu verdanken. Sie wurde Anfang der 1970er Jahre durch

Beda Allemann in Gang gesetzt. Die beiden Mitarbeiter Stefan Reichert und Rolf Bücher übernahmen die Aufgabe, eine genaue systematische Erschließung und Anreicherung des Nachlasses durchzuführen, die zahlreichen Textzeugen, die in verschiedenen Ländern verstreut außerhalb des Nachlasses überliefert sind, zu erfassen und zu kopieren sowie Umschriften des umfangreichen Textbestandes herzustellen. In den Jahren 1971 bis 1990 (mit Nachträgen 2008) arbeitete Rolf Bücher eine in sich konsistente Siglierung aller Textzeugen aus, die als Grundlage jeder weiteren editorischen Erschließung des Gesamtwerks Celans dienen kann.⁸ Die Überführung des Nachlasses Celans in das Deutsche Literaturarchiv in Marbach im Jahre 1990 bedeutete schließlich für die Bonner Arbeitsstelle eine erhebliche Arbeitserleichterung. Erst nach Abschluss dieser aufwendigen Vorarbeiten konnte 1990 als erster Band 7 mit der Gedichtsammlung ›Atemwende‹ erscheinen. Der Tod Beda Allemanns im August 1991 und der Ausfall Stefan Reicherts, der bereits im Vorjahr 1990 verstarb, bedeuteten für die Realisierung der Edition einen herben Rückschlag; Axel Gellhaus und Rolf Bücher, die nunmehr als verantwortliche Herausgeber zeichneten, mussten die Arbeit neu organisieren, neue Bandbearbeiter gewinnen und den ursprünglichen Editionsplan einschneidend verändern. Inzwischen liegt immerhin die »Abteilung I« der BCA mit dem gesamten lyrischen Œuvre und der Prosa abgeschlossen vor. Zu ihr gehören neben den von Celan selbst für den Druck vorbereiteten Gedichtsammlungen (Band 1-10) die verstreut publizierten und die nachgelassenen Gedichte (Band 11-14), Band 15 ›Zu Lebzeiten publizierte Prosa und Reden‹ und Band 16 ›Materialien zu Band 15 und Prosa im Nachlass‹. Die bereits weitgehend vorbereitete »Abteilung II« soll – als Ergänzung der ersten Abteilung – in voraussichtlich 5 Bänden die Dokumente und Materialien zum dichterischen Werk aufnehmen, für »Abteilung III«, die Celans ›Übertragungen‹ fremdsprachiger Texte in die deutsche Sprache umfassend dokumentieren wird, sind nach gegenwärtigem Stand der Planung ca. 7 Bände vorgesehen. Eine Edition der Tage- und Notizbücher ist zurzeit noch nicht geplant; sie kann – ebenso wie eine Gesamtedition der Briefe von und an Celan – frühestens nach Ablauf der Schutzfrist begonnen werden.

Die Bände 1 bis 10 und Band 15 sind jeweils als Doppelbände erschienen. Der erste Teil enthält die »edierten Texte« der Gedichtsammlungen⁹ und Prosaveröffentlichungen, der zweite den »Apparat«. Die Textkonstitution sucht konsequent dem Prinzip der Zeugentreue zu folgen: Das gilt insbesondere auch für die von Celan zusammengestellten, von ihm jedoch nicht publizierten Gedichtsammlungen (Band 1, 9 und 10) sowie für die zu Lebzeiten »verstreut gedruckten« und für die »nachgelassenen Gedichte« (Band 11-14). In der Gedichtanordnung, Seitenaufteilung und typographischen Präsentation hält sich die Wiedergabe der Gedichttexte streng an die von

8 Vgl. Bücher 2010.

9 Eine gewisse Sonderstellung gilt für Bd. 1. Im Vordergrund steht zwar auch hier eine von Celan komponierte Gedichtsammlung, die in einem Manuskript aus dem Jahr 1944 reinschriftlich vorliegt. Anders als in den nachfolgenden Bänden werden jedoch bereits in diesem Band weitere nachgelassene Einzelgedichte aus dem ›Umkreis‹ der Frühdichtungen zum Abdruck gebracht.

Celan hergestellten Vorlagen; der unfertige Charakter der überlieferten Manuskripte aus dem Nachlass wurde grundsätzlich bewahrt, fehlende Interpunktion nicht ergänzt und die oftmals begegnende Uneinheitlichkeit der Orthographie nicht normiert. Nur bei wenigen offensichtlichen und sinnentstellenden Schreib- und Druckfehlern griffen die Herausgeber ein, wobei die Emendationen selbstverständlich im Apparat nachgewiesen werden.

Der editorische Grundsatz der Authentizität, dem die edierten Texte der BCA vollauf entsprechen, führte konsequenterweise dazu, dass in Band 11-14 die Konzeption der Doppelbände aufgegeben werden musste. Denn bei den in diesen Bänden aufgenommenen Gedichtfragmenten und -bruchstücken ließen sich in vielen Fällen weder »edierte« noch »konstituierte Texte« herstellen: Die genetische Darstellung der Textüberlieferung, die in Band 1 bis 10 jeweils dem zweiten Teilband vorbehalten war, musste oftmals an die Stelle von konstituierten Lesetexten treten; *Text* und *Apparat* ließen sich somit in diesem Teil der Edition nicht mehr separieren. Nur auf diese Weise konnte der oftmals fragmentarische Status der vom Dichter nicht abschließend bearbeiteten Texte von den von Celan noch selbst zum Druck gebrachten Veröffentlichungen deutlich abgesetzt werden.

Im *Apparat zu den Gedichten* werden alle Zeugen, die zu den einzelnen Gedichten überliefert sind, vollständig wiedergegeben, wobei – wie in vielen anderen Editionen – die Frage, welche Teile der Textüberlieferung einem bestimmten Gedicht und seiner Genese zuzuschlagen sind, in Einzelfällen erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Die Herausgeber richteten sich bei der Bestimmung der Werkzugehörigkeit zunächst nach den Vorgaben Celans, der vielfach die Vorstufen zu den Gedichten, wie in Abschnitt 1 im Einzelnen dargestellt, in eigenen Mappen zusammengestellt hat. Celan hatte zudem mit dieser Dokumentation seiner eigenen Entwurfsarbeit eine »Grenzziehung« vorgegeben, die die Gedichtgenese im engeren Sinn von einer Wortmaterial sammelnden und »Ideen« festhaltenden Vorarbeit – vom Autor selbst zumeist mit der Kürzel »- i -« gekennzeichnet – trennt. Axel Gellhaus hat in seinem Aufsatz »Wortlandschaften. Konzeption und Textprozesse bei Celan« an der Textüberlieferung zur Gedichtsammlung »Die Niemandrose« gezeigt, dass es – insbesondere für die spezifische Arbeitsweise Celans – sinnvoll sei, zwischen einer »Konzeptgenese« und einer »Textgenese« im »engeren Sinn« zu unterscheiden.¹⁰ Das »Konzept« umfasst nach Gellhaus »frühe Fixierungsstadien [...], in denen allenfalls einzelne Motive aus oder thematische Zusammenhänge mit den später publizierten Gedichten sichtbar werden«, ohne dass sie sich schon eindeutig einem bestimmten Werk zuordnen lassen. Erst wenn sich aus diesen »Vorarbeiten« – z. B. einzelnen Stichworten, Notizen, Plänen – spezifische dichterische Strukturen entwickeln, wenn sie einem bestimmten Werkzusammenhang zugeordnet werden können, erreichen sie einen Status, der als poetischer »Text« anzusprechen sei. In diesem Sinn spricht Celan in seinem Brief an Hans Bender vom 18.11.1954 von einem »qualitativen Wechsel, den das Wort erfährt, um zum Wort

10 Vgl. Gellhaus 2010, S. 67.

im Gedicht zu werden«, und er zitiert, um einen solchen Prozess zu verdeutlichen, Paul Valéry, »Dichtung [...] sei Sprache in statu nascendi, freiwerdende Sprache« (BCA 16, S. 491) Entsprechend dieser grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Ideensammlung und vorbereitenden Notizen einerseits und gedichtbezogener Entwurfsarbeit andererseits dokumentieren die Herausgeber der BCA nur jenen Teil der Textüberlieferung vollständig, der zweifelsfrei »die Entstehung des Gedichtes als solches betrifft«. Mit dieser Entscheidung wollen sie den poetischen »Findungsprozess« vor der »hypothetisch« angesetzten Grenzziehung möglichst »offen« halten.¹¹

Die Darstellung der in diesem Sinn definierten Gedichtentstehung sucht konsequent »textgenetisch« zu verfahren: Alle dem Gedicht zugeschlagenen Textzeugen werden als »Textstufen« chronologisch angeordnet, wobei freilich die so entstehende Chronologie der Überlieferungsträger nicht unbedingt der tatsächlichen zeitlichen Folge der einzelnen Be- und Überarbeitungsschritte innerhalb der Gedichtgenese entsprechen muss. Einzelne spätere Eintragungen auf einem Textzeugen können zugleich mit oder sogar nach der Niederschrift von in der Darstellung nachfolgenden »Textstufen« erfolgt sein.

Dem »prinzipiell offenen« Darstellungsansatz, der von vornherein eine Lückenhaftigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit der Überlieferung, insbesondere der frühen Phasen der Gedichtentstehung einkalkuliert, soll eine rückwärts laufende Zählung der »Textstufen«, welche die am Ende stehende Textfassung – sie entspricht zumeist dem »edierten« oder »konstituierten Text«, soweit ein solcher zweifelsfrei ermittelt werden konnte – in der Regel an die erste Position der Zahlenskala setzt, der frühesten dargestellten Textstufe demgegenüber die höchste Exponentenziffer zuweist. So plausibel auf den ersten Blick die Begründung dieser unkonventionellen Entscheidung auch erscheinen mag, so tritt deren Problematik an denjenigen Stellen zu Tage, an denen sich die Herausgeber gezwungen sahen, einen anderen als den vom Autor zuletzt bearbeiteten Textzeugen als »edierten Text« auszuwählen. Den varianten Text derjenigen Handschriften und Typoskripte, die dem »edierten Text« vorhergehen, stellt der Apparat in einer integralen textgenetischen Verzeichnung dar: In einer Zeilensynopsis werden dem Grundtext eines Zeugen alle auf diesem Überlieferungsträger erscheinenden Varianten so zugeordnet, dass die Veränderungen innerhalb eines Verses in einer genetischen Folge untereinander erscheinen. Dabei werden diakritische Zeichen, die zum Verständnis dieses Veränderungsprozesses nun einmal nötig sind, nur sparsam verwendet. Wie im Apparat zu den Gedichten Conrad Ferdinand Meyers (dem die BCA in vielfacher Weise verpflichtet ist) werden für nachträgliche Bearbeitungen in den Handschriften und Typoskripten auch Positionsangaben geboten, die dem Benutzer helfen sollen, sich ein schematisiertes Bild von den Abläufen der Korrekturvorgänge zu machen, und die in Zweifelsfällen Entscheidungshilfen geben. Zusätzlich werden Schreib- und Korrekturzusammenhänge, soweit sie graphisch von der

11 Bücher/Gellhaus/Lohr 1996, S. 202.

Grundschicht abweichen, durch eine Schichtensigle, die zur Textstufenzählung hinzutritt, gesondert gekennzeichnet.

Wie in vielen anderen modernen Editionen organisiert in den Lyrikbänden der BCA die Verszählung als grundlegende Einheit der Text- und Variantenverzeichnung die Darstellung der textgenetischen Prozesse.¹² Gerade für den Celan-Editor ergeben sich allerdings in dieser Hinsicht erhebliche Probleme. Denn bis in die Druckfahnen hinein verändert Celan ständig die Versaufteilung, markiert neue Zeilenbrüche, schiebt nachträglich neue Verszeilen ein und streicht wiederum andere. Mit einer doppelten Vorgehensweise suchen die Herausgeber diesen Schwierigkeiten zu begegnen: Eingblendet in die Textdarstellung kennzeichnen sie mit diakritischen Zeichen, die der Handschrift nachgebildet sind, von Celan nachträglich eingefügte bzw. aufgehobene Zeilenbrüche; mit Buchstabenexponenten bzw. Buchstabenindex innerhalb der Verszählung weisen sie demgegenüber auf nachträglich eingeschobene bzw. getilgte Verszeilen hin. Eine solche Einrichtung der Verszählung, die weniger den handschriftlichen Befund als den funktionalen Aspekt der textgenetischen Darstellung zu berücksichtigen sucht, ist zwar darstellungslogisch überzeugend durchdacht, verzichtet jedoch weitgehend auf eine unmittelbare Anschaulichkeit. Eine Beigabe von Faksimiles der dargestellten Textzeugen, die derartige Probleme der Lesbarkeit des Apparates auffängt, konnte in den Lyrikbänden nicht realisiert werden. Sie ist jedoch vorgesehen für die geplanten ergänzenden Bände der »Abteilung II« der BCA.

Das Gebot der Vollständigkeit, dem die BCA kompromisslos folgt, und das gleichzeitige Bestreben der Herausgeber, die Befunde der vielfach aufgefächerten und oftmals schwer überschaubaren Textüberlieferung in genetischer Systematisierung zu bieten, ergeben eine Variantendarstellung, die auf den ersten Blick verwirrend und abstrakt erscheinen mag. Doch dieser erste Augenschein trügt: Der Apparat erweist sich letztendlich als äußerst folgerichtig angelegt; zweifellos verlangt er vom Benutzer einige Geduld und ein gewisses Maß der Einarbeitung. Doch der Aufwand, den editorischen Apparat für sich zu erschließen, wird schließlich belohnt durch eine Fülle von Informationen, die einen höchst aufschlussreichen Einblick in die Arbeitsweise Celans bieten. Wenn auch so spektakuläre Entstehungsprozesse, wie sie beispielsweise zu Gedichten wie ›Todtnauberg‹ (BCA 9.2, S. 104-110) oder ›Hafen‹ (BCA 7.1, S. 121-129) überliefert sind, relativ selten begegnen, so vermitteln die Feinarbeit an einzelnen Formulierungen und gerade auch die vielfältigen Verschiebungen im Versgefüge, wie sie in fast allen Vorstufen zu beobachten sind, ein Gespür für die Grundstrukturen der Poetik Celans. Die Kenntnis dieser Veränderungsbewegungen setzt Akzente für das Verständnis dieser Texte, wie sie dem fertigen Gedicht kaum zu entnehmen sind.

Mit dem Erscheinen von Bd. 15 und 16 mit der Prosa Celans konnte 2014 und 2017 die erste Abteilung »Lyrik und Prosa« der BCA abgeschlossen werden. Der unerwartete Tod von Axel Gellhaus im Jahr 2013, der zunächst als Bearbeiter der beiden Bände vorgesehen war, hatte ihre Fertigstellung stark verzögert. Die Edition der von

12 Vgl. Bücher 1998.

Celan selbst veröffentlichten Prosa (Bd. 15) hatte der federführende Herausgeber der BCA noch planen und vorbereiten können, die endgültige Fertigstellung mussten dann seine Mitarbeiter Axel Lohr und Heino Schull übernehmen. Der erste Teilband stellt in drei Abteilungen die kritisch durchgesehenen Texte Celans zusammen: Zunächst die »Prosa und Reden« Celans im engeren Sinn mit den beiden Reden anlässlich der Entgegennahme des Bremer Literaturpreises und des Büchner-Preises in Darmstadt (»Der Meridian«) im Mittelpunkt, flankiert von fünf weiteren Prosatexten, unter denen das »Gespräch im Gebirg« eine besondere Beachtung verdient. Es schließen an drei Arbeiten zu russischen Autoren, darunter der 1959 im Rundfunk gesendete Beitrag über die Dichtung Ossip Mandelstams, und schließlich sieben kürzere Texte, darunter der oftmals zitierte Brief an Hans Bender vom 18. Mai 1960.

Der »Apparat« im zweiten Teilband von Bd. 15 dokumentiert in der für die Gesamtedition spezifischen Akribie alle überlieferten Zeugen der Entstehungsgeschichte der edierten Texte. Nicht einfach war – insbesondere bei den poetologischen Texten der beiden Preisreden und dem Brief an Hans Bender – die Frage nach der Eingrenzung der textgenetischen Darstellung zu lösen. Die in Bd. 15 aufgenommenen Texte haben als Entstehungshintergrund dichtungstheoretische Überlegungen, die sich über die gesamte Schaffenszeit Celans hinziehen. Celan hatte sie größtenteils in Notizbüchern festgehalten, in Einzelfällen aber auch in Briefen an befreundete Schriftstellerkollegen oder auch Verlagslektoren mitgeteilt; in dem nicht vollendeten Essay »Von der Dunkelheit des Dichterischen« aus dem Sommer 1959 liegt ein erster Versuch vor, das Umfeld seiner poetologischen Konzeption systematisch auszuformulieren. Die Herausgeber haben sich dafür entschieden, die Grenzen der Darstellung in Bd. 15 sehr eng zu ziehen und lediglich die überlieferten Textzeugen aus der Zeit nach der Einladung zu den Vorträgen bzw. zur Mitarbeit an dem von Hans Bender geplanten Essayband mitzuteilen. Die Wiedergabe weiterer Texte, die die beiden Preisreden bzw. den »Brief« vorbereiten, sollte im letzten Bd. der »Abteilung I« der BCA erfolgen.

Für die textgenetische Darstellung der Entwurfshandschriften konnten die Herausgeber nicht unverändert das für die Verse der Lyrik entwickelte System der kolumnierenden Darstellung der Varianten übernehmen und haben sich deshalb entschlossen, die Veränderungsprozesse innerhalb einer Prosazeile linear zu notieren. Das gewählte Verfahren mit neuen Funktionen der Klammern und Siglen mutet dem Leser eine eigene Kombinationsleistung zu; immerhin bietet der in Bd. 16 nachgeholte Abdruck von Faksimiles der wichtigsten Handschriften eine willkommene Hilfestellung.

Band 16, für dessen Bearbeitung nunmehr allein Andreas Lohr verantwortlich zeichnet, war in der Planung der BCA zunächst allein der Prosa im Nachlass vorbehalten. Bedingt durch die Neuorientierung erweitert der Herausgeber die ursprünglich vorgesehene Konzeption und schiebt – wie schon in Bd. 15 angekündigt – auf den ersten 300 Seiten des umfangreichen Bandes »Materialien zu Bd. 15« nach. Eröffnet wird dieser Teil mit den im Nachlass überlieferten Texten zu dem Essay »Von der Dunkelheit des Dichterischen«, den Celan für einen Vortrag in Wuppertal im Oktober 1959 vorgesehen hatte. Kurze Zeit vor dem Vortragstermin hatte er zwar seine Teilnahme am Wuppertaler Symposium abgesagt; das Thema »Dunkelheit in der Dichtung« beschäf-

tigte ihn jedoch weiterhin, wie eine Liste von Arbeitsvorhaben aus dem Frühsommer 1960 belegt. Selbst wenn Celan Anfang Oktober 1960 dann einzelne Gedanken und Formulierungen in seine Büchner-Preis-Rede ›Der Meridian‹ übernimmt, so bleibt der Textbestand zu ›Von der Dunkelheit des Dichterischen‹ in erster Linie ein bislang nur in Bruchstücken bekanntes Dokument zu einem eigenständigen Arbeitsprojekt, dessen Subsummierung unter die ›Materialien zu Band 15‹ nicht unproblematisch ist. Im Zentrum dieses ersten Teils von Bd. 16 stehen sodann die umfangreichen Aufzeichnungen aus dem Umkreis der Büchner-Preis-Rede, gefolgt von einem kürzeren Abschnitt mit Materialien zum Mandelstam-Essay. Dem eigentlichen Thema von Bd. 16, der *Prosa im Nachlass*, gelten im nachfolgenden zweiten Teil knappe 170 Seiten. Den Anfang bilden die nicht in die Veröffentlichung der Aphorismus-Sammlung ›Gegenlicht‹ (erschienen 1949 in der schweizerischen Tageszeitung ›Die Tat‹) aufgenommenen aphoristischen Texte, ergänzt durch später entstandene unveröffentlichte Aphorismen. Vom Autor nicht publizierte erzählerische oder auch poetologische Prosa (darunter Celans Brief an Hans Bender vom November 1954) bildet den Abschluss des Bandes. Eine Orientierung über dessen komplexen Inhalt bietet ein Autoren- und ein Stichwortregister. In einem gesonderten *Anhang* folgt schließlich eine Auswahl von 109 Abbildungen von Manuskripten, deren Texte in den Bänden 15 und 16 dargestellt wurden. Der Herausgeber vermerkt dazu, die in Bd. 15 in Aussicht gestellte Faksimilierung aller herangezogenen Textzeugen habe sich »in den von Verlag und Archiv gesetzten Grenzen nicht realisieren lassen«.

Der Herausgeber stand bei der Konzeption von Bd. 16 vor Problemen, die bei der ursprünglichen Planung der Ausgabe noch nicht voll abzusehen waren. Die integrale Darstellung der Manuskripte, die der Herausgeber für Bd. 15 gegenüber dem Verfahren in den Lyrikbänden neu einrichtete, überzeugt mit ihrer Präzision und Klarheit auch in Bd. 16, weniger jedoch die Erläuterung und Organisation der nachgelassenen Texte. Dass die beiden Briefe an Hans Bender in zwei unterschiedlichen Bänden wiedergegeben werden, wird vom Herausgeber im Vorwort zu Bd. 16 zwar durch den jeweils unterschiedlichen Status der Überlieferung begründet, dennoch erscheint es bedauerlich, dass der Zusammenhang der beiden hochbedeutenden poetologischen Zeugnisse auseinandergerissen wird. Insgesamt fallen in Bd. 16 wiederholt Probleme auf in der Verknüpfung der abgedruckten »Materialien« untereinander und – vor allem – mit Bezugstexten in Bd. 15. Fußnoten und Absatzkonkordanzen übernehmen zwar die Aufgabe, auf Zusammenhänge der jeweils eigenständig dargestellten Blätter mit den in Bd. 15 veröffentlichten Texten aufmerksam zu machen; bei dem ohnehin sehr abstrakten Gebrauch der Bezeichnungen und Abkürzungen von Textzeugen wäre jedoch eine diskursive Erläuterung der Konzeptbildung, vor allem der poetologischen Zusammenhänge der Preisrede, hilfreich gewesen. Trotz dieser Kritik: Die großen Verdienste der BCA bleiben auch in diesem Band unberührt; die Enthaltsamkeit jeden interpretatorischen Eingriffs durch den Herausgeber hat auch in Bd. 16 die Bereitstellung von Texten Celans gefördert, die akribisch den Befund der herangezogenen nachgelassenen Manuskripte wiedergeben. Genauer als in bislang vorgelegten Editionen werden die einzelnen Phasen ihrer Niederschrift Celans bis hin zu kleinsten Kor-

rekturen des Wortlauts und der Zeichensetzung dargestellt. An diesen authentischen Texten wird sich die künftige Celan-Forschung ausrichten müssen.

Eine notwendige Ergänzung der bislang vorgelegten Bonner Editionsarbeit wird die angekündigte »Abteilung II« mit den *Dokumenten und Materialien* erbringen. Zum einen wird sie in den Fällen Faksimiles nachschieben, in denen die Variantendarstellung komplex und entsprechend wenig augenfällig ausfallen musste: Editorische Entscheidungen sollen an diesen Beispielen verdeutlicht und der »Aufschreibvorgang« anschaulicher, als es im Apparat zu den Bänden der »Abteilung I« möglich sein konnte, vorgeführt werden. In diesem Teil der geplanten Gesamtedition werden dann auch jene Dokumente und Aufzeichnungen ihren Platz finden, die nicht zur »Textgenese« im oben erläuterten Sinn gezählt werden können: Vornotizen und Entwürfe, die nicht mit Sicherheit einem einzelnen Gedicht zugeordnet werden können, auch Anstreichungen und Randbemerkungen in Büchern und Lektüreaufzeichnungen, Äußerungen in Briefen usf. Außerdem sollen hier Zitate, Namen, Orte und Sachverhalte nachgewiesen werden, »die den Textentstehungsprozeß vorbereiten, begleiten oder protokollieren«. ¹³

5. Die Tübinger Celan-Ausgabe (TCA)

Im gleichen Verlag wie die historisch-kritische Edition ist eine zweite Celan-Ausgabe mit hohem wissenschaftlichen Anspruch erschienen: die »Tübinger Celan-Ausgabe« (TCA), als deren verantwortlicher Herausgeber Jürgen Wertheimer zeichnet. In Heino Schmall, der in allen Gedichtbänden als der eigentliche Bandbearbeiter aufgeführt wird, hat er einen kompetenten Mitarbeiter gewonnen. Die neun Bände der TCA beschränken sich auf die Edition von Celans veröffentlichten bzw. zur Veröffentlichung vorbereiteten Gedichtsammlungen und der Büchner-Preis-Rede »Der Meridian«. Als Studienausgabe konzipiert, unterliegt die TCA zwar nicht dem Vollständigkeitspostulat einer historisch-kritischen Ausgabe, verzichtet jedoch keineswegs auf einen eigenen kritischen Anspruch: Alle hier herangezogenen Textzeugen sind – wenn möglich – im Original gelesen und transkribiert worden, die Texte der Endfassungen noch einmal kritisch überprüft.

Was die BCA durch die Fülle des von ihr edierten Materials, durch die kompromisslos realisierte Authentizität der Textwiedergabe und durch die konsequent verfolgte Genauigkeit der Variantenverzeichnung nicht bieten konnte: eine schnelle Überschaubarkeit der edierten Texte und ihrer Genese, sucht die TCA durch Beschränkung der dargestellten Textstufen auf die »wesentlichen Stadien der Textgenese« und durch eine Anordnung der ausgewählten Zeugen, die eine schnelle Orientierung über die Veränderungsprozesse intendiert, zu erreichen. »Die »Tübinger Celan-Ausgabe« möchte Celans Gedichte durch die Darstellung der Schichten ihrer Genese als poetische und geschichtliche Dokumente und Botschaften lesbar machen und Celans Arbeit

13 Bücher/Gellhaus 1996, S. 215.

am Text in verschiedenen Stadien veranschaulichen.«¹⁴ Um diesen Arbeitsprozess sinnlich vor Augen zu führen, sollen die ausgewählten Vorstufen im Druck weitgehend diplomatisch wiedergegeben werden. Faksimiles im Anhang geben dem Leser Gelegenheit, an ausgewählten Beispielen die Beschriftung einzelner Handschriftenblätter selbst zu verfolgen.

Die ins Auge fallende Differenz gegenüber der BCA liegt in der editorischen Aufbereitung und Präsentation des in den Handschriften und Typoskripten vorgefundenen Materials. Während die Bonner Ausgabe den Textbestand der einzelnen Überlieferungsträger in der ermittelten oder auch manchmal nur vermuteten chronologischen Abfolge der Textzeugen *nacheinander* abdruckt, ordnet die Tübinger Ausgabe die auf den Hand- oder Maschinenschriften überlieferten Texte *nebeneinander* an. Die Vorteile einer solchen Darstellungsweise liegen auf der Hand: Was bei den Bonnern nur durch relativ aufwendiges Umblättern und Vergleichen erreicht werden kann, liegt in der synoptischen Darstellung der Tübinger Ausgabe anschaulich vor Augen. Der Entstehungsgang des gesamten Textes ist – so die Intention des Herausgebers – »auf einen Blick präsent«; auf den jeweils gegenüberliegenden Seiten der aufgeschlagenen Edition soll der Leser im leicht überschaubaren Nebeneinander der einzelnen Versionen die Genese des Textes bis hin zur endgültigen Druckfassung verfolgen können.

Dieses Ziel konnten die Herausgeber freilich allein durch eine größere Zahl von »Kompromissen« erreichen, welche die selbst gesetzten Zielvorstellungen einer »kritischen« Ausgabe weitgehend in Frage stellen. Denn mit der Grundkonzeption ihrer Ausgabe waren ihnen zwei Parameter vorgegeben, die sie, wenn irgend möglich, einhalten mussten. Zum einen der Raum, der durch die aufgeschlagene Doppelseite des Buches definiert ist und eine Synopsis von normalerweise vier »wesentlichen Stadien der Textgenese«¹⁵ erlaubt, zum anderen die optische Beziehbarkeit durch eine Anordnung vergleichbarer Texte auf einer horizontalen Linie. Und zusätzlich hatten sich die Herausgeber vorgenommen, ein Höchstmaß an Genauigkeit in der diplomatischen Wiedergabe der Textzeugen zu erreichen. Die Krux der Tübinger Ausgabe besteht nun darin, dass das überlieferte Textmaterial sich diesen Parametern nur allzu oft widersetzt. Zeigte sich eine Darstellung von mehr als vier Textstufen als unumgänglich oder erlaubte die starke Varianz einzelner Vorstufen keine Parallelisierung mit den Versen und Strophen der anderen dargestellten Textversionen, mussten »Arbeitsblätter«, »Entwürfe« oder auch »Ergänzungen« auf gesonderten Seiten eingeschaltet werden. Andererseits führte der Systemzwang entweder zu starken Abweichungen von der angestrebten Genauigkeit der Zeugendarstellung, zu Leerräumen oder Verzerrungen in der Wiedergabe der Handschriften oder aber zur Aufnahme von Textstufen, deren Abweichungen als alles andere als »wesentlich« zu bezeichnen sind. Letztendlich schlägt sich die Unvereinbarkeit der unterschiedlichen editorischen Prinzipien nieder in den logischen Unschärfen und widersprüchlichen Formulierungen in den »editorischen Vorworten«, die jeden Band der TCA einleiten.

14 TCA NR, S. VII; gleichlautend im »Editorischen Vorwort« zu allen Bänden der TCA.

15 TCA NR, S. IX.

Abweichenden Grundsätzen folgt der von Bernhard Böschstein gemeinsam mit Schull herausgegebene Band mit der Büchner-Preis-Rede ›Der Meridian‹ (TCA M). Vorangestellt wird zunächst als edierter Text der von Celan autorisierte Druck. Sodann folgt eine vierspaltige Synopse: in den mittleren Spalten eine Gegenüberstellung von zwei ›Vorstufen‹, die der Endfassung relativ nahe stehen, flankiert in der linken Spalte von Textausschnitten aus ›Entwürfen‹, die sich nur punktuell auf den in der Mitte wiedergegebenen Text beziehen, in der rechten Spalte von der Annotation ›weiterer Varianten‹. In einem gesonderten Abschnitt ›Entwürfe‹ werden weitere Texte mitgeteilt, die einzelne Formulierungen der Preisrede ›präfigurieren‹ (TCA M, S. VIII), aber nicht zur Genese der gedruckten Textgestalt im engeren Sinn gehören. ›Materialien‹, die nicht unmittelbar dem Entstehungsprozess der Rede zugeordnet werden können, werden schließlich im umfangreichsten vierten Teil der Edition nach Begriffen gruppiert, die teils Themen aufnehmen, denen im ›Meridian‹ eine zentrale Stellung zukommt (z. B. ›Dunkelheit‹, ›Atem‹, ›Begegnung‹, ›Zeitkritik‹ [ebd., S. 84, 108, 149, 161]), teils aber auch den intertextuellen Bezug oder auch den Überlieferungsort bezeichnen (z. B. ›Aufzeichnungen zu Büchner und K. E. Franzos‹ [ebd., S. 175], ›Sammeltyposkripte‹ [ebd., S. 199]).

Der Band macht zum ersten Mal Texte zugänglich, die einen unschätzbaren Aufschluss über das Selbstverständnis und die Eigenart Celanschen Dichtens erlauben. Nicht nur die Prinzipien der Poetizität der Preisrede selbst, der Hintergrund ihrer metaphorischen Sprache, die Tendenzen zur Verknappung, zum Verschweigen, zur Mehrdeutigkeit, treten in den hier zusammengetragenen Entwürfen und Materialien klar hervor, sondern die Motivation Celans zum Schreiben überhaupt wird in deutlicheren Konturen greifbar, als sie in den bislang veröffentlichten Druckfassungen wahrgenommen werden konnte. Dennoch wiederholen sich auch in diesem Band die Ungereimtheiten der übrigen Bände der TCA. Das hochkomplexe Material, das dieser Band zu erschließen sucht, und die ehrgeizigen Zielsetzungen der Edition sprengen die Grenzen, die einer Studienausgabe nun einmal vorgegeben sind. Die Herausgeber wollten eine authentische Materialdokumentation mit möglichst wenigen Abstrichen und zugleich eine gut überschaubare, leserfreundliche Präsentation der Texte, sie wollten eine Darstellung ›der Schichten ihrer Genese‹ (TCA NR, S. VII) ebenso wie eine Erschließung nach inhaltlich-thematischen Gesichtspunkten. Damit haben sie sich das Lösen der Quadratur des editorischen Zirkels vorgenommen, ein Ansinnen, das auch in diesem Band nur durch eine Reihe von Konzessionen und Widersprüchlichkeiten erkaufte werden konnte und letztendlich zur Aufgabe einer methodisch sauberen und für den Leser nachvollziehbaren Trennung von ›Befund und Deutung‹ (Hans Zeller) führen musste. Völlig ausgeklammert aus den Darstellungen der TCA blieben Gedichte und Prosatexte aus dem Nachlass des Dichters; sie ließen sich auch kaum in das editorische Modell der TCA einfügen, da es in diesem Fall keine ›Endfassungen‹ gibt, auf die eine textgenetische Darstellung sich beziehen könnte, und zudem oftmals keine ausreichende Zahl von Textstufen überliefert ist, um sie ›synoptisch‹ abzudrucken.

6. Das ›Frühwerk‹ und ›Die Gedichte aus dem Nachlaß‹

Noch während der Arbeit an den beiden wissenschaftlichen Celan-Ausgaben wurden die ›Gesammelten Werke‹ durch zwei Ergänzungsbände erweitert, die freilich in der Konzeption wie auch in der Aufbereitung der Texte stark von den vorhergehenden Bänden abweichen.

Schon 1989 legte Barbara Wiedemann als Herausgeberin den Band ›Das Frühwerk‹ vor, der dann ab 2000 unverändert als Bd. VI in die GW übernommen wurde. Er stellt einen ersten Versuch dar, einen Gesamtüberblick über die Dichtungen Celans aus den Jahren 1938-1948 zu geben. 184 Gedichte und Prosatexte hat die Herausgeberin aus dieser frühen Schaffensperiode zusammengetragen und nach den drei ersten Lebensstationen Celans, Bukowina, Bukarest und Wien, gruppiert. Innerhalb dieser Lebensabschnitte strebt die Herausgeberin eine chronologische Ordnung der Texte an, was allerdings, da zur Mehrzahl der Gedichte keine gesicherten Datierungen existieren, mit erheblichen Problemen verbunden ist. In vielen Fällen musste sie daher auf die Abfolge der Texte in den Überlieferungsträgern zurückgreifen, was freilich zu einer Anordnung führt, die dem Leser wenig Orientierung bietet. In einem knappen Anmerkungsteil weist die Herausgeberin Entstehungsdaten und Quellen der von ihr veröffentlichten Texte nach. In der Textwiedergabe erweist sich diese »Leseausgabe« als wenig zuverlässig; durch die inzwischen erschienenen Bände 1 und 2/3 der BCA kann der Textteil des Bandes als weitgehend überholt gelten. Eine Ausnahme bilden allein die rumänischen Texte Celans, die die Herausgeberin in ihre Ausgabe mit aufgenommen hat und zu denen sie eigene deutsche Übersetzungen hinzufügt.

Gemeinsam mit Bertrand Badiou und Jean-Claude Rambach hat Barbara Wiedemann 1997 auch ›Die Gedichte aus dem Nachlaß‹ herausgegeben. Auch dieser Band wurde drei Jahre später als GW VII in die Folge der ›Gesammelten Werke‹ eingefügt. Der Titel ›Gedichte aus dem Nachlaß‹ ist in dieser Form allerdings missverständlich, handelt es sich doch lediglich um einen kleineren Teil der bislang bekannt gewordenen lyrischen Texte aus dem Nachlass. Sowohl von Celan unveröffentlichte Gedichte aus dem ›Frühwerk‹ wie auch die von früheren Herausgebern zusammengestellten Sammlungen ›Schneepart‹ und ›Zeitgehöft‹ wurden in die Ausgabe nicht aufgenommen. Ausgeklammert wurden weiterhin Texte, von denen keine »in Form und Status zu erkennende Endfassung« vorliegt (ebd., S. 336), wobei sich der Begriff »Endfassung« bei Gedichten, die Celan selbst für eine Veröffentlichung nicht freigegeben hat, als außerordentlich problematisch erweist. Die sorgsam zusammengestellten Gedichtzyklen zeigen – wie in den Bänden der BCA dokumentiert –, dass Celan seine Textsammlungen bis hin zum letzten Augenblick der Veröffentlichung immer wieder überarbeitet hat. Noch die Druckfahnen lassen erkennen, wie er selbst in dieser Phase der Drucklegung einschneidende Änderungen in Wortlaut, Interpunktion und Versaufteilung vorgenommen hat. Die in seinem Nachlass überlieferten Gedichte sind in keiner Weise als ›endgültig‹ anzusehen. Sie sind ›Fragment‹ geblieben, daher auch von Celan selbst, wie oben bereits gezeigt, mehrfach als »nicht zu veröffentlichen« gekennzeichnet. Selbst wenn sich ein Herausgeber nicht an eine solche Vorgabe des

Autors halten muss, so hat er zumindest die Aufgabe, den ›unvollendeten‹ Status der nachgelassenen Gedichte kenntlich zu machen. Selbst wenn sich die Herausgeber, wie aus dem ausführlichen Nachwort ersichtlich, dieses unvollendeten Status der Nachlassgedichte prinzipiell bewusst sind und in den Anmerkungen Eingriffe in den überlieferten Wortlaut ausweisen, so verschleiern unnötige Normierungen, Korrekturen von Inkonsistenzen in der Interpunktion, Anpassungen im Ausweis der Gedichttitel usw. den ursprünglichen Status der Texte, spiegeln dem Leser eine Vollendung vor, die in den Handschriften und Typoskripten nicht gegeben ist.

Die Fülle der Gedichttexte, die im Nachlass des Dichters erhalten sind, ist freilich selbst in ihrer Unvollkommenheit bedeutend genug, um auch diesen Teil des Gesamtwerks in einer »Studienausgabe« erstmalig einem breiteren Leserkreis vorzustellen. Nach der Vorgabe Celans, der in gesonderten Mappen mit Aufschriften wie »Aus Niemandrose, nicht zur Veröffentlichung aufgenommen« (GW VII, S. 358), oder »›Umkreis Atemwende‹ / ›Nicht aufgenommen‹« (GW VII, S. 464) ausgeschiedene Gedichte und im Status des Entwurfs verbliebene Texte sammelte, entwickelten die Herausgeber eine Gliederung, die von »Zeiträume[n]« (GW VII, 338) der veröffentlichten bzw. zur Veröffentlichung vorgesehenen Gedichtsammlungen ausgeht und innerhalb dieser Zeiträume wiederum zwischen »Nicht aufgenommenen Gedichten« und »Verstreuten Gedichten« unterscheidet. In der Textkonstitution greifen die Herausgeber sehr viel zurückhaltender als im ›Frühwerk‹ in den überlieferten Textbestand ein. Der umfangreiche Anmerkungs­teil weitet sich oftmals zu einem eigenständigen Kommentar aus, in dem nicht nur die Textüberlieferung, die Druckvorlage und die Datierung angegeben, sondern auch für das Verständnis der Gedichte wesentliche Varianten sowie Sacherläuterungen mitgeteilt werden.

7. Die erste ›Kommentierte Gesamtausgabe der Gedichte‹ (KG)

Die Herausgeberin der beiden im vorhergehenden Abschnitt beschriebenen Bände, Barbara Wiedemann, hat 2003 einen ersten Versuch unternommen, eine ›Kommentierte Gesamtausgabe‹ der Gedichte Celans (KG) vorzulegen. In der Textgrundlage und in der Anordnung folgt sie weitgehend GW I-VII, wobei sie konsequenter als in der Vorlage eine Trennung zwischen von Celan selbst veröffentlichten Gedichten und Gedichtveröffentlichungen aus dem Nachlass vornimmt. Dass die Herausgeberin in der letzten Gruppe noch einmal unterscheidet zwischen von anderen Herausgebern besorgten Nachlassdrucken und den von ihr selbst in früheren Publikationen zusammengestellten Nachlasstexten, statt die Gedichte aus dem Nachlass insgesamt in eine eigene chronologische Folge zu bringen, gehört zu den zahlreichen Eigenwilligkeiten dieser Edition.

Das eigentlich Neue dieser Edition ist die durchgehende Kommentierung aller Gedichte. Sie macht knapp die Hälfte des Bandes aus, teilt zu allen Texten die Daten der Entstehung und, soweit schon vorher publiziert, des Erstdrucks mit, verweist bei den Gedichten aus dem Nachlass mit der Angabe der Art des Textzeugen (z. B. »Typoskript« oder »überarbeitete Handschrift«) auf die Grundlage des edierten Textes

(ohne jedoch den Fundort selbst zu benennen) und führt einzelne »Varianten« abweichender Fassungen an. Die »Erläuterungen« sind als »Sach- und Wortkommentar« konzipiert und wollen weder eine durchgehende Deutung des Gedichtes bieten noch eine »Übersetzung des poetischen Worts in die Alltagssprache«. Sie beschränken sich auf die Bereitstellung von Materialien, die Hilfestellung zur Interpretation geben, jedoch die eigene Auseinandersetzung mit dem dichterischen Text keineswegs ersetzen sollen. Im Vordergrund stehen weiterführende Hinweise auf Lesespuren Celans, die die Herausgeberin in einer intensiven Sichtung der Bibliothek des Dichters herausgefunden hat. Querverweise auf andere Gedichte machen auf das Beziehungsgefüge der Gedichte aufmerksam. Verdienstvoll sind zweifellos die Sacherläuterungen, die aktuell-politische, aber auch historische, literarische und religiöse, vor allem jüdisch-kulturelle Zusammenhänge aufdecken. Im Einzelnen ist die Dichte der erläuterten Lemmata allerdings unterschiedlich; Gedichte aus den von Celan selbst publizierten Sammlungen sind sehr viel intensiver kommentiert als Texte aus dem Nachlass. Teilweise bleiben die mitgeteilten Erläuterungen hinter dem erreichten Stand der Forschung zurück.

Der Gesamteindruck dieses Teils der Edition ist zwiespältig: Die Hilfestellung zu einzelnen Formulierungen Celans, hinter denen sich eine zum Teil fremdartige Gedankenwelt verbirgt, ist zweifellos begrüßenswert. Inwieweit jedoch dieser mit großem Aufwand zusammengetragene »Kommentar« die hermetische Dichtung Celans tatsächlich zu erschließen vermag, in mancher Hinsicht vom Kern dieser Gedichte eher weg- als hinzuführen scheint, steht als Schlussfrage im Raum. Diese Fragestellung richtet sich freilich nicht nur speziell an die hier vorgestellte Edition, sondern gilt für jedes Unterfangen, dem Werk Celans durch eine kommentierte Ausgabe eine Verständnisgrundlage zu bereiten.

8. »Mikrolithen sinds, Steinchen«. Die Prosa aus dem Nachlaß. Kritische Ausgabe

Als eine weitere Ergänzung der GW mag zunächst auch eine Edition von Prosatexten aus dem Nachlass Celans konzipiert sein, die 2005 unter dem Titel »Mikrolithen sinds, Steinchen« von Barbara Wiedemann und Bertrand Badiou herausgegeben wurde. Der Textteil auf den ersten 200 Seiten des insgesamt 948 Seiten umfassenden Bandes dokumentiert die aus dem Nachlass Celans überlieferten Prosaschriften in acht jeweils chronologisch angeordneten Gruppierungen: In einer ersten Abteilung »Aphorismen« werden die von Celan nicht in den Druck der Sammlung »Gegenlicht« (erschienen 1949 in der Schweizer Tageszeitung »Die Tat«) aufgenommenen Schriften zusammengestellt, ergänzt durch unveröffentlichte aphoristische Schriften aus den späteren Jahren (Nr. 1-112), gefolgt von Texten in erzählender Prosa und von Entwürfen zu geplanten dramatischen Arbeiten (Nr. 113-151). Es schließen an Prosatexte und Fragmente verschiedenster Art, so zu theoretischen und vor allem poetologischen Fragestellungen (Nr. 152-239), unter Nr. 240-267 sodann die nachgelassenen Aufzeichnungen zum Vortragsprojekt »Von der Dunkelheit des Dichterischen« und als

Nr. 268-294 Zeugnisse zur sog. ›Goll-Affäre‹. »Verstreut publizierte [!] Prosa und Interviews« (Nr. 295-305) bilden den Abschluss des Textteils.

Man kann über die hier nicht im einzelnen beschriebene Kategorien-Bildung der Prosatexte sicherlich streiten, so sind Gedanken und Stellungnahmen zu poetologischen Fragestellungen in nahezu allen hier versammelten Schriften enthalten, und aphoristischer Stilelemente bedient sich der Dichter auch außerhalb der als »Aphorismen« bezeichneten Prosatexte. Es fragt sich, ob nicht – bei den ohnehin inhaltlich und in der Darstellungsform sich überschneidenden Zeugnissen – eine durchgehende chronologische Anordnung aller im Nachlass überlieferten Schriften die günstigere Lösung gewesen wäre. Sehr viel problematischer erscheint jedoch die Textgestalt der in den Band aufgenommenen Schriften. Die Herausgeber beschränkten sich – anders als in GW VI und GW VII – nicht auf Texte, »von denen eine in Form und Status zu erkennende Endfassung vorliegt« (GW VII, S. 336), sondern griffen auch auf Schriftzeugnisse zurück, die im Nachlass Celans in Form von flüchtigen Entwürfen und Notaten überliefert sind, auf Aufzeichnungen also, »die noch im Stadium von Notizen für einen Prosatext stehen geblieben sind«. (S. 228) Celan hat solche Notizen oftmals selbst mit dem Kürzel »- i -« als später noch auszuführende ›Idee‹ gekennzeichnet. Diese handschriftlichen Texte haben in vieler Hinsicht den Status der ›Unfertigkeit‹. Sie sind mit vielen Streichungen und späteren Hinzufügungen versehen, sind in der syntaktischen Ausführung oftmals unvollkommen oder inkorrekt usf. Die Herausgeber bieten diese zumeist im Status von Fragmenten verbliebenen Schriften im Textteil als ›gereinigte‹ Lesetexte, d. h. in Fassungen, die sie durch eigene Korrekturen, Ergänzungen und Auslassungen überarbeitet haben: Die im Textteil abgedruckte Textgestalt der nachgelassenen Prosa ist somit vielfach nicht durch die überlieferten Textzeugen abgedeckt. Die Herausgeber verzichteten in dieser Abteilung weitgehend auf die Wiedergabe authentischer Texte, verstoßen somit gegen jenes Gebot, das allein die Bezeichnung »kritische Ausgabe«, die sie dem Titel des Bandes beigegeben haben, rechtfertigen würde. So ist es denn beruhigend zu wissen, dass nahezu alle Texte, die im Band ›Mikrolithen sind, Steinchen‹ abgedruckt sind, in der inzwischen vollständig vorliegenden ersten Abteilung der BCA in ihrer authentischen Gestalt zugänglich sind.

Die Vorgehensweise der Herausgeber, im Textteil eigene Überarbeitungen der aufgenommenen Prosaschriften abzudrucken, wird auch durch nachträgliche Informationen im umfangreichen Kommentarteil (S. 221-948) nicht zum Besseren gewendet. Dort werden zu Beginn jeder Gedichterläuterung – in einer »Quellenbeschreibung« – auch Informationen zur ursprünglichen Textgestalt gegeben, so neben Varianten im jeweiligen Textzeugen auch die Abweichungen des Lesetextes vom Original. Doch die Form, in der diese Informationen gegeben werden, reicht nicht aus, dass sich der Leser eine Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt der Niederschrift Celans machen kann. Das liegt zum einen daran, dass die Herausgeber den Befund der Handschrift oder des Typoskripts nicht »diplomatisch« nachzuzeichnen suchen, sondern ein eigenes »logisch« ausgerichtetes Zeichensystem (S. 260) zur Beschreibung benutzen. Vor allem der Verzicht auf Bezugsworte (›Lemmata‹), um den genauen Ort der Herausgeber-Eingriffe und der mitgeteilten Varianten zu bezeichnen, macht es dem Leser

weitgehend unmöglich, die verzeichneten Informationen nachzuvollziehen. Zudem werden oftmals vorschnell »Schreibversehen« des Autors festgestellt, wo durchaus gewollte Abweichungen Celans von der Schreibnorm vorliegen können, so etwa, wenn die Herausgeber im Aphorismus Nr. 128 – dem im Übrigen das für den Titel des Bandes benutzte Celan-Zitat entnommen ist – in dem handschriftlich vorliegenden Notat: »unwiederruflich zum endgültigen Schweigen verurteilt« (BCA Bd. 16, S. 110, Zeile 4) ein »Schreibversehen« annehmen und im Lesetext für »unwiederruflich« die Korrektur »unwiderruflich« vornehmen, obwohl durchaus auch eine Assoziation Celans eines ›Nicht-wieder-Rufens‹ intendiert sein kann.

Der außerordentliche Umfang des dem Textteil beigegebenen »Kommentars« von nahezu 730 Seiten ist freilich weniger durch die »Quellenbeschreibungen« bedingt als durch die aufwendigen »Erläuterungen« der einzelnen Prosatexte. In Form eines Sach- und Wortkommentars geben die Herausgeber Informationen zu den Hintergründen der Entstehung des Textes, zu seinen Bezügen zu anderen Werkteilen und zu einzelnen Lebensdaten: So werden u. a. Anregungen durch Celans Lektüren nachgewiesen, die der Autor in seinen Niederschriften verarbeitet hat, oder Äußerungen in seiner Korrespondenz zitiert, die das Verständnis einzelner Formulierungen klären. Besonders dankenswert sind die vielfältigen Hinweise auf jüdische Vorstellungen, die der Autor in seine Schriften aufgenommen hat. In diesen Ausführungen werden Zusammenhänge des Celanschen Schaffens aufgedeckt, die für den Leser neue Perspektiven der Deutung eröffnen. Doch die Fülle der Informationen, die sich mehrfach zu eigenen wissenschaftlichen Exkursen ausweiten, steht oftmals einer schnellen Orientierung des Lesers im Wege. Ein Weniger wäre hier oftmals mehr gewesen, insbesondere, da die Vollkommenheit der Mitteilungen, die die Herausgeber offensichtlich anstreben, bei dem Perspektivenreichtum der Schriften Celans ohnehin niemals erreicht werden kann.

9. Die ›Neue kommentierte Gesamtausgabe der Gedichte‹ (NKG)

Bei der großen Zahl von Informationen zum dichterischen Werk Celans, die seit 2003, dem Erscheinungsdatum der ›Kommentierten Gesamtausgabe der Gedichte‹ (KG), bekannt geworden sind, vor allem durch die seitdem erschienenen Bände der BCA, durch die Publikation der nachgelassenen Prosaschriften und wichtiger Briefwechsel, hat sich Barbara Wiedemann entschlossen, von einer »Fortschreibung der alten Ausgabe unter Beibehaltung von deren Struktur« (S. 613) abzusehen und stattdessen eine ›Neue kommentierte Gesamtausgabe‹ der Gedichte Celans herauszugeben, die sich nicht nur im Textbestand, sondern im »Gesamtaufbau« des Text- und Kommentarteils grundsätzlich von ihrer Vorgängerin unterscheidet. So wird statt der wenig überzeugenden Wiederholung der Zusammenstellungen der nachgelassenen Lyrik in den unterschiedlichen Bänden der GW eine in sich konsequente chronologische Anordnung aller Nachlassgedichte geboten, deren Bestand um nahezu 75 Gedichttexte ergänzt werden konnte. Dieser Zuwachs bringt vor allem für den Zeitraum des Frühwerks eine wesentliche Erweiterung des Kenntnisstandes, indem die Herausgeberin nun auch die rumänischsprachigen Texte (mit beigegebenen deutschen Übersetzungen

gen) in die Folge der Gedichte einreihen konnte. Besonders verdienstvoll erscheint die Entscheidung der Herausgeberin, dem Textteil der Gedichte Abbildungen der Radierungen von Gisèle Celan-Lestrange anzuschließen. Dadurch wird für Celans Gedichtsammlungen ›Atemkristall‹ und ›Schwarzmaut‹ ein nicht unwesentlicher Entstehungs- und Verständniszusammenhang allgemein zugänglich gemacht, der in allen bislang vorgelegten Editionen ausgespart blieb.

Konsequenter als in KG hat sich die Herausgeberin um eine zuverlässige Textgestalt der Gedichte bemüht. Sie hat bislang nicht herangezogene Textzeugen, beispielsweise Hand- und Widmungsexemplare, die erst nach Öffnung des Nachlasses der Ehefrau Celans allgemein zugänglich wurden, herangezogen, um einzelne Korrekturen am bislang bekannten Wortlaut vorzunehmen. Freilich hat sie auf diesem Wege entdeckte Abweichungen von der Textgestalt, wie sie in autorisierten Drucken vorliegt, oftmals etwas vorschnell als »Druck-« oder »Abschreibfehler« eingestuft. Um hier nur zwei Beispiele zu geben: Wenn in V. 5 des Gedichtes ›Als uns das Weisse‹ im Druck von AW der Wortlaut »der Opferglocke den Wink gab« erscheint, so muss es sich hier, selbst wenn es in allen überlieferten Vorstufen »der Opferlocke den Wink gab«, nicht um einen von Celan »nicht bemerkten Abschreibfehler« handeln, sondern um eine erst während der Vorbereitung für den Druck vorgenommene Änderung, die einen durchaus einsehbaren Sinn macht. Und selbst wenn Celan im Handexemplar seiner Frau zwischen den Versen 68 und 69 des Gedichtes ›Und mit dem Buch aus Tarussa‹ einen Strophenabstand vorsieht, so muss diese Abweichung vom gedruckten Text nicht einen Fehler markieren, sondern eine bloße Abwägung einer Möglichkeit, die jedoch in einer späteren, vom Autor überwachten Auflage nicht realisiert wird. Andererseits gibt es wiederum Fälle, in denen die Herausgeberin mit Recht auf ein Versehen hinweist, so im Fall des versehentlich während der Drucklegung ausgefallenen Verses 25 in ›Huhe-diblu‹ (in NR, NKG S. 160), doch ihre Bemerkung »der Fehler wurde in alle folgenden Ausgaben übernommen« ist inkorrekt, denn bereits 2001 hat die BCA (Bd. 6.1, S. 77 und 6.2, S. 258 f.) den Textfehler korrigiert. Problematischer erscheint der Umgang mit der Interpunktion Celans: »Fehlende Kommata sind ersetzt« (S. 617), erklärt die Herausgeberin lapidar in der Begründung der »Textgestalt« ihrer Ausgabe. Insbesondere für die nachgelassenen Gedichte Celans ist ein solches Vorgehen fragwürdig. Denn zum einen bleibt es bei der Annahme einer ausgelassenen Interpunktion durchaus unklar, welches Satzzeichen Celan bei einer künftigen Überarbeitung gesetzt hätte, zum anderen, und das scheint mir entscheidender: Es kann nicht Aufgabe einer Herausgeberin sein, ein vom Autor nicht abschließend zum Druck vorbereitetes Gedicht zu ›vollenden‹. Das Fehlen der Interpunktion ist für jeden Leser ein Signal, dass dieser Text in keiner endgültigen Textgestalt vorliegt, dass es ein Fragment geblieben ist – und damit ein nicht zu vernachlässigender Hinweis für jede deutende Auseinandersetzung mit dem Gedicht. Das gilt vor allem auch für vom Autor gestrichene Textteile: Wer kann entscheiden, ob die Streichung als eine ersatzlose Tilgung zu deuten ist oder nur eine Markierung einer noch zu ändernde Wortfolge, deren endgültige Gestalt dann nicht ausgeführt wurde. Um hier nur ein Beispiel anzuführen: Die Handschrift des »Bruchstücks 47«

Beider Ufer Wurzeln: zueinander
strebend überm Strom,
tag und nachtgenährt

hat am Versende von V. 2 ein Komma, gefolgt von einem dritten gestrichenen Vers (BCA 11, S. 489); NKG ersetzt das Komma in V. 2 durch einen Punkt und lässt den gestrichenen dritten Vers weg, ohne ihn in der Rechtfertigung der Textgestalt (NKG, S. 1069) zu erwähnen (NKG, S. 413). Es ist anzunehmen, dass Celan die Strophe nicht zu Ende geführt hat. Der Eingriff der Herausgeberin überdeckt die ›Unfertigkeit‹ des Textes und macht aus dem ›Bruchstück‹ einen vollendeten Gedichttext.

Auch in dieser Neuedition steht wiederum im Zentrum der editorischen Arbeit Barbara Wiedemanns die Kommentierung der Gedichte. Mit 635 Seiten beansprucht dieser Teil mehr als die Hälfte des umfangreichen Bandes. Gegenüber ihrer früheren Edition hat sie ihn allerdings umfassend verändert. Das wird schon im Eingangsabschnitt der einzelnen Textkommentare mit dem weitgehenden Verzicht auf die Mitteilung von Varianten und abweichenden Fassungen deutlich, einem Grundsatz, von dem nur in wenigen Ausnahmen abgewichen wird. Dafür hat die Herausgeberin der »Entstehung« der einzelnen Gedichte, der Dokumentation ihrer Abfassungszeit und der Orte ihrer Niederschrift einen größeren Raum eingeräumt. Mit vollem Recht verweist sie darauf, dass »jedes zum Gedicht gereifte Gebilde von seinem konkreten Datum her geschrieben« ist und daher alles »Material«, das für jeden Gedichtband und jedes einzelne Gedicht zum Zeitpunkt ihrer Entstehung und für Celans späteren Umgang damit relevant ist, für das Verständnis des Gedichtes von Bedeutung sei (S. 618 und 614). So ist es dann nur konsequent, dass sie im Kommentar zu den einzelnen Texten den Schwerpunkt ihrer Erläuterungen auf Querverweise zu gleichzeitig niedergeschriebenen Werkteilen und Briefen legt, während reine Sacherläuterungen, die noch in der 2003 erschienenen Ausgabe der KG einen großen Raum einnehmen, zurücktreten; sie seien in jedem »herkömmlichen Lexikon leicht zugänglich« (S. 621). In bewundernswürdiger Recherche hat sie mit Informationen und Zitaten, die sie in der Korrespondenz des Dichters, in zeitgenössischen Berichten, aber auch in nachgewiesenen Lektüren des Dichters herausgefunden hat, auf Zusammenhänge verwiesen, die den Hintergrund der Celanschen Dichtung erhellen, Anlass und Motivierung seines Schreibens begreifbar machen. In diesem Zusammenhang erscheint es auch durchaus sinnvoll, wenn die Herausgeberin – soweit überliefert – auch Celans französische Übersetzungen eigener Gedichte den Erläuterungen der Texte hinzufügt, geben sie doch im »Sinne einer Selbstkommentierung« (S. 620) manchen Hinweis auf die spezifische Deutung seiner poetischen Sprache.

Damit gelingt es Barbara Wiedemann, dem Leser für ein angemessenes Verständnis der Gedichte wichtige Materialien bereitzustellen. Dennoch kann sie – trotz aller gegenteiligen Beteuerungen (vgl. S. 617) – der Gefahr nicht entgehen, mit ihren sachbezogenen Erläuterungen zugleich auch interpretierend in die Deutung der dargestellten Texte einzugreifen. Jede Entscheidung, für ein bestimmtes Lemma »Grundlagen für Interpretationen [zu] schaffen« (S. 617), bedeutet immer auch eine wertende

Heraushebung dieser einzelnen Textstelle. Bei der Mannigfaltigkeit der Deutungsmöglichkeiten, die gerade für die Gedichte Celans gegeben sind, werden damit auch schon immer andere ›Lesarten‹ in den Hintergrund gedrängt, oftmals sogar ganz unmöglich gemacht.

Bei allen hier geäußerten Bedenken, was die textkritischen Vorschläge der Herausgeberin betrifft, bei aller auch in dieser Ausgabe nicht aufhebbarer Interferenz zwischen Kommentar und Deutung: Die Verdienste der ›Neuen kommentierten Gesamtausgabe‹ der Gedichte Celans bleiben bestehen. An der umfassenden Textdokumentation und – vor allem – an den von großem Sachverstand zeugenden Erläuterungen der Gedichte wird die künftige Forschung nicht vorbeigehen können. Sicherlich, die NKA ist keine historisch-kritische Ausgabe und will auch keine sein; sie bedarf trotz all ihrer Vorzüge der Ergänzung der nunmehr vollständig vorliegenden ersten Abteilung der BCA und, soweit dort aufgenommen, der TCA. So mag es denn bedauerlich sein, dass es die Herausgeberin versäumt hat, bei der Nennung der Textquellen der dargestellten Gedichte auch auf die vorliegenden kritischen und historisch-kritischen Editionen zu verweisen. Bei einer künftigen Neuauflage sollte zumindest das Verzeichnis der Gedichte durch eine Stellen-Konkordanz, die auch den Abdruck der Texte in der BCA und, soweit zutreffend, auch in der TCA berücksichtigt, erweitert werden.

Literatur

Celan-Ausgaben

Paul Celan, Werke. Historisch-kritische Ausgabe [BCA], Abteilung I: Lyrik und Prosa, besorgt von der Bonner Arbeitsstelle für die Celan-Ausgabe: Beda Allemann, Rolf Bücher, Axel Gellhaus, Stefan Reichert (ab 1994 [Bd. 10] Rolf Bücher, Axel Gellhaus; ab 2015 [Bd. 15] Rolf Bücher, Andreas Lohr), Bd. 1-16, Frankfurt am Main 1990-2017.

- Bd. 1: Frühe Gedichte, hg. von Andreas Lohr unter Mitarbeit von Holger Gehle in Verbindung mit Rolf Bücher, 2003.
- Bd. 2/3: Der Sand aus den Urnen. Mohn und Gedächtnis, hg. von Andreas Lohr unter Mitarbeit von Holger Gehle in Verbindung mit Rolf Bücher, 2003.
- Bd. 4: Von Schwelle zu Schwelle, hg. von Holger Gehle unter Mitarbeit von Andreas Lohr in Verbindung mit Rolf Bücher, 2004.
- Bd. 5: Sprachgitter, hg. von Holger Gehle unter Mitarbeit von Andreas Lohr in Verbindung mit Rolf Bücher, 2002.
- Bd. 6: Die Niemandrose, hg. von Axel Gellhaus unter Mitarbeit von Holger Gehle und Andreas Lohr in Verbindung mit Rolf Bücher, 2001.
- Bd. 7: Atemwende, hg. von Rolf Bücher, 1990.
- Bd. 8: Fadensonnen, hg. von Rolf Bücher, 1991.
- Bd. 9: Lichtzwang, hg. von Rolf Bücher unter Mitarbeit von Andreas Lohr und Axel Gellhaus, 1997.
- Bd. 10: Schneepart, hg. von Rolf Bücher unter Mitarbeit von Axel Gellhaus und Andreas Lohr-Jasperneite, 1994.

- Bd. 11: Verstreut gedruckte Gedichte. Nachgelassene Gedichte bis 1963, hg. von Holger Gehle und Thomas Schneider unter Mitarbeit von Andreas Lohr in Verbindung mit Rolf Bücher, 2006.
- Bd. 12: Eingedunkelt, hg. von Rolf Bücher und Andreas Lohr unter Mitarbeit von Hans Kruschwitz und Thomas Schneider, 2006.
- Bd. 13: Nachgelassene Gedichte 1963 bis 1968, hg. von Rolf Bücher und Andreas Lohr unter Mitarbeit von Hans Kruschwitz, 2011.
- Bd. 14: Nachgelassene Gedichte 1968 bis 1970, hg. von Hans Kruschwitz und Thomas Schneider unter Mitarbeit von Andreas Lohr in Verbindung mit Rolf Bücher, 2008.
- Bd. 15: Prosa I. Zu Lebzeiten publizierte Prosa und Reden, 2 Teile, vorbereitet von Axel Gellhaus, hg. von Andreas Lohr und Heino Schmull in Verbindung mit Rolf Bücher, 2015.
- Bd. 16: Prosa II. Prosa im Nachlass, hg. von Andreas Lohr unter Mitarbeit von Heino Schmull in Verbindung mit Rolf Bücher, 2018.
- Paul Celan, Werke. Tübinger Ausgabe [TCA], hg. von Jürgen Wertheimer, 9 Bde., Frankfurt am Main 1996-2004.
- TCA (I) MuG: Mohn und Gedächtnis. Vorstufen – Textgenese – Endfassung, bearbeitet von Heino Schmull, 2004.
- TCA (II) SzS: Von Schwelle zu Schwelle. Vorstufen – Textgenese – Endfassung, bearbeitet von Heino Schmull unter Mitarbeit von Christiane Braun und Markus Heilmann, 2002.
- TCA (III) SG: Sprachgitter. Vorstufen – Textgenese – Endfassung, bearbeitet von Heino Schmull unter Mitarbeit von Michael Schwarzkopf, 1996.
- TCA (IV) NR: Die Niemandsrose. Vorstufen – Textgenese – Endfassung, bearbeitet von Heino Schmull unter Mitarbeit von Michael Schwarzkopf, 1996.
- TCA (V) M: Der Meridian. Endfassung – Entwürfe – Materialien, hg. von Bernhard Böschstein und Heino Schmull unter Mitarbeit von Michael Schwarzkopf und Christiane Wittkop, 1999.
- TCA (VI) AW: Atemwende. Vorstufen – Textgenese – Endfassung, bearbeitet von Heino Schmull und Christiane Wittkop, 2000.
- TCA (VII) FS: Fadensonnen. Vorstufe – Textgenese – Endfassung, bearbeitet von Heino Schmull, Markus Heilmann und Christiane Wittkop, 2000 (Neuaufgabe 2024).
- TCA (VIII) LZ: Lichtzwang. Vorstufe – Textgenese – Endfassung, bearbeitet von Heino Schmull unter Mitarbeit von Markus Heilmann und Christiane Wittkop, 2001.
- TCA (IX) SP: Schneepart. Vorstufen – Textgenese – Reinschrift, bearbeitet von Heino Schmull unter Mitarbeit von Markus Heilmann und Christiane Wittkop, 2002
- Paul Celan, Gedichte, hg. von Beda Allemann und Stefan Reichert, 2 Bde., Frankfurt am Main 1975.

- Paul Celan, Gesammelte Werke in fünf Bänden [GW], hg. von Beda Allemann und Stefan Reichert unter Mitwirkung von Rolf Bücher, Frankfurt am Main 1983.
 Bd. 1-3: Gedichte, Prosa Reden.
 Bd. 4/5: Übertragungen.
 Erweiterung der fünfbandigen GW um die Übernahme der zuvor als Einzelbände erschienenen zwei Textsammlungen im Jahr 2000:
 Bd. 6: Das Frühwerk [FW], hg. von Barbara Wiedemann.
 Bd. 7: Die Gedichte aus dem Nachlaß [GNL], hg. von Bertrand Badiou, Jean-Claude Rambach und Barbara Wiedemann, mit Anmerkungen von Barbara Wiedemann und Bertrand Badiou.
- Paul Celan, Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band (KG), hg. und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt am Main 2003.
- Paul Celan, »Mikrolithen sinds, Steinchen«. Die Prosa aus dem Nachlaß. Kritische Ausgabe, hg. und kommentiert von Barbara Wiedemann und Bertrand Badiou, Frankfurt am Main 2005.
- Paul Celan, Die Gedichte. Neue kommentierte Gesamtausgabe in einem Band (NKG), hg. und kommentiert von Barbara Wiedemann, Berlin 2018.
- Paul Celan, Ausgewählte Gedichte. Zwei Reden, mit einem Nachwort von Beda Allemann, Frankfurt am Main 1968.
- Paul Celan, Gedichte 1938-1944. Faksimile der Handschrift / Transkription der Handschrift, mit einem Vorwort von Ruth Kraft, 2 Bde., Frankfurt am Main 1985.
- Paul Celan, Schneepart. Faksimile der Handschrift aus dem Nachlaß, Frankfurt am Main 1976.

Weitere zitierte Editionen

- Conrad Ferdinand Meyer: Sämtliche Werke. Band 1-8: Gedichte. Hg. von Hans Zeller. Bern 1963-1996.

Forschung

- Beda Allemann, Editorisches Nachwort, in: Paul Celan, Gedichte in zwei Bänden, Bd. 2, Frankfurt am Main 1975, S. 419-421. – Ders., Rolf Bücher, Bemerkungen zur historisch-kritischen Celan-Ausgabe, in: Text und Kritik 53/54, 1977: Paul Celan, S. 85-87.
- Rolf Bücher, Befunde deutlich? Probleme der Zeilenzählung in der Celan-Ausgabe, in: Textgenetische Edition, hg. von Hans Zeller und Gunter Martens, Tübingen 1998 (Beihefte zu editio 10), S. 211-222 – Ders., Axel Gellhaus, Andreas Lohr, Die historisch-kritische Celan-Ausgabe. Ein vorläufiger editorischer Bericht, in: Lesarten. Beiträge zum Werk Paul Celans, hg. von Axel Gellhaus und Andreas Lohr, Köln, Weimar u. a. 1996, S. 197-226 – Ders., Historisch-kritische Celan-Ausgabe. Zur Konstitution des Gedichtnachlasses, in: >Qualitativer Wechsel<.

Textgenese bei Paul Celan, hg. von Axel Gellhaus und Karin Herrmann, Würzburg 2010, S. 221-243.

Holger Gehle, »Komm auf den Händen zu uns«. Textgenese und Textverstehen, in: >Qualitativer Wechsel<. Textgenese bei Paul Celan, hg. von Axel Gellhaus und Karin Herrmann, Würzburg 2010, S. 91-114.

Axel Gellhaus, Andreas Lohr (Hg.), Lesarten. Beiträge zum Werk Paul Celans, Köln, Weimar u. a. 1996 – Ders., Karin Herrmann (Hg., 2010), >Qualitativer Wechsel<. Textgenese bei Paul Celan, Würzburg 2010 – Ders., Wortlandschaften. Konzeption und Textprozesse bei Celan, in: >Qualitativer Wechsel<. Textgenese bei Paul Celan, hg. von Axel Gellhaus und Karin Herrmann, Würzburg 2010, S. 11-68 – Ders., Rolf Bücher u. a. (Hg.), »Fremde Nähe«. Celan als Übersetzer. Marbach am Neckar 1997.

Andreas Lohr, Kleine Einführung in die Bonner Celan-Ausgabe, in: Lesarten. Beiträge zum Werk Paul Celans, hg. von Axel Gellhaus und Andreas Lohr, Köln, Weimar u. a. 1996, S. 11-47.

Gunter Martens, Kompromisse über Kompromisse. Über Sinn und Unsinn einer textgenetischen Leseausgabe der Dichtungen Paul Celans, in: TextKritische Beiträge 3, 1997, S. 71-84. – Ders., Jenseits der Werkgrenzen. Bemerkungen anlässlich des Erscheinens des >Meridian< im Rahmen der Tübinger Celan-Ausgabe, in: TextKritische Beiträge 5, 1999, S. 173-189. – Ders., Celan-Editionen, in: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editions-geschichte, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta, Tübingen 2005, S. 29-54. – Ders., Textgenese als Möglichkeit der Texterschließung. Paul Celans Gedicht >Hafen<, in: >Qualitativer Wechsel<. Textgenese bei Paul Celan, hg. von Axel Gellhaus und Karin Herrmann, Würzburg 2010, S. 153-175. – Ders., Edition und poetologische Reflexion. Axel Gellhaus' Beitrag zur theoretischen Fundierung der Editionsphilologie, in: ZfdPh 135, 2016, S. 569-580. – Ders., ... aber bitte mit Kommentar. Tendenzen der neu erschienenen Editionen der Dichtungen Paul Celans, in: TextKritische Beiträge 16, 2020, S. 35-51.

Hans Zeller, Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition, in: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation, hg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 45-89.

(Prof. Dr. Gunter Martens (Univ. Hamburg, Institut für Germanistik), J.-A.-Burger-Weg 11, 77736 Zell a. H.; E-Mail: g-post-martens@t-online.de)

Ineditum

Zur Erinnerung an Heinz Schlaffer (1939-2023) – Eine Auswahl aus der Korrespondenz mit dem Herausgeber

31.10.2009

Lieber Herr König,

vermelde gehorsamst, daß ich das Gutachten geschrieben habe und in den nächstgelegenen Briefkasten einwerfen werde – alles eigenhändig, weil ich vergessen habe, einen Antrag auf einen Emeritus-Exzellenz-Cluster (bestehend aus mir und mir) zu stellen.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Heinz Schlaffer

* * *

17.11.2012

Lieber Herr König,

durch Ihre Zeitschrift erfahre ich ab und zu etwas über die Germanistik, die ich fast schon vergessen habe (zur Zeit schreibe ich, als würde ich Ihrer Frankophilie folgen, Aufsätze zur französischen Literatur). In der neuen Nummer hat mich am meisten der Beitrag zur Schule von Lille angezogen.¹ Nun verstehe ich die Intentionen Bollacks besser, die sich vielleicht in Frankreich fremder ausnehmen, als sie es in Deutschland tun würden. Auch Ihr Interesse an Bollack kann ich jetzt aus einer deutsch-romantischen Tradition herleiten, die von Friedrich Schlegel zu Szondi führt. Selbst in Ihrer Korrektur² an Gadamer's Rilke-Verbesserung erkenne ich die Verwandtschaft der Schulen von Jena und Lille. So suchen und finden Sie in der aktuellen französischen Gelehrsamkeit die vergessene deutsche.

Mit herzlichem Dank und Gruß
Ihr Heinz Schlaffer

* * *

- 1 Vgl. Denis Thouard, Philologie wider Philologie. Bemerkungen zur >Schule von Lille<, in: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien 41/42, 2012, S. 18-31.
- 2 Vgl. Christoph König, Hans-Georg Gadamer will Rilke von einem Komma her kurieren, in: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien 41/42, 2012, S. 46-52.

26.11.2013

Lieber Herr König,

vielen Dank für die neue Nummer zur Geschichte der Germanistik. Aus Ihrem Aufsatz³ ist mir der Charakter Szondis deutlicher geworden, weil Sie die asketische Zurückhaltung wie den präzisen Gebrauch der Sprache mit seiner Lebensgeschichte verknüpfen können. Szondis Polemik gegen die Verbrämungen Gerstenmaiers kann ich beipflichten, weil ich das zweifelhafte Vergnügen hatte, zufällig mit ihm einen Abend lang an einem Tisch im Speisewagen zu sitzen. Er hatte schon sein Amt verloren, war aber voll von Reklame für sich und Abneigung gegen andere Politiker, dass es schwer auszuhalten war. Am Schluss zeigte er mir seinen Terminkalender, der voll von Eintragungen über bedeutungslose Pflichten war: Festrede zum 40jährigen Bestehen der CDU in Westfalen-Lippe, Übergabe der Ehrenmedaille an den Kurator der badisch-elsässischen Verständigung, Teilnahme am Jahrestreffen der iberischen Konservativen und ähnliche Scherze mehr. Diese Begegnung war vielleicht sogar einer der Gründe, weshalb ich mir vorgenommen habe, keine symbolischen Veranstaltungen zu besuchen. So kann man doch etwas von den großen Männern lernen.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Heinz Schlaffer

* * *

13.6.2014

Lieber Herr Schlaffer,

ich möchte mit einigen Zeilen Sie und Ihre Frau persönlich und herzlich zur Buchpräsentation⁴ am 26. Juni und auch zum anschließenden Künstler-Essen mit Paul Renner einladen (in der offiziellen Einladung ist vielleicht untergegangen, daß es nach Vortrag und Diskussion auch ein – zugehöriges – Dinner gibt).

Es wäre wunderschön, wenn wir uns bei dieser Gelegenheit wieder sehen können.

Sie schrieben zuletzt, daß Sie die Gewohnheit angenommen haben, nicht zu symbolischen Veranstaltungen zu kommen. Hier werbe ich um Sie, da Sie in meinem Buch einer der (wenigen) wichtigen Partner meines inneren wissenschaftlichen Dialogs darstellen; sei es als Autor des Lyrik-Buchs, sei es im fortgesetzten Kommers in der Tür zwischen den beiden Stuttgarter Büros. Also keine Symbolik hier!

Herzliche Grüße
Christoph König

3 Vgl. Christoph König, Peter Szondis Ethik des wissenschaftlichen Essays, in: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien 43/44, 2013, S. 36-49.

4 Vgl. »O komm und geh«. Skeptische Lektüren der »Sonette an Orpheus« von Rilke, Göttingen 2014.

13.6.2014

Lieber Herr König,
mir kema,
gschamste Diener⁵
H. u. H. Schlaffer

* * *

30.4.2015

Lieber Herr Schlaffer,

meine gut gefüllte ›Schlaffer‹-Mappe enthält leider nicht, was ich in Erinnerung habe, nämlich Ihren Beitrag in der FAZ,⁶ in dem Sie eine Schrumpfung der Germanistik (zu einem Orchideenfach) durchaus in Kauf nehmen. Bereitet es Ihnen viel Mühe, mir das Datum zu schicken.

Mit herzlichem Gruß Ihr
Christoph König

* * *

30.4.2015

Lieber Herr König,
meine Zeitungsausschnitte durchblättern, habe ich den Artikel schnell gefunden; er ist am 7.9.1994 in der FAZ (Geisteswissenschaften) erschienen.⁷
ADA, wie es in Marbach heißt,
herzlich grüßend
Ihr Heinz Schlaffer

* * *

25.5.2015

Lieber Herr König,

vielen Dank für das außen und innen schöne Buch.⁸ Von Donald Berger hatte ich noch nie gehört, bin aber froh, ihn nun zu kennen – wie ich überhaupt die amerikanische Lyrik im 20. Jahrhundert bevorzuge, weil es ihr gelingt, gerade aus dem Verzicht

5 Sie kamen zum Vortrag, lehnten aber die Einladung zum Essen (vehement) ab.

6 Vgl. Heinz Schlaffer, Die eingebildete Kranke, Lesen ist mühsam: Die klassische Literatur ist ins Exil geraten, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 208, 7.9.1994, S. N6.

7 Siehe Anm. 6.

8 Vgl. Donald Berger: The Long Time | Die Währende Zeit. Poems | Gedichte, aus dem Englischen von Christoph König, Göttingen 2015.

auf lyrische Formalien lyrische Sachverhalte und Sachgehalte zu entdecken. Das beginnt bereits bei Dickinson und Whitman, setzt sich bei Williams, Frost und den San Francisco Poets fort. Der Realismus der Anschauung wird durch den Realismus der Phantasie erweitert – wie auch an Berger zu sehen. In Deutschland ist wohl Brinkmann die beste Nachahmung des amerikanischen Stils gelungen; den größten Erfolg hat zur Zeit mit einer netteren Fassung Williams' Jan Wagner. Neulich hörte ich von ihm, als ihm der Fellbacher Mörike-Preis verliehen wurde, eine hübsch vorgetragene und auch geistreiche Rede über Mörikes Gedichte – womit wir doch wieder in Württemberg angelangt wären, und nicht, wie oft bei Berger, in Berlin.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Heinz Schlaffer

* * *

29.12.2015

Lieber Herr König,

erst heute komme ich dazu, Ihnen für das neue Heft der >Geschichte der Germanistik< zu danken, das ferne, aber dennoch interessante Mitteilungen, etwa über chinesische Gelehrsamkeit,⁹ enthält und nahe, aber mir schon fast entrückte Gegenstände, so über Nietzsche und Kommerell.¹⁰ Mattenklotts und meine Parteinahme für Kommerell ist (außer der frühen Prägung durch Kurt Wölfels Empfehlung) aus der Opposition zu Marburg hervorgegangen, wo man den Umgang mit Literatur auf handfeste, politisch brauchbare Meinungen beschränken wollte. Auch die Freundschaft mit Mattenklott gewann ihr Pathos aus der gemeinsamen Abneigung gegen unsere geistige (ungeistige) Umgebung, in der nur Martin Warnke und Reinhold Brinkmann einen Trost bedeuteten. Kommerell war also ein leiser Schlachtruf der Ästhetiker gegen die Banausen der Verwendbarkeit in Grundkursen. Seltsam ist, dass Mattenklott, wie Sie in Anm. 29 zitieren,¹¹ Szondis Engagement an der FU bedenklich erscheinen wollte, er selbst aber, als er schließlich Szondis Lehrstuhl übernahm, sich auf allerlei Ämter und Geschäfte der Universitätspolitik einließ, was ihn so beherrschte, dass dies den glücklichen Unsinn unserer Unterredungen erstickte und unsere Freundschaft beendete.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Heinz Schlaffer

* * *

9 Vgl. Michael Lackner, »Jenes Wissen, das nicht gänzlich verworfen werden kann«. Die chinesische Elite und die Konjekturen der mantischen Künste, in: *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 47/48, 2015, S. 6-19.

10 Vgl. Christoph König, Zur Erkenntniskritik in Max Kommerells Nietzsche-Lektüren, in: *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 47/48, 2015, S. 66-83.

11 Vgl. König (Anm. 10), S. 75, Anm. 29.

30.12.2015

Lieber Herr Schlaffer,

über Ihre treue kommentierende Begleitung meiner Sachen, die ich Ihnen (anhänglich) schicke, freue ich mich sehr, zumal Sie darin oft eine bedeutsame Rolle spielen. Mattenklott verachtete Szondi, weil er dessen Ernst für die Institution nicht verstand. Er selbst war viel institutioneller, wie eben jemand von den Mitteln abhängig ist, deren er sich bedient. Die einzige Distanz gibt Menschen wie Mattenklott ihr mildes Lächeln über sich selbst. Wer aber über den Gebrauch der Institution hinausgehen will, um im Bewußtsein ihrer Grenzen sie zu erneuern, findet kein Verständnis. Haben nicht auch Sie in Stuttgart in diesem Sinn dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist? Ich habe das zumindest stets bewundert. Szondi inspirierte Bollack zu dem Gedanken, eine Institution innerhalb der Institution, eine Universität innerhalb der Universität zu schaffen, und dieser Gedanke bestimmte mich in Marbach und hilft mir auch, in der heutigen, sich selbst ruinierenden Universität zu arbeiten.

Herzliche Grüße

Ihr Christoph König

* * *

4.4.2016

Lieber Herr König,

da ich zwar den bemühten Humor von Kafkas Hauptwerken (Prozess u. a.) nicht gebührend schätze, aber seine kurzen, frühen Texte innig verehere, könnte ich etwas über den Indianer schreiben.¹² Unklar ist mir, ob ich eine bereits vorhandene Interpretation kommentieren soll (was mir weniger gefiele) oder frisch von der Leber weg, was mir 7500 Zeichen lang zu Kafkas Worten einfällt. Klären sie mich bitte auf!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Heinz Schlaffer

* * *

12 Vgl. den Sammelband: Wunsch, Indianer zu werden. Versuche über einen Satz von Franz Kafka, hg. von Christoph König und Glenn W. Most, Göttingen 2019 und den dortigen Beitrag von Heinz Schlaffer mit dem Titel ›Von Karl May zu Franz Kafka‹ (S. 56-60).

10.5.2016

Lieber Herr König,

vielleicht haben Sie Kittlers postume Frühschriften, ›Baggersee‹,¹³ gelesen, ein staunenswertes Dokument, das ich nicht von ihm vermutet hätte (obwohl ich in der Zeit ihn gut kannte). Seit langem habe ich nicht mehr ein derart intelligentes Buch gelesen. Ich würde gerne die Denk- und Schreibweise dieser phänomenologischen und intuitiven Methode beschreiben und mich dann fragen, warum Kittlers spätere Entwicklung – über Psychoanalyse, Medientechnik, Mythologie – einen anderen Weg genommen hat.¹⁴ Wäre so ein Zwischending von Rezension und kürzerem Essay (nicht mehr als 12 000 Zeichen) für Ihre Zeitschrift interessant? Falls Herr Lepper und Sie dem Plan zustimmen, sollten Sie mir noch mitteilen, wann der dafür vorgesehene Redaktionstermin wäre (er müsste wenigstens 6 Wochen von heute entfernt liegen).

Für Kafkas Indianer haben ich so viele Notizen zusammen, dass ich damit 7500 Zeichen erzeugen könnte.¹⁵

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Heinz Schlaffer

* * *

13.5.2016

Lieber Herr Schlaffer,

meine späte Antwort schuldet sich den allzu vielen Mails momentan. Erst jetzt, am Freitag abend, gehe ich nochmals alles durch und entdecke, mit Schrecken und vor allem großer Freude, daß Sie mir geschrieben haben, noch dazu mit einem aufregenden Angebot.¹⁶ Sie hätten Zeit bis Mitte Juni, am besten wäre es, wir könnten schon zur nächsten Herausgebersitzung, zu der wir das Heft zusammenstellen, etwas lesen, also am 10.6. Was sagen Sie? Und nochmals: Sehen Sie mir bitte die Verzögerung nach.

Herzlich
Ihr (treuer) Christoph König

13 Vgl. Friedrich Kittler, Baggersee. Frühe Schriften aus dem Nachlass, hg. von Tania Hron und Sandrina Khaled, Paderborn 2015.

14 Vgl. Heinz Schlaffer, Ehe Kittler Kittler wurde. Frühe Schriften aus dem Nachlass, in: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien 49/50, 2016, S. 100-104.

15 Siehe Anm. 12.

16 Siehe Anm. 14.

24.5.2016

Lieber Herr König,

ich hoffe, dass Sie sich wie ich darüber wundern: die Besprechung von Kittlers ›Baggersee‹¹⁷ ist fertig und hängt an dieser Nachricht. Ihr Zeitlimit wollte ich durch eigenen Übereifer noch unterbieten. Über das weitere Schicksal meines kleinen Werks über ein großes Werk werden Sie mich unterrichten. Vom 29. Mai bis zum 5. Juni bin ich verreist.

Kittlers gedruckte Vorlesung¹⁸ über Kulturwissenschaft endet mit dem schönen Satz: »Uns allen wünsche ich einen prächtigen Sommer.« Diesen Satz gebe ich weiter,

dazu noch herzliche Grüße
von Ihrem Heinz Schlaffer

* * *

25.5.2016

Lieber Herr Schlaffer,

ich lese Ihr Prosastück¹⁹ in dem Tempo, das es vorgibt – atemlos. Es wird im nächsten Heft ebenso herausragen wie im Gestus fremd sein. Und dann eine Mahnung sein, was aus uns werden kann, wenn wir die Disziplin nicht ironisch behandeln. Wie könnte man sich Kittlers Gedankenstücke vorstellen, wäre er in der Lage gewesen, die Gattung im Alter aufzugreifen. Aber selbst wenn ihm die Jahre vergönnt gewesen wären, muss er doch zu erbittert gewesen sein. Das Sentimentalische stellt sich nur ein, wenn von Anfang an der Charakter nicht naiv ist, in dem Sinn, dass die Institution mitgedacht ist. Das aber war, so zeigen Sie, Kittler nicht vergönnt.

Wie werde ich Ihren Eifer wieder aufstacheln können, in Zukunft?!

Darf ich zwei kleine Gegengaben schicken; eines meiner Notate zwischendurch;²⁰ und eine Rede,²¹ die ich am 31.5. in Paris anlässlich der Enthüllung der Celan-Skulptur von Alexander Polzin halten werde (dazu auch ein Foto, noch von der Baustelle im Anne Frank-Park).

Mit herzlichem Gruß
Christoph König

17 Siehe Anm. 13.

18 Vgl. Friedrich Kittler, *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000.

19 Siehe Anm. 14.

20 Vgl. Christoph König, *Philologische Fragmente zur Gegenwart* (2003, 2008/09, 2016/17), in: *Engagement und Diversität*. Frank-Rutger Hausmann zum 75. Geburtstag, hg. von Wolfgang Asholt, Ursula Bähler, Bernhard Hurch, Henning Krauss und Kai Nonnenmacher, München 2018, S. 315-334, für das Notat X 62 vom 9.3.2016 [über das ›Groddeck-Syndrom‹] siehe ebd., S. 327 f.

21 Vgl. Christoph König, »Zur Opferstatt deiner Hände.« Paul Celans Form in der Paarskulptur (2016) von Alexander Polzin, in: *Liebe und Hass. Perspektiven der Philosophie, Religion und Literatur*, hg. von Rudolf Langthaler und Michael Hofer, Wien 2018, S. 229-243.

26.5.2016

Lieber Herr König,

ich bin froh, dass Sie meinen Artikel über Kittler in Ihrer Zeitschrift bringen.²² Ich habe ihn so schnell geschrieben, weil ich keine Schulden nach Lugano mitnehmen wollte, wo wir eine Woche mit Reinhart Steiner zubringen, der dort ein Haus hat (wir wohnen 5 km entfernt in Montagnola, allerdings nicht aus Begeisterung über Hesse; seltsam, was man als schlechter Dichter erreichen kann, wenn man den schlechten Geschmack des Publikums trifft – was bei Hesse nicht einmal Absicht war, sondern natürliche Folge seines von den Vorfahren geerbten missionarischen Tons).

Gespalten ist mein Urteil über Polzins Celan:²³ Als Kunstwerk gefällt es mir, soweit man es nach der Photographie sagen kann, gar nicht, aber Ihre Rede dazu gefällt mir sehr (so sagt es auch Frau Schlaffer). Es bedarf Ihrer Erläuterung und Interpretation, um verständlich zu sein: Wer kennt und erkennt in der Plastik die Zusammenhänge von Topographie, Biographie und lyrischer Sprache, die Sie überzeugend nachweisen? Ihre Rede sollte also neben dem Denkmal angeschlagen werden.

Ihren Aufsatz über Edition und Dekonstruktion werde ich nach der Rückkehr lesen,²⁴ weil jetzt noch das Haus in den Zustand des Verreistseins seiner Besitzer gebracht werden muss.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Heinz Schlaffer

* * *

27.5.2016

Lieber Herr Schlaffer,

Ihr Lob (und dazu das Ihrer Frau!) freut mich sehr, und ich denke, die Plastik²⁵ hat in etwa den Status der Briefformeln Celans, sie verschweigt, auf Celan bezogen, ihren Sinn. Was ist sie ohne die Gedichte (und deren Interpret)? Ich möchte Ihnen, bevor Sie in Hesses Neverland eintauchen, diesen Brief meines Friends Ulrich Wyss, der auch Mitherausgeber der Zeitschrift ist, mitteilen:

»chers amis, ich finde den Aufsatz sehr schön. Er läßt meine Gedanken (heute, an meinem Geburtstag) schweifen in die Zeit, in der ich Friedrich Kittler ein wenig gekannt habe in den späten Siebzigerjahren, als wir in Straßburg an einem großen Romantikfest (wie er es nannte) teilhatten, wo Gadamer, assistiert von Manfred Frank, flüssig französisch mit Derrida debattierte und Friedrich über die junge Bettina Bren-

22 Siehe Anm. 14.

23 Siehe Anm. 21.

24 Siehe Anm. 20.

25 Siehe Anm. 21.

tano sprach (>c'est très réussi<, fand Derrida, mit Recht), und wir dann abends ans Ufer des Ill in >la petite France< essen und trinken und über Opern reden gingen, mit Hannelore Schlaffer meistens ... das war noch vor der großen >Kehre<, vor seiner Selbstneuerfindung als dogmatischer Besserwisser, der die Welt aus dem einen Punkt der militärischen Kommunikationstechnologie erklärte ... dann hab ich ihn noch einmal auf dem Germanistentag in Passau gesehen, wo er viel Feindseligkeit zu erdulden hatte; seine Karriere stand damals auf der Kippe, für die Habilitation wurden zwei Dutzend Gutachten eingeholt, aber dann wurde er nach Bochum und dann nach Berlin berufen und mir immer fremder, auch in seinen forcierten Dandy-Attituden. Dies Moment des Dandyesken im Stand der studentischen Präexistenz arbeitet Schlaffer sehr schön heraus. Herzlich, Ulrich Wyss<

Und weil wir dabei sind: Meine Begegnung mit F.K. fand vor etwa zehn Jahren in Heidelberg statt, als er versuchte, aufgrund der Erzählung von Odysseus und den Sirenen das Lokal in Griechenland auszumachen, und – unmotiviert daneben – Heidegger pries (übrigens in freundschaftlichem Verkehr mit Bohrer, der auch da war). In der Philologie machen ja das Materiale und der höchste Ton bon ménage (ich denke an meine erste Erfahrung an Eugen Thurnher in Innsbruck, dem ich vorschlug, seine Vorlesung gern auf der Orgel zu begleiten).

Herzliche Grüße
Ihres Christoph König

* * *

31.7.2016

Lieber Herr König,

mein Beitrag zur Indianerkunde ist früher da als nötig und kürzer als möglich.²⁶ Ich hoffe, dass Sie mir beides nachsehen und die bis zur Redaktion bleibende Zeit mit besseren Dingen ausfüllen können.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr gschamster Diener
Heinz Schlaffer

Lieber Herr König,

bei dem ersten Versuch vor wenigen Minuten ist mir der Indianer entlaufen. Jetzt habe ich ihn eingefangen und liefere ihn bei Ihnen ab, Ihr Heinz Schlaffer

* * *

26 Siehe Anm. 12.

21.10.2017

Lieber Herr König,

da das Jahr dem Ende entgegengeht, entdecke ich beim Rückblick, dass ich lange nichts mehr über die Zukunft Ihres Indianerprojekts²⁷ erfahren habe – vielleicht hat es Trump per Twitter abgesagt, und ich habe, wie es bei alten Leuten leicht vorkommt, nichts davon erfahren. Da Sie bessere Beziehungen zu Amerika haben, können Sie mir vielleicht bei Gelegenheit Nachricht geben.

Herzlichen Dank und Gruß
von Ihrem Heinz Schlaffer

* * *

6.11.2018

Lieber Herr Schlaffer,

ich bin tatsächlich in Amerika gewesen, mit vielen gemischten Gefühlen, ist man Reiter, ist man Pferd, und wer denkt schon an die Geschichte. Wieder stellte sich für mich, wie so oft, die Überzeugung ein, dass die koloniale und die Emigrationsgeschichte nur darüber hinwegtäuschen, wie exotisch das Land ist. Man kommt dazu, mehr auf die Gemeinsamkeiten zwischen Trump und seinen Gegnern zu achten als auf die Unterschiede, und irritiert damit die Freunde dort. Im Streit verstehen sich die Amerikaner recht gut, so dass unser Indianerprojekt²⁸ mit diesem kriegerischen Land kaum etwas zu tun hat.

Es geht weiter in diesem Sinn.

Herzlich grüßt
Ihr Christoph König

* * *

3.2.2019

Lieber Herr König,

aus dem Brief entnehmen Sie, dass es mich immer noch gibt und damit Gefahr besteht, von mir als Autor belästigt zu werden. So ist es. Demnächst erscheint ja meine gut abgehangene Marginalie zu Kafka. In einigen Wochen könnte ich und werde ich (falls Sie nicht von vornherein widersprechen) Ihnen einen kleinen Aufsatz (etwa 20 000 Zeichen) für die >Geschichte der Germanistik< anbieten, etwa mit dem Titel

27 Siehe ebd.

28 Siehe ebd.

»Die Korrektur der Bildung durch die Philologie. Georg Büchmanns »Geflügelte Worte«.²⁹

Lassen Sie mich bitte wissen, dass die Nachricht des Provinzlers den Weltmann erreicht hat.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Heinz Schlaffer

* * *

15.03.2019

Lieber Herr König,

vor einigen Wochen schrieb ich Ihnen, dass in einigen Wochen ich Ihnen einen Aufsatz über die Geflügelten Worte anbieten möchte.³⁰ Nun sind einige Wochen vergangen, und Sie sehen, dass aus meiner Ankündigung bitterer Ernst geworden ist. Wir werden sehen, ob Ihre Zeitschrift so etwas brauchen kann. Wenn nicht, ist es auch recht.

Mit Altersweisheit und herzlichen Grüßen
Ihr Heinz Schlaffer

(Prof. Dr. Christoph König, Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49069 Osnabrück; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de)

29 Vgl. Heinz Schlaffer, Die Korrektur der Bildung durch die Philologie. Georg Büchmanns »Geflügelte Worte«, in: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologen 55/56, 2019, S. 90-97.

30 Siehe Anm. 29.

Nachlässe – Sammlungen – Autographen

Neuerworbene Autographen und Bestände des Deutschen Literaturarchivs Marbach im Bereich der Philologien und weiteren Wissenschaften

Eduard Berend: Nachtrag zum Nachlass. Briefe von Herbert Eulenberg, Hans Franck, Friedrich Gundolf, Georg Hermann, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Holitscher, Emil Ludwig, Der Türmer, Siegfried Vegesack, Johannes Immanuel Volkelt, Karl Wolfskehl.

Richard Exner: Briefe an Christel und Josef Fabry; Briefe von Josef Fabry; Briefe anderer von Annegret Stein u. a.

Hans Robert Jauss: Nachtrag zum Nachlass. Briefwechsel mit Lili und Siegfried Kracauer, ergänzende Briefe dazu.

Max Kommerell: Briefe von ihm an Rudolf Ewald; Briefe anderer von Elfriede Ehl, Erika Kommerell, Rolf Krafft Ligniez, Bodo Mergell, Franz Schultz u. a.

Gert Mattenklott: Nachtrag zum Nachlass. Prosa: ›Bettina von Arnim – Versuch eines Porträts‹, ›Franz Kafka: Der Verschollene‹, ›Goethe als Physiognomiker‹, ›Herder‹, ›Hugo von Hofmannsthal und die bildende Kunst‹, ›Jüdisches Berlin literarisch‹, ›Klaus Mann – Versuch eines Porträts‹, ›Der Leser als Autor. Der Anschlag auf den Berufsschriftsteller durch die aktuelle Schreibbewegung‹, ›Motive bürgerlicher Existenz, am Beispiel von Richardson, Rousseau und Goethe‹, ›R. M. Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Autobiographie und Werk‹, ›Romantik und Vormärz-Literatur im Kontext von Musik und Malerei‹, ›Über Juden in Deutschland‹, ›Der unbefugte Autor‹, ›Universität und gelehrtes Leben‹ u. a.; Vorlesungen ›Der deutsche Roman im europäischen Zusammenhang. Von Goethe bis Döblin‹, ›Proust, ›A la recherche du temps perdu‹ u. a.; Verschiedenes: Aufzeichnungen aus dem Studium, Notizen und Publikationsverzeichnisse, Abschriften u. a.; Briefwechsel mit Gundel Mattenklott; Briefe von ihm an Gundel Mattenklott und die Familie, an Thomas Baumeister, Heinz Blumensath, Gerald Funk, Hannelore Schlaffer, Karsten Witte u. a.; Briefe an ihn von Peter-André Alt, Hans-Georg von Arburg, Simone Barck, Dieter Bartetzko, Thomas Baumeister, Heinz Blumensath, Karl Heinz Bohrer, Manfred Briegel, Ulrike Brummert, Peter Bürger, Hanna Delf von Wolzogen, Deutscher Akademischer Austauschdienst, Eva Engel, Alexander Fest, Leonhard M. Fiedler, Wolfgang Fietkau, Jens Malte Fischer, Gerald Funk, Gerd Giesler, Otto F. Gmelin, Gabriele Groenewold, Elvira Grözing, Heinz Hamm, Dieter Heimböckel, Arthur Henkel, Rudolf Hirsch, Dietmar Kamper, Erwin Koch-Raphael, Eberhard Lämmert, Jacques Le Rider, Helmut Lethen, Irina Liebmann, Literaturhaus Berlin, Lothar Müller, Susan Neiman, Hans-Joachim Neubauer, Claudia Olk, Ulrich Ott, Michael Pauen, Sabina Pauen, Vanda Perretta, Ulrich Raulff, Martin Rector, Marcel Reich-Ranicki, Rowohlt Verlag, Gert Sautermeister, Heinrich Schirmbeck, Hannelore Schlaffer, Heinz Schlaffer, Silvia Schlenstedt, Itta Shedletzky, Alphons Silbermann, Thomas Sparr, Ginka Steinwachs, Klaus Wagenbach, Conrad Wiedemann, Karsten Witte, Kurt Wölfel, Maria Zinfert u. a.; Dokumente: Adresslisten, Ausweisdokumente, Dokumente zu Reisen und zur Gastprofessur in Venedig 1984/85, Verzeichnisse zum Nachlass; Manuskripte anderer von Dieter Bartetzko, Thomas Baumeister, Dietmar Kamper, Gershom Scholem, Karsten Witte, Karl Wolfskehl u. a.; Briefe anderer: Kondolenzschreiben zum Tod von Gert Mattenklott u. a.; Dokumente anderer. Zum Nachtrag gehören Datenträger, Fotografien, Zeichnungen und Zeitungsausschnitte.

Eva Rechel-Mertens: Nachtrag zum Teilnachlass. Autobiographische Skizze, Notizen; Briefe von ihr an Gertrud und Margarethe Mertens; Briefe an sie von Käthe und Gertrud Mertens, Thank-

mar von Münchhausen, Hellmut Sichtermann, Christiane Zimmer, Heinrich Zimmer u.a; Lebensdokumente; Manuskripte anderer; Briefe anderer. Zum Nachtrag gehören Fotografien.

Heinz Schlaffer: Briefe an Hans H. Hiebel; Brief von Hans H. Hiebel.

Hans Schwerte: Nachtrag zum Nachlass. Prosa: ›Faust und das Faustische – Vom Faustbuch zum ›anschwellenden Bocksgesang‹, ›Kentauren. Mythische Begegnungen‹ (mit Materialsammlung), ›Maltes Angst‹; Prosa. Reden und Vorträge: ›Auflösung einer Republik: Über einen Roman von Frank Thieß von 1931, Der Zentaur‹, ›Dionysos unter den Musen‹, ›Faust Ikarus. Flugsehnsucht und Flugversuche in der Faustdichtung von der Historia bis zu Goethes Tragödie‹, ›Der weibliche Schluss von Goethes ›Faust‹‹; Schriftenverzeichnis, zwei Adressbücher, Notizkalender 1980-1999; Briefe von ihm an Max Kerner u. a.; Briefe an ihn von Hans Höller; Manuskripte anderer; Briefe anderer. Zum Nachtrag gehören Fotografien und Sonderdrucke.

Peter Szondi: Karte an die Schülerinnen der Klasse 3a der Höheren Töchterschule Zürich, 1959.

(Ruth Doersing, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Schillerhöhe 8-10, 71672 Marbach am Neckar; E-Mail: ruth.doersing@dla-marbach.de)

Projekte

Irmgard M. Wirtz und Malte Spitz Jonas Fränkels Kryptophilologie

Der Jahrhundert-Fund über dem Thunersee, am Wohnsitz des jüdischen Schweizer Philologen Jonas Fränkel (1879-1965) umfasst Nachlass und Bibliothek sowie zwölf reisefertige Koffer. Seine Nachkommen haben den Kontakt mit dem Schweizerischen Literaturarchiv 2019 gesucht, um einen der bestgehüteten Nachlässe der Schweizer Literaturgeschichte der Öffentlichkeit zu übergeben.

Eine antisemitisch grundierte öffentliche Debatte und zwei Gerichtsverfahren haben Fränkels Editionsprojekte zu Gottfried Keller und zum Leben und Werk Carl Spittlers in den dreissiger und vierziger Jahren ausgebremst, ihm die Keller-Edition nach 17 Bänden entzogen und den Zugang zu Spittlers Nachlass verwehrt. Die Exekution des Schiedsgerichtsurteils zu Spittlers Vermächtnis hat Fränkel jedoch abgewendet. Niemand wusste bis vor kurzem, was Fränkel in seiner Bibliothek auf der Riedegg hütete. Seine Kinder verwehrten den Zugang zu seinem Nachlass, wenigen erteilten sie Auskunft. Erst 2019 kontaktieren Enkel und Urenkelin das Schweizerische Literaturarchiv: Fränkel hatte einen Krypto-Nachlass angelegt und darin den halben Nachlass des Schweizer Nobelpreisträgers Carl Spittler geborgen. Sein eigenes Gelehrtenarchiv enthält 26.500 Briefe und in einem Umfang von voraussichtlich 400 Archivschachteln wertvolle Dokumentationen zur jüdischen Kulturgeschichte und zur Literatur, Geschichte, Politik und Wissenschaft im Zeitalter der Extreme und zu seinen Forschungsthemen.

Das SNF-Forschungsprojekt »Kryptophilologie. Jonas Fränkels »unterirdische Wissenschaft« im historischen und politischen Kontext (2023-27)« des Schweizerischen Literaturarchivs gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich untersucht nun die philologischen und politischen Kontexte dieses Funds in drei Doktorarbeiten und einer Kollektiv-Monografie.¹ Dabei wird auch die Bibliothek mit 11.500 Büchern aufgearbeitet, die Briefe, Notizen und Rezensionen bergen. Verankert ist das Projekt im Walter Benjamin Kolleg der Universität Bern.

Mit Jonas Fränkels Schaffen verbindet die Schweizer Germanistik ein helles und ein dunkles Kapitel ihrer Geschichte. Fränkels Beitrag zur Kellerphilologie und seine Ausgrenzung von der Keller-Edition nach 17 Bänden Eigenleistung sind bekannt, darüber hinaus hat Julian Schütt 1996 in einer Studie anhand der Akten in den Institutionen Fränkels Verhältnis zur Spittler-Edition aufgearbeitet.²

Im Berner Oberland fand das Schweizerische Literaturarchiv 2019 ein Gelehrtenzimmer mit Mobiliar, Bibliothek und einer teppichbelegten Freudschen Couch als Tagesbett, ausgerichtet auf den Thunersee mit panoramatischem Blick. Jonas Fränkel hatte sich nach seiner Heirat mit Erika Wilisch 1920 in einem ausgebauten Weinberghäuschen in Hünibach bei Thun niedergelassen. Er nahm sich nach seiner Habilitation zu Goethes Briefwechsel mit Charlotte von Stein 1908 die Editionen der bedeutendsten Schweizer Nationaldichter C. F. Meyer, Gottfried Keller und Carl Spittler vor. 1921 wurde er ausserordentlicher Professor an der Universität Bern, die Riedegg war sein Refugium vor der Berner Universität. Dort entwickelte sich aus seinem Habitat unter dem Matronat der Mäzenin Antonie Wilisch ein Forschungszentrum: Fränkel erhielt Briefe von einem ausgedehnten Netzwerk von rund 700 Absendern, darunter (Exil-)Autoren, Bibliotheken, Ver-

1 <https://www.nb.admin.ch/snl/de/home/ueber-uns/sla/forschung-sla/kryptophilologie.html>.

2 Julian Schütt, Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus, Zürich 1996, insb. S. 177-204.

lage und Redaktionen weit über den deutschsprachigen Raum hinaus. Einige der bekanntesten Namen sind Arthur Schnitzler, Romain Rolland, Walter Benjamin, Ricarda Huch, David Koigen, Martin Buber, Hermann Hesse, Margarete Susman oder Stefan Zweig.³ Es ist wohl das einzige private Exilarchiv eines jüdischen Gelehrten in Europa, das im 20. Jahrhundert knapp hundert Jahre an seinem Standort überdauert hat. Denn zum Exilanten im doppelten Sinne wurde Fränkel durch seine Emigration aus seinem Geburtsland Polen: 1898 zunächst nach Wien und ein Jahr später nach Bern; aber auch durch die Auswirkungen der Politik des nationalsozialistischen Deutschen Reichs bis in die Schweiz und durch seine akademische Marginalisierung durch die Amtsträger der Schweizer Universitäten und kantonalen Regierungen sowie die Ausgrenzung von seinen Editionen durch die Medien, Verlage und die Rechtsprechung bis hin zum Bundesgericht.

Die Freundschaft mit dem späteren Schweizer Nobelpreisträger Carl Spitteler begann bereits, bevor sich Fränkel 1909 in Bern im Schloss Bümpliz beim Verlegerehepaar Benteli niederliess. Sofort entwickelte sich eine kongeniale Zusammenarbeit an der Überarbeitung und der Neu-Aufgabe von Spittelers Werken; diese war darüber hinaus die Voraussetzung für die Entstehung von Spittelers Spätwerk sowie für die Vergabe des Nobelpreises 1919/20.

An zwei Standorten zwischen Bern und Luzern wurde eine kollaborative, arbeitsteilige Redaktion mit Lektorat aus vielen Köpfen und Händen aufgebaut, die auch neue Technologien wie Telegramm und einen portablen Fotoapparat einsetzte. Im Postversand zirkulierten Abschriften, Druckfahnen und später Negativkopien der Glasplatten und Briefe in hoher Frequenz. Fränkels Zusammenarbeit (1908-24) mit Carl Spitteler manifestiert sich heute in Korrespondenz, Werkmanuskripten und Publikationen. Fränkels Berufung zum Biographen, Herausgeber und Willensvollstrecker Spittelers war weniger ein hochfliegender Selbstentwurf als vielmehr das Ergebnis dieses ›work in progress‹. Hierfür erhielt Fränkel von Spitteler fortlaufend Notizen, Aufzeichnungen und biographische Skizzen und auch die explizite Erwartung, ein Spitteler-Archiv anzulegen: ein Krypto-Archiv, ein Fremdbestand auf der Riedegg in zwölf Koffern verwahrt, dessen Erhaltung Standortverschiebungen erforderte, um es vor dem Zugriff von Behörden und Polizeigewalt zu retten. Der Dichter und sein Gelehrter verfolgten eine Nachlass-Politik ohne scientific community oder verlegerische Interessen.

Der Arbeitsmittelpunkt Fränkels verlegte sich nach Spittelers Tod 1924 auf die Publizistik, die Literaturkritik und die Lehre und bis 1942 auf die Keller-Edition, die fortlaufende Dokumentation der rechtlichen Auseinandersetzungen. Die Familie hat über drei Generationen den Zugang zu seinem Vermächtnis verwehrt und nur wenige Anfragen beantwortet.

Was Fränkel genau von Spitteler erhalten hat, durch welche Hände die Manuskripte gingen, welchen Zwischenhandel Spittelers Muse und Fränkels Schwiegermutter Antonie Wilisch unterhielt, welche Arbeiten Spittelers Töchter – zunächst Vertraute, Kopistinnen, später Widersacherinnen und Vollstreckerinnen ohne ›letzten Willen‹ (hatte Spitteler doch kein Testament hinterlegt) – leisteten, das zeigt die Erschliessung von Fränkels Nachlass seit 2022 mit ansteigender Genauigkeit.

Kryptophilologie

Der Krypto-Nachlass gilt im Archivwesen als *terminus technicus* für verborgene Teilbestände in Fremd-Nachlässen. Der Begriff wird im Forschungsprojekt als heuristisches Konzept auf Fränkels Philologie, seine Methode und Techniken angewandt. Mit einer Kryptophilologie ist in diesem

3 Über einen im Nachlass aufgetauchten und höchst spannenden Brief Walter Benjamins hat Andreas Kilcher als Ko-Leiter des Forschungsprojekts kürzlich publiziert: Andreas Kilcher, Der Traum der Textkritik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 197, 24. August 2024, S. 18 (<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/ein-bislang-unbekannter-brief-walter-benjamins-an-jonas-fraenkel-19938236.html>).

Sinne eine zeitbedingt im Verborgenen praktizierte Philologie gemeint, aber auch ein Schriftverständnis und eine Wissenskultur, die in der jüdischen Tradition – etwa entsprechend der jüdischen Praxis der Genisa, einem verborgenen Raum für wertvolle Schriften, die niemals zerstört, sondern aufbewahrt werden – zu verankern ist sowie in der Philosophie der Moderne nach Friedrich Schlegel und Friedrich Nietzsche. Fränkels Philologie kann somit in verschiedenen Dimensionen als kryptisch gelten. Sowohl von den philologischen Prinzipien als auch Arbeitstechniken ist sie auf ein transtextuelles Verständnis verborgener (biographischer, poetologischer wie werkästhetischer) Textbezüge angelegt und musste sich zudem aus zeithistorisch-politischen Gründen abseits der offiziellen Fachdisziplin bewegen, damit oftmals im Verborgenen stattfinden. Fränkel selbst sprach anlässlich seines 80. Geburtstags parallel zu einer »unterirdischen Literatur« von seiner »unterirdischen Wissenschaft«.⁴ Aber auch schon in früheren Aufzeichnungen liest man Anspielungen auf eine wissenschaftliche Praxis, die im Verborgenen agiert oder sich erst in der Nachgeschichte entschlüsseln sollte. So konstatiert er etwa schon 1911 als knapp 30-jähriger Privatdozent in einem Artikel anlässlich des von den Wiener Behörden verhängten Verbots der Komödie »Professor Bernhardi« von Arthur Schnitzler, die Zensur hätte dem Stück »ein so gutes Werk getan«, weil sie ungeahnte Aufmerksamkeit mit sich brachte.⁵ Und 13 Jahre später schrieb Fränkel seinem Freund, dem Schriftsteller C. A. Loosli, zu dessen Buch »Anstaltsleben« von 1924, in dem der Verfasser die Bildungsanstalten der Schweiz, die auch ihn »erzogen« hatten, heftig kritisierte: »So etwas trägt Früchte erst nach langer Zeit, vielleicht wenn wir schon in der Grube liegen.«⁶ Wenn nötig, schute Fränkel auch vor drastischen Worten nicht zurück.

Noch in Fränkels Behauptung gegenüber den Behörden, die 1948 Zugriff auf die Unterlagen Spittlers verlangten, er habe alles verbrannt, obwohl er die Nachlass-Koffer mutmasslich längst an verschiedene Orte verschickt hatte – noch hier manifestiert sich Fränkels Kryptophilologie. Seine »unterirdische Wissenschaft«, diese Kryptophilologie, ging bei Fränkel weit über Metaphorik hinaus. Auf nicht wörtlicher, einer vielmehr praktischen Ebene können zahlreiche Beispiele zusammengetragen werden, bei denen Fränkel die in der Literatur verborgenen Potenziale nicht nur ausmachte und rettete, sondern sich engagierte, diese zutage zu fördern. Im Horizont dessen nähert sich Fränkels Denken nicht nur dem Nietzsches und Schlegels an, sondern auch Walter Benjamins, Hannah Arendts, Gershom Scholems bis hin zu Jean Bollack.⁷ Mit Fränkels Nachlass lässt sich mindestens auf diese Weise an aktuelle erkenntnisphilosophische und wissenschaftsgeschichtliche Forschungsinteressen anknüpfen und sich gleichsam seine singuläre Stellung konturieren. Seine Kryptophilologie kann so auch die Diskussionen innerhalb der Literaturwissenschaft bereichern: Seit der sogenannten »Rephilologisierung« der (germanistischen) Literaturwissenschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat die Philologie sowohl aus forschungspolitischen als auch gesellschaftspolitischen Gründen eine neue Aktualität gewonnen.⁸ In konkret editorischer Hinsicht und auch

4 Jonas Fränkel, Rede zum 80. Geburtstag, Schweizerisches Literaturarchiv, Bern (SLA).

5 Jonas Fränkel, Schnitzlers Komödie vom Professor Bernhardi, in: Wissen und Leben 6, 1913, H. 9, S. 570.

6 Jonas Fränkel an C. A. Loosli, 14.3.1925. L Ms B/Sq. 6 Schweizerisches Literaturarchiv, Bern (SLA), zit. n. Erwin Marti, 100 Jahre »Anstaltsleben«, in: Carl Albert Loosli Gesellschaft (Hg.), »Ich schweige nicht!«, Nr. 16, Frühling 2024, S. 4.

7 In dem Workshop »Das Kryptische in der Philologie«, der im April 2024 am SLA stattfand, ist über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Genannten diskutiert worden. Siehe diesen Anlass sowie alle bisherigen unter: <https://www.nb.admin.ch/snl/de/home/ueber-uns/sla/forschung-sla/kryptophilologie/krypto-anlaesse.html>.

8 Vgl. Uwe Maximilian Korn, Von der Textkritik zur Textologie. Geschichte der neugermanistischen Editionsphilologie bis 1970, Heidelberg 2021; Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth, Irmgard Wirtz (Hg.), Konjunktur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie, Göttingen 2010; Kai Bremer,

in Bezug auf hermeneutische Verfahren bis hin zu transdisziplinären Fragestellungen erweisen philologische Disziplinen ihre Relevanz und erhalten eine erhöhte fach- wie wissenschaftshistorische Aufmerksamkeit. Die Bemühungen, die Geschichte philologischer und editionswissenschaftlicher Methoden theoretisch-systematisch oder historisch nachzuzeichnen, sind zahlreich. Die Situation in der Schweiz lässt sich nun durch das Wirken Fränkels erforschen und in die internationale Debatte integrieren. Denn mit Ausnahme von Herbert Kraft, der Fränkels »fortschrittliches und äußerst interessantes Apparatmodell«⁹ ausdrücklich würdigt, hat der Name Fränkels bisher häufig gefehlt. Seinem spezifischen Verständnis der Philologie und seinem Beitrag zur Philologie des 20. Jahrhunderts kann nun mit der neuen Quellenlage gebührend Rechnung getragen werden. Auf diese Weise lässt sich die Marginalisierung Fränkels, die bislang fachgeschichtlich fortgeschrieben wurde, aufarbeiten und gleichsam mit seiner Kryptophilologie eine unbelichtete Phase der Schweizer Germanistik erhellen.

Drei Dissertationen, eine Kollektiv-Monografie

All diese Aspekte bilden die Basis von drei Doktorarbeiten zu Jonas Fränkel, die auf je eigenen Forschungsfeldern das Kryptische untersuchen: A. Die Kryptophilologie anhand der wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Fränkels Philologiebegriff, seine historische Verankerung und die wissenssoziologische Einbettung seiner philologischen Praxis; B. Die Krypto-Bibliothek seines enzyklopädischen Sammelns und Ordners sowie der Errichtung von materiellen Wissensdepots in den Büchern seiner Bibliothek, die als Krypto-Archiv und Krypto-Atelier des Philologen fungieren; C. das Krypto-Werk seines verdeckten, kollaborativen Netzwerks für die Entstehung und Promotion von Spittlers Spätwerk, im Lobbying für den Literaturnobelpreis und die Bearbeitung des Prometheus-Stoffes im Kontext der zeitgenössischen poetologischen Konzepte des Epischen.

Die in der Wissenschaftsgeschichte der Philologie lange übersehene Bedeutung Jonas Fränkels wurde in den letzten Jahrzehnten und in einzelnen Beiträgen bereits stellenweise zu würdigen versucht.¹⁰ Hierauf aufbauend und die Befunde evaluierend wird eine Kollektiv-Monografie erarbeitet,

Uwe Wirth, Die philologische Frage. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Theoriegeschichte der Philologie, in: *Texte zur modernen Philologie*, hg. von dens., Stuttgart 2010, S. 7-48; Carlos Spoerhase, Philologie als Verteidigung des Schwierigen, in: *Geschichte der Germanistik* 33/34, 2008, S. 23-24; Peter-André Alt, *Die Verheißungen der Philologie*, Göttingen 2007; Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*, Frankfurt am Main 2003.

9 Herbert Kraft, *Die Geschichtlichkeit literarischer Texte. Eine Theorie der Edition*, Bebenhausen 1973, S. 72.

10 Neben Julian Schütt siehe v. a. Konrad Feilchenfeldt, Jonas Fränkel. Ein »jüdischer Philologe« und die säkulare Wissenschaft, in: *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*, hg. von Wilfried Barner und Christoph König, Göttingen 2001, S. 147-152; Ursula Amrein, »Los von Berlin!« Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das »Dritte Reich«, Zürich 2004; Stefanie Leuenberger, *Narrative der Migration: Ludwig Stein, Jonas Fränkel und die intellektuellen Netzwerke in der Schweiz, 1890-1965*, in: »Transfer – Interdisziplinär!« Akteure, Topographien und Praxen des Wissenstransfers, hg. von Eszter Gantner, Frankfurt am Main 2013, S. 13-44; Joanna Nowotny, Wie Jonas Fränkel seine Heimat verlor, in: *NZZ Geschichte* 39, März 2022, S. 82-91; Magnus Wieland, Front gegen den Juden, auf: www.republik.ch/2021/07/15/der-gecancelte-jude (Juli 2021); Irmgard Wirtz, Wie Jonas Fränkels Nachlass mit Krypto-Nachlass Spitteler nach einem halben Jahrhundert ins Schweizerische Literaturarchiv fand, in: *Passim. Bulletin des Schweizerischen Literaturarchivs* 27, 2021, S. 22-23.

die den intellektuellen Horizont und die langfristige Wirkung Jonas Fränkels festhalten soll.¹¹ Fränkels Tätigkeitsfelder und Themenbereiche werden dazu erstmalig und umfassend in Einzelbeiträgen dargestellt. Ist bisher, weitgehend ohne Zugang zum Nachlass, insbesondere seine editorische und universitäre Ausgrenzung sowie seine Beschäftigung mit Gottfried Keller und Carl Spitteler untersucht worden, gilt es nun, nicht nur diese Beiträge mit dem neuen Material zu evaluieren und zu erweitern. Es sind nun auch Beschäftigungsfelder Fränkels in den Fokus zu rücken, die bisher unterbelichtet bleiben mussten und die jetzt grundsätzlich im Rahmen einer jüdischen Wissenschaftsgeschichte betrachtet werden.

Um Fränkels Arbeit mit Carl Spitteler und zu Gottfried Keller anhand des Nachlasses und der Bibliothek neu zu beurteilen, wird Fränkels Studienzeit bei Oskar Walzel als Formierung seines Denkens und seiner editorischen Praxis als Voraussetzung für die Zusammenarbeit mit Carl Spitteler entwickelt, die als Co-Autorschaft beschrieben wird. Sie ist einerseits im Kontext der Lebensreform zu verstehen, wie sie in Publikationen, Verlagen und Zeitschriften gefördert wurde. Andererseits lässt sich an Fränkels publizistischen Bemühungen um den Dichter sein Einsatz polemischer Schreibweisen beobachten und zeigen, wie sehr seine Streitschriften und kritischen Essays dem Kern seines Werkes zuzurechnen sind. Das Krypto-Archiv Spittelers im Archiv Fränkels bietet sodann die Möglichkeit, für die Zeit nach 1924 über Genese und Werkfunktion von Archiven sowie über Nachlasspolitik nachzudenken und damit zu aktuellen Diskussionen über Werkpolitik und Nachlassbewusstsein beizutragen.¹² Noch die Reformen des Urheberrechts in der Schweiz betrafen Fränkels Bemühen um das Erbe Spittelers unmittelbar und werden daher aus rechtshistorischer Perspektive beleuchtet. Fränkel agierte zielsicher und überzeugt, etwa als er Keller in seiner Schrift ›Gottfried Kellers politische Sendung‹ (1939) gegenwartsbezogen als demokratisches Vorbild deutet und sich gleichzeitig gegen die Marginalisierung seiner eigenen Arbeit zur Wehr setzt. Zu dieser Ausgrenzung Fränkels kam es aufgrund seiner Kennerschaft der Werke und Überlieferung sowie seiner an Pedanterie grenzenden Präzision, sei es bei Spitteler, Keller, Goethe oder auch bei Heinrich Heine. Sie löste Kränkungen bei der Zunft aus. Ab den Zwanzigern und immer direkter dann ab Mitte der Dreissiger verstärkten diesen Gegenwind antisemitische Motive. Wie Jonas Fränkel sich jedoch dieser Ausgrenzung nicht ergab, vielmehr dagegenhielt, wird u. a. anhand seiner Arbeit zu dem politischen Schriftsteller Heine deutlich, an dem er sich orientiert und an dessen Seite er gegen die Vereinnahmung, Verklärung und Ablehnung von Literatur anschreibt.

Arbeit am Nachlass

Erst die Übergabe von Fränkels Nachlass einschliesslich Krypto-Nachlass und Bibliothek in die Strukturen, Ordnung und Regelwerke des Archivs erlaubt es seit 2022, die systematische und kontinuierliche Analyse, Klassifikation und Evaluation von Fränkels Hinterlassenschaft zu erfassen. Erstmals können Fränkels Verständnis der Philologie und seine Praxis in ein Verhältnis zueinander gesetzt und ausgewertet werden: anhand seiner Korrespondenz, seiner langfristigen und thematisch breiten Sammlungen und Dokumentationen sowie anhand der Entstehung seiner wissenschaft-

- 11 Die Kollektiv-Monografie soll ein »möglichst eng aufeinander bezogenes Handeln« (Kollaboration. Beiträge zur Medientheorie und Kulturgeschichte der Zusammenarbeit, hg. von Nacim Ghanbari, Isabell Otto, Samantha Schramm und Tristan Thielmann, Paderborn 2018, S. 1) ermöglichen, wie es auch in der Geschichte der Philologie immer wieder praktiziert wurde. Vgl. dazu Stefanie Stockhorst, Marcel Lepper, Vincenz Hoppe (Hg.), *Symphilologie. Formen der Kooperation in den Geisteswissenschaften*, Göttingen 2016.
- 12 Vgl. Steffen Martus, *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert*, Berlin, New York 2007; Kai Sina, Carlos Spoerhase (Hg.), *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750-2000*, Göttingen 2017.



Arbeitszimmer mit Bibliothek auf der Riedegg, Hünibach bei Thun.
Quelle: Simon Schmid, Schweizerische Nationalbibliothek

lichen Werke zwischen philologischer Akribie der Annotationen für die Rezensionen und die Vorbereitung seiner Editionen, seiner philologischen Studien für die akademischen Meriten und seine Lehre sowie wissenschaftliche Fachartikel, seiner poetologischen Aufsätze und seiner Polemik in den Artikeln für die Tagespresse. Fränkel war ein Meister der kleinen Formen und er praktizierte sie diskursiv, präzise, breit und vielfältig in allen Stillagen.

Indem das Nachlassmaterial erschlossen wird und die Mitarbeitenden sich gleichzeitig mit dem Erschlossenen und den Entdeckungen wissenschaftlich auseinandersetzen, verschränkt sich das Sichten, Klassifizieren, Transkribieren und Umlagern der Dokumente mit der Erforschung dieses Materials, und auch das Erschliessen profitiert von der gleichzeitigen Arbeit am Nachlass. Beispielsweise zeigte sich bei der Erschliessung der mehr als 550 Belegexemplare der Artikel Fränkels in Zeitungen und Zeitschriften die Breite seiner Beschäftigung auf quantitativer Ebene.¹³ Andererseits ergibt sich auf diese Weise ein produktiver Überblick über diesen Aspekt von Fränkels Schaffen, der mit allen Dimensionen seiner Philologie in engster Verbindung steht. Viele seiner Artikel zeigen, wie Fränkel diese Textform mit bemerkenswertem Anspruch betrieb, indem er immer wieder philologisch höchst elaborierte Aufsätze veröffentlichte, die oft weit über das Rezensionsgeschäft hinausgehen. Neben polemischen Auseinandersetzungen innerhalb der philologischen Zunft sind hier ebenfalls literaturgeschichtliche und textkritische Reflexionen zu lesen, die die Geschichte der Philologie im Dialog mit der kulturellen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit anschaulich machen. Wie auch andere Nachlassmaterialien ergänzen die Zeitungs-

13 Gemäss seiner eigenen Bibliographie: Fränkel, Jonas: »Bibliographie seit MCM« Bibliographie Jonas Fränkel (BJF), <https://ead.nb.admin.ch/html/fraenkel.html> (zugriffen am 18.9.2024).

und Zeitschriftenartikel das Bild Fränkels, wie es sich mit seinen eigenständigen Publikationen zeichnen lässt.

Der Jahrhundert-Fund über dem Thunersee, lange verborgen, hat als Zeitkapsel das Schweizerische Literaturarchiv erreicht und wird gemeinsam mit der ETH im SNF-Forschungsprojekt »Kryptophilologie« für die wissenschaftliche und kulturelle Öffentlichkeit aufbereitet.

(PD Dr. Irmgard M. Wirtz, Schweizerisches Literaturarchiv, Hallwylstrasse 15, 3005 Bern; E-Mail: Irmgard.Wirtz@nb.admin.ch; Malte Spitz, Postdoc im SNF Projekt, Schweizerisches Literaturarchiv und Walter Benjamin Kolleg, Universität Bern, Hallwylstrasse 15, 3005 Bern; E-Mail: Malte.Spitz@unibe.ch)

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten fanden zahlreiche verfolgte Intellektuelle durch Vermittlung der »Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland«¹ Anstellung an türkischen Universitäten, die im Rahmen einer von Atatürk initiierten Universitätsreform nach dem Vorbild europäischer Hochschulen modernisiert werden sollten.² Im Zentrum der Reform stand die Universität Istanbul, an deren neu gegründeter Abteilung für westliche Sprachen und Literaturen (Batı Dilleri ve Edebiyatları Bölümü) neben Professoren wie Leo Spitzer (1887-1960), Erich Auerbach (1892-1957) oder Walther Kranz (1884-1960) auch Exilierte lehrten, die zum Zeitpunkt der Emigration am Anfang ihrer akademischen Karriere standen.

Zu ihnen gehört der im Elsaß geborene Philologe, Schriftsteller und Künstler Traugott Fuchs (1906-1997), dessen Leben an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Kunst im Zentrum des hier vorgestellten Forschungsprojekts steht. Als Gegner der NS-Ideologie geriet er in Konflikt mit dem Regime, verlor seine Anstellung als Assistent an der Universität Köln und folgte seinem akademischen Mentor und Doktorvater Leo Spitzer im Jahr 1934 nach Istanbul, wo er zunächst als Lektor für Französisch und Deutsch an der Fremdsprachenhochschule (Yabancı Diller Yüksekokulu), später als Germanist an der Philologischen Fakultät der Universität Istanbul (1942-1978) und am Robert College (1943-1983), der heutigen Boğaziçi Universität, tätig war.³ Als Emigrant der ersten Stunde, der im Gegensatz zu den meisten anderen Gelehrten des türkischen Exils bis zu seinem Tod im Jahr 1997 in Istanbul blieb,⁴ kommt ihm aus fachgeschichtlicher Perspektive wie auch aus Perspektive der Exilforschung besondere Signifikanz zu.

Von Fuchs ist ein umfangreicher Nachlass erhalten, der vom Orient-Institut Istanbul verwaltet und voraussichtlich Ende 2024 in seiner Gesamtheit der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich gemacht wird.⁵ Der Bestand dieses Exilarchivs, das neben Lebensdokumenten, Tagebüchern, Korrespondenzen und germanistischen Lehrmaterialien auch unveröffentlichte Aufsatztypokripte, literarische Übersetzungen, autobiographische Schriften, ca. 400 Gedichte sowie seine Bibliothek und mehr als 6.000 Skizzen, Zeichnungen und Gemälde umfasst, ist ein beeindruckendes Zeugnis türkisch-deutscher Zeitgeschichte und gibt Auskunft über individuelle, professionelle und institutionelle Kontexte des türkischen Exils.⁶

- 1 Die »Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland« wurde 1933 vom österreichischen Pathologen Philipp Schwartz gegründet. Für nähere Informationen siehe Philipp Schwartz, Notgemeinschaft. Zur Emigration deutscher Wissenschaftler nach 1933 in die Türkei, hg. und mit einer Einleitung von Helge Peukert, Marburg 2023.
- 2 Eine einführende Darstellung der Wissenschaftsmigration findet sich bei Horst Widmann, Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige akademische Emigration in die Türkei nach 1933, Frankfurt am Main 1973; zur türkischen Universitätsreform siehe z. B. Martin Strohmeyer, Der zeitgeschichtliche und politische Rahmen der türkischen Universitätsreform und die Rolle der deutschen Wissenschaftsmigranten, in: Deutsche Wissenschaftler im türkischen Exil. Die Wissenschaftsmigration in die Türkei 1933-1945, hg. von Christopher Kubaseck und Günter Seufert, Würzburg 2016, S. 67-75.
- 3 Traugott Fuchs, A Short Story of My Life, in: Çorum and Anatolian Pictures, Istanbul 1986 (Boğaziçi University Cultural Heritage Museum Publications I), S. 11-13.
- 4 Widmann (Anm. 2), S. 172-174.
- 5 Nähere Informationen zum Nachlass von Traugott Fuchs auf der Seite des Orient-Instituts Istanbul: <https://www.oiiist.org/fuchs/> (zugegriffen am 17.03.2024).
- 6 Für die im Katalogisierungssystem Kalliope erfassten Bestände des Archivs siehe: <https://kalliope-verbund.info/de/findingaid?fa.id=DE-611-BF-77526&fa.enum=1> (zugegriffen am 17.03.2024); Erläu-

Trotz zahlreicher Publikationen zur deutschsprachigen Wissenschaftsmigration in die Türkei zur Zeit des Nationalsozialismus⁷ stellen die Beschäftigung mit dem Werk von Fuchs und eine fachgeschichtliche Aufarbeitung aus germanistischer Perspektive ein Desiderat der internationalen wie deutschsprachigen Forschung dar.⁸ Das hier angezeigte Forschungsprojekt wirkt an der Schließung dieser Lücke mit, indem es sich der Epoche über die Exilbiographie des Philologen nähert. Wie eignete sich Fuchs die neuen Handlungsräume an und auf welche Weise interagierte er mit der intellektuellen und künstlerischen Topographie der Stadt? Welche Funktion erfüllten emigrantische und lokale Netzwerke für seine Arbeit als Lehrer, Forscher und Künstler? Wie ist seine Tätigkeit als Germanist aus Perspektive einer disziplinären Ideen- und Wissenschaftsgeschichte zu bewerten? Und kann sein Nachlass – vor dem Hintergrund, dass Fuchs mit wenigen Ausnahmen weder akademisch noch künstlerisch publizierte – gar als »intellektuelles Ersatzwerk« gelesen werden?⁹ Dies sind einige Fragen, denen im Rahmen der Studie nachgegangen wird. Die Analyse stützt sich dabei auf die quellenkritische Erschließung unveröffentlichter Archivmaterialien aus mehr als sechs Jahrzehnten, die mit hermeneutisch-philologischen Verfahren ausgewertet und biographisch wie zeitgeschichtlich kontextualisiert werden. Ergänzt wird die textkritische Arbeit zudem um narrative Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die Fuchs persönlich kannten.

(Julia Völker, Abteilung für deutsche Sprache und Literatur, Universität Istanbul, 34459 Istanbul, Türkei; E-Mail: juli.voelker@gmail.com)

terungen zum Nachlass finden sich bei Karin Schweißgut, Traugott Fuchs. Ein Leben als Migrant in Istanbul, 2020, online unter: <https://www.oiiist.org/traugott-fuchs-ein-leben-als-migrant-in-istanbul/> (zugegriffen am 10.03.2024).

- 7 Für eine disziplinenübergreifende Annäherung siehe z. B. Arnold Reisman, *Turkey's Modernization. Refugees from Nazism and Atatürk's Vision*, Washington D. C. 2006; aus philologischer Perspektive siehe z. B. Kader Konuk, *East West Mimesis. Auerbach in Turkey*, Stanford 2010; Hatice Şebnem Sunar, *Uluslaşma, batılılaşma ve filoloji. Türkiye'de filolojik bilginin geçmişine bir bakış*, in: *RumeliDE Dil ve Edebiyat Araştırmaları Dergisi* 31, 2022, S. 585-592.
- 8 Vgl. z. B. Martin Vialon, *Traugott Fuchs zwischen Exil und Wahlheimat am Bosphorus. Meditationen zu klassischen Bild- und Textmotiven*, in: *›Istanbul‹. Geistige Wanderungen aus der ›Welt in Scherben‹*, hg. von Georg Stauth und Faruk Birtek, Bielefeld 2007, S. 53-129; Yasemin Özbek, *Heimat im Exil. Lebensalltag am Bosphorus in den Briefen von Traugott Fuchs an Rosemarie Heyd-Burkart*, in: *›Istanbul‹. Geistige Wanderungen aus der ›Welt in Scherben‹*, hg. von Georg Stauth und Faruk Birtek, Bielefeld 2007, S. 159-190.
- 9 Zu Lebzeiten veröffentlichte akademische Publikationen sind u. a. Traugott Fuchs, *›Anatole France et Jean Racine ou La Clé de L'Art Francien‹* von Gabriel des Hons, Rezension, in: *Zeitschrift für Französische Sprache und Literatur* 54, 1931, H. 5/6, S. 352-357; Traugott Fuchs, *La première poésie de Rimbaud*, in: *Romanoloji Semineri Dergisi, Travaux du Séminaire de Philologie Romane*, Istanbul 1937, S. 84-133; Traugott Fuchs, Vorwort, in: *Rainer Maria Rilke, Malte Laurids Brigge'nin Notları*, Istanbul 1948, S. I-VII.

Kommentierte Bibliographie

Ralf Klausnitzer, unser Mitherausgeber, hat diese Kommentierte Fachbibliographie seit dem Heft 19/20 im Jahr 2001 verantwortlich betreut. Er wird seit Ende März 2024 in Taiwan vermisst; wir Herausgeber sind ratlos und erschüttert und geben die Hoffnung nicht auf¹. Im Folgenden versuchen wir den Ansprüchen unseres lieben Kollegen und Freundes, der auch für dieses Heft die Grundlagen schon gelegt hatte, einigermaßen gerecht zu werden.

Der fächerübergreifenden Ausrichtung der Zeitschrift entsprechend, erfasst die vorliegende Bibliographie wissenschaftsgeschichtliche Neuerscheinungen aus den Philologien. Die Gesamtheit der vielfältigen wissens- und wissenschaftshistorischen Einsätze kann aus verständlichen Gründen nicht vollständig und umfassend dokumentiert werden; auch deshalb bitten wir um Anregungen und Hinweise interessierter Kolleginnen und Kollegen. Die vorliegende Bibliographie umfasst die Neuerscheinungen aus den Jahren 2023 und 2024; nicht aufgeführt finden sich die 2023 erschienenen Titel, die bereits in Heft 63/64 der >Geschichte der Philologien< verzeichnet sind. (Ch.K.)

Systematische und theoretische Aspekte

Giancarlo Abbamonte, Craig Kallendorf, On Indexing. The Birth and Early Development of an Idea, in: *Journal of the History of Ideas* 84, 2023, H. 3, S. 465-486.

Sabeen Ahmed, Adam Burgos, George Fourlas, John Harfouch, Power in/and the University. A Roundtable Discussion on Anti-Colonial Praxis in Academia, in: *Philosophy Today* 67, 2023, H. 1, S. 207-222.

Marie-Alice Belle, Early Modern Translation and the Digital Turn in the Humanities, in: *Publications of the Modern Language Association* 138, 2023, H. 3, S. 797-804.

Maximilian Benz, Gideon Stiening (Hg.), *Nach der Kulturgeschichte. Perspektive einer neuen Ideen- und Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Sylvia Brockstieger, Mona Garloff (Hg.), *Scheitern in der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2024 (Beihefte zum Euphorion 119).

Antje Flüchter, Birte Förster, Britta Hochkirchen, Silke Schwandt (Hg.), *Plausibilisierung und Evidenz. Dynamiken und Praktiken von der Antike bis zur Gegenwart*, Bielefeld: transcript 2023.

An dem Sammelband beteiligen sich AutorInnen verschiedener Disziplinen. Anregend für die Philologiegeschichte sind die Beiträge von Christopher Degelmann: »Jeder weiß, dass ...«: Fakten schaffen in der attischen Rhetorik des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. und von Mirjam Hähnle: »Unzählige Dinge vor Augen«. Antiquarische Evidenzerzeugung in Reiseberichten des 17. und 18. Jahrhunderts. Der letztere vergegenwärtigt (nicht nur) die Arabien-Expedition des Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis – ein relevanter Fall, da die >moderne Philologie< überhaupt mit dem antiquarischen Studium im 18. Jahrhundert angefangen hat. (ms)

1 Zur aktuellen Situation vgl. den Open-Source-Beitrag seiner Eltern in der >Berliner Zeitung< vom 14.8.2024: Marlies und Hans Peter Klausnitzer, Unser Sohn machte eine Dienstreise nach Taiwan – und verschwand spurlos.

Susanne Friedrich, Jana Mangold, Susanne Rau (Hg.), *Wandlungen des Sammelns. Praktiken, Wissen, Anordnungen – Ein Reader*, Bielefeld: transcript 2024 (Edition Kulturwissenschaft 301).

Sarah Gaber, Stefan Höppner, Stefanie Hundehege, *Provenienz. Materialgeschichte(n) der Literatur*, Göttingen: Wallstein 2024 (Kulturen des Sammelns. Akteure, Objekte, Medien 9).

Mathias Grote, Anke te Heesen, Dieter Hoffmann, *Bausteine zu einer Oral History der Wissenschaftsgeschichte. Interview mit Dieter Hoffmann*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 46, 2023, H. 4, S. 378-412.

Thorsten Halling, Anne Oommen-Halbach, *Forscher:innen in wissenschaftlichen und öffentlichen Erinnerungskulturen. Konjunkturen und Transformationsprozesse*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 47, 2024, H. 1, S. 1-20.

Spencer Hawkins, *German Philosophy in English Translation. Postwar Translation History and the Making of the Contemporary Anglophone Humanities*, New York, London: Routledge 2023 (Routledge advances in translation and interpreting studies).

Irina Hron, Christian Benne (Hg.), *Lesegebärden*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2024 (Leseszenen 1).

Ernst Kantorowicz, *Humanities and History. The Unpublished Essays of Ernst Kantorowicz*, hg. von Robert E. Lerner, Princeton, NJ: Princeton Univ. Press 2023.

Wiebke Keim, Leandro Rodriguez Medina (Hg.), *Routledge Handbook of Academic Knowledge Circulation*, London, New York: Routledge 2023 (Routledge international handbooks).

Jens Kjeldgaard-Christiansen, *What Science Can't Know: On Scientific Objectivity and the Human Subject*, in: *Poetics Today* 45, 2024, H. 1, S. 1-16.

Julia Mierbach, Eva Stubenrauch (Hg.), *Gegenwartskonzepte 1750-1800. Eine kulturwissenschaftliche Revision*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2023 (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie 22).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Julia Mierbach und Eva Stubenrauch: *Gegenwart 1750-1800. Einleitung – Daniel Fulda: Gegenwartigkeit als Ideal – Gegenwart als Ziel. Raum und Zeit in historiographischen Programmtexten und einem Programmbild des 18. Jahrhunderts – Eva Stubenrauch: Alles sehen. Gegenwart im Panorama des 18. Jahrhunderts – Christiane Frey: Zur Gegenwart des Romans. Gattung, Form und Zeit in Blanckenburgs ›Versuch über den Roman‹ – Julia Mierbach: Schreiben, Sprechen, Klavierspielen. Verfahren der Geistesgegenwart von Mendelssohn und Kant – Bettina Schlüter: ›Tonkunst‹ und ›Zeitkunst‹. Musik im akustisch-mathematischen Raum – Paul Labelle: *The Presence of the Voice, Inside Out. Speaking Machines, Ventriloquism, and Acoustic Illusions, 1770-1800* – Elisa Ronzheimer: *Ruhige Fortschreitung und stetige Gegenwart. Zeitkonzeptionen in der Theorie des Epos um 1800.**

Stefan Rieger, *Imagination und Immersion. Topologien des Virtuellen*, Bielefeld: transcript 2024.

Florian Rötzer, *Lesen im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz. Über den Wandel einer Kulturtechnik*, Bielefeld: transcript 2023.

Jan Rohls, *Kunst und Religion im Jahrhundert der Aufklärung, Bd. 1: Von der Frühaufklärung zur Empfindsamkeit, Bd. 2: Von der Aufklärung zur Klassik*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024. Es handelt sich um ein ideengeschichtliches Werk. Doch noch nie ist eine Ideengeschichte der Aufklärung auf so umfassende Weise aus der Perspektive ihres Ringens mit der »Religionsache«

(wie die Zeitgenossen sagten) dargelegt worden. In dem bescheiden betitelten zweibändigen Werk von Jan Rohls, emeritierter Theologieprofessor der LMU München, verbinden sich die zentralen Entwicklungen der Religionsphilosophie, der Literatur, der Musik und der bildenden Künste in England, Frankreich und Deutschland zum ersten Mal. Ebenso ist ein Panorama des intellektuellen Lebens noch nie auf so subtile Weise illustriert worden: Denn der Autor lässt in 50 Kapiteln – jedes davon ist einer scheinbar schlichten Konstellation gewidmet – überwiegend die Quellen >selbst sprechen<, während die auktorialen Momente das zum Verständnis der ganzen gelehrten Aufregungen nötige, dynamische politische Klima in stets wohlthuend konzisen Sätzen ergänzen. Die Texte selbst sprechen zu lassen, ist in den deutschen Geisteswissenschaften eine schon immer kläglich vernachlässigte Kunst. Es geht um die Wiedergabe der Quellentexte auf eine Weise, dass ihre individuellen Stimmen und merkwürdigen Vokabulare, ihr Witz, ihre Trübsal, oft auch ihre Ränke sowie ihre unansehnliche Behäbigkeit nicht in der heutigen Paraphrase und Analyse untergehen. Zudem wechselt Rohls still zwischen den Szenen, sodass sein schlaues Zusammenfädeln die Polyphonie der alten Geschichten – endlich – hörbar macht.

Diese Epochendarstellung bezieht Texte aller Genres und Formate ein: von philosophischen Traktaten, Predigten, Essays bis zu Pamphlets und Satiren in Tageszeitungen, von Romanen, Theaterbüchern, Oratorien, auch Bildwerken, zu Enzyklopädien und Anekdoten. Doch ist es klar, dass sie nicht alle Themen, Debatten und Personen deckt. Auch könnten manche von heute durchaus postistisch räuspern: »Wir sind im 21. Jahrhundert, wir wollen keine altbekannte Ideengeschichte noch einmal erzählt bekommen.« (denn so bescheiden ist der Autor, dass sein knappes Vorwort den Eindruck erweckt, als ob er bloß Ernst Troeltsch fortführte). Gut, dann bleibt ihnen der Genuss erspart, den dieses Buch bereitet: also in eine historische Entwicklung des Denkens, Glaubens und Scheinglaubens, Streitens und Kämpfens tief einzutauchen und dabei jedoch immer wieder darüber lachen und weinen zu können, welch menschliche Komödie ohne Versöhnung die Aufklärung – die Herkunft unserer Moderne – doch auch ist. (ns)

Gerhard Schreiber, Lukas Ohly (Hg.), KI: Text. Diskurse über KI-Textgeneratoren, Berlin, Boston: de Gruyter 2024.

Verwiesen sei hier auf die Beiträge von Torsten Hiltmann: Hermeneutik in Zeiten der KI. Large Language Models als hermeneutische Instrumente in den Geschichtswissenschaften – Lukas Ohly: Als was Texte erscheinen. Phänomenologische Anmerkungen zu KI-Textgeneratoren – Roman Winter-Tietel: Wenn Niemand Texte schreibt. Hermeneutische Überlegungen zu KI-generierten Texten – Anne D. Peiter: KI-Texte = Intertexte? Fragen der Geltung von Literatur im Mensch-Maschinen-Vergleich.

Die Beiträge lassen erblicken, dass die Literaturwissenschaft völlig unvorbereitet ist auf unwillkommene Herausforderungen durch die KI-Textgeneratoren wie etwa ethische Indifferenz, Unterhöhnung humanistisch wertgeschätzter Kompetenzen wie das Lesen, das Schreiben und das (hoffentlich kritische) Denken in Worten und schließlich die politische Instrumentalisierung, die mit KI einfacher denn je erfolgen wird. Im Grunde perpetuieren die Beiträge vorerst noch heideggerianische und gadamerische Kritiken an der Technik, die nun mal nicht wie der Mensch >erlebend, historisch verstehend<, verstehen könne und auch nicht zur »Wahrheit« fähig sei (– aber inwiefern ist der Mensch dazu fähig?). Fast ein Armutszeugnis der Literaturwissenschaft und der Philologie, das freilich ernst zu nehmen ist, wenn diese einmal zugeben, dass sie über 200 Jahre immer schon solche Probleme hatten und ratlos blieben, und: Wenn sie herausfinden wollen, was sie doch tun könnten. (ns)

Lukas M. Verburgt (Hg.), Debating Contemporary Approaches to the History of Science, London: Bloomsbury Academic 2024.

Wolf-Rüdiger Wagner, Die Beschleunigung der Schrift. Geschichte der Stenografie im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript 2024 (Edition Medienwissenschaft 111).

Hannah Wills, Sadie Harrison, Erika Jones, Farrah Lawrence-Mackey, Rebecca Martin (Hg.), *Women in the History of Science. A Sourcebook*, London: UCL Press 2023.

Hermeneutik, Philologie, Textkritik

Patrick Andrist, Élodie Attia, Marilena Maniaci (Hg.), *From the Thames to the Euphrates. De la Tamise à L'Euphrate. Intersecting Perspectives on Greek, Latin and Hebrew Bibles. Regards croisés sur le bibles grecques, latines et hébraïques*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Georg W. Bertram, *Die Freiheit des Verstehens. Eine hermeneutisch-kritische Theorie*, Berlin: Suhrkamp 2024 (stw 2431).

Christian Brockmann, Daniel Deckers, Stefano Valente (Hg.), *Aristoteles-Kommentare und ihre Überlieferung. Wichtige Etappen von der Antike bis in die frühe Neuzeit*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Philosophie der Antike 44).

Dominique Charpin, Xavier Leroy (Hg.), *Déchiffrement(s). Des hiéroglyphes à l'ADN*, Paris: Odile Jacob 2023.

Souleymane Bachir Diagne, *De langue à langue. L'hospitalité de la traduction*, Paris: Albin Michel 2022.

Merve Emre, *The Return to Philology*, in: *Publications of the Modern Language Association* 138, 2023, H. 1, S. 171-177.

Arthur Huiban, *La clarté des Écritures (1520-1619). Certitude, doctrine et autorité dans l'Europe des confessions*, Vorwort von Philippe Büttgen, Paris: Beauchesne, DL 2023 (Théologie Historique).

Furio Jesi, *Mythe*, hg. von Andrea Cavalletti, übers. und mit einer Einleitung von Sara Minelli und Benjamin Torterat, Bordeaux: Editions La Tempête 2024.

Christoph König, *Kreativität. Lektüren von Rilkes ›Duineser Elegien‹*, Göttingen: Wallstein 2023.

Mit wissenschaftshistorischen Beiträgen.

Sophia Victoria Krebs, *Briefe lesen. Semiotik, Materialität und Praxeologie des deutschen Briefs von Mitte des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts*, Göttingen: Wallstein 2024.

Glenn W. Most (Hg.), *Variants and Variance in Classical Textual Cultures. Errors, Innovations, Proliferation, Reception?*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024.

Marit Müller, *Hölderlins Homburger Folioheft. Versuche zu seiner Erschließung*, Göttingen: Wallstein 2024.

Barry Murnane, *Vor der Weltliteratur. Globalgeschichtliche Perspektiven auf die Entstehung eines literaturkritischen Denkmusters nach 1800*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 67, 2023, S. 409-423.

Christian Reidenbach, *Literaturwissenschaft als Ideengeschichte. Über topisches Lesen in den Ordnungen des Denkens*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 98, 2024, H. 1, S. 153-178.

Rainer Maria Rilke, *Duineser Elegien und zugehörige Gedichte 1912-1922*, hg. von Christoph König, Göttingen: Wallstein 2023 (Rainer Maria Rilke. Werke. Historisch-kritische Ausgabe).

Martin Rueff, *Au bout de la langue*, Caen: Nous 2024.

Na Schädlich, *Spiegelgeist. Karl Wolfskehls deutscher Symbolismus*, Göttingen: Wallstein 2024 (Philologien: Theorie – Praxis – Geschichte 9).

Lydia Schmuck, Franziska Humphreys, Anna Kinder, Douglas Pompeu (Hg.), *Übersetzungen im Archiv. Potenziale und Perspektiven*, Göttingen: Wallstein 2024 (Marbacher Schriften N. F. 19).

Georges Tamer (Hg.), *Handbook of Qur'anic Hermeneutics, Bd. 3: Qur'anic Hermeneutics from the 13th to the 19th Century*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024.

Jens Trusheim, *Bedeutsamkeit. Studien zu einem Grundbegriff hermeneutischer Religionsphilosophie, Bd. 1: Begriffsgeschichte und Phänomene der Bedeutsamkeit, Bd. 2: Die systematische Bearbeitung von Bedeutsamkeitsdimensionen bei Paul Ricœur*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024.

Sultana Wahnón, *En torno a la interpretación. Ensayos de crítica y hermenéutica*, Granada: Editorial Comares 2023.

Heinz Wismann, *Lire entre les lignes. Sur les traces de l'esprit européen*, Paris: Albin Michel 2024.

Anja Wolkenhauer, Johannes Helmrath (Hg.), *Ägypten übersetzen. Fremde Schrift als Imaginationraum europäischer Kulturen*, Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2022 (Wolfenbütteler Forschungen 173).

Institutionen- und Personengeschichte

Andrea Albrecht, »Feindliche Freunde«. Otto Neurath und Max Horkheimer. Mit einer Edition von Otto Neurath: »Einheitswissenschaft und logischer Empirismus. Eine Erwiderung« (1937), in: *Scientia Poetica* 27, 2023, H. 1, S. 237-284.

Frieder von Ammon, Carlos Spoerhase (Hg.), *Die herrliche Disciplin. Michael Bernays und die Anfänge der Neugermanistik in München*, Berlin: Schwabe 2024.

Mit den Beiträgen von Liliane Weissberg: Michael Bernays in München – Ernst Osterkamp: Michael Bernays als Historiker der neueren und neuesten Literatur.

Christian Benne (Hg.), *Lessings Gedanken und Meinungen / aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel*, Paderborn: Brill, Schöningh 2024 (Friedrich Schlegel – Kritische Ausgabe seiner Werke – Abteilung IV, 34).

Marit Bergner, Marie-Theres Federhofer, Bernd Henningsen (Hg.), *Henrik Steffens und Halle um 1800. Bergbau – Dichterparadies – Universität*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024 (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 72).

Hartmut Beyer, Sinem Kılıç, Bernd Roling, Benjamin Wallura (Hg.), *Alte und neue Philosophie. Aristotelismus und protestantische Gelehrsamkeit in Helmstedt und Europa (1600-1700)*, unter Mitarb. von Matthias Stelzer, Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2023 (Wolfenbütteler Forschungen 175).

Matthias Bormuth, *Des Herzens Meinung. Dieter Henrich in späten Jahren*, in: *Sinn und Form* 75, 2023, H. 3, S. 390-399.

Rakefet Cohen-Anzi, Abraham Halevi Fraenkel, Martin Buber and *Adult Education at the Hebrew University*, in: *Naharaim* 17, 2023, H. 2, S. 203-224.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 97, 2023, H. 3: Themenheft ›Geschichte der Deutschen Vierteljahrsschrift‹.

Mit den Beiträgen von Hans-Harald Müller: Zwischen »Bewegung« und »Wissenschaft«. Eine wissenschaftshistorische Untersuchung zur Gründung der ›Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‹ – Holger Dainat: Der dritte Mann. Der Verleger Hermann Niemeyer und die ökonomische Basis der ›DVJs‹ – Dirk Rose: Die (Neu-)Ordnung des Feldes. Zur polemischen Funktion von Sammelrezensionen in den Gründungsjahren der DVJs – Daniela Gretz: »Viele alte Aufgaben wurden damit in einem neuen Lichte gesehen«. Paul Kluckhohn und die Geistesgeschichte als polyvalente ›deutsche Bewegung‹ – Ludwig Stockinger: ›Erlebnis‹, ›Gemeinschaft‹ und ›Überwindung der Aufklärung‹. Paul Kluckhohns Deutung der Romantik – Jürgen Fohrmann: »Geprägte Form«: Erich Rothackers Kulturanthropologie – Elke Dubbels: Erich Auerbach und die DVJs: Eine Beziehungsgeschichte (1925-1951) – Andrea Albrecht, Jens Krumeich und Sandra Schell: Zwischen Wissenschaft und Weltanschauung. Hölderlin in der ›DVJs‹ (1920er bis 1940er Jahre) – Andrea Albrecht, Holger Dainat und Hans-Harald Müller: Dokumentenanhang zur Geschichte der DVJs (1914-1949).

Andreas Erb, Die Deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Ein Gruppenbild, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 69).

Eurostudia 15, 2021-2022, H. 1-2: Une herméneutique différente – Hommage à Peter Szondi (1929-1971), hg. von Philippe Despoix und Maria Zinfert.

Mit den Beiträgen von Philippe Despoix und Maria Zinfert: Introduction. Une herméneutique différente: hommage à Peter Szondi (1929-1971) – Galili Shahar: »A Self-Displaced Person«: Peter Szondi, Being-Jewish, Comparative Literature – Béla Bacsó: Philologie und/oder Hermeneutik. Textverstehen bei Peter Szondi – André Laks: Sur la signification d'une publication française différée: remarques sur Pierre Bourdieu et le ›traité‹ ›Sur la connaissance philologique‹ – Regine Strätling: Mehrdeutigkeit – Zur Stellung der Philologie bei Szondi und Barthes – Monique Moser-Verrey: Peter Szondi: point(s) de retour à Zurich en 1971 – Philippe Despoix: La table de travail de Peter Szondi. Réflexions sur la transmission d'un »héritage critique« – Maria Zinfert: Szondis Abwesenheit – Studieren am Hüttenweg – Peter Szondi: Sur la connaissance philologique – Solange Lucas: Études publiées sur la vie et l'oeuvre de Peter Szondi (1971-2022) – Solange Lucas: Traductions publiées des oeuvres de Peter Szondi (jusqu'en 2022).

Holger Fischer, Semper reformanda. Studium, Lehre und Studienreform an der Hamburger Universität 1919 bis 2020, Göttingen: Wallstein 2024 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 28).

Wolfram Malte Fues, Der universelle Intellektuelle. Eine kleine Genealogie, Basel: Schwabe 2024.

Andreas Großmann, Malte Dominik Krüger (Hg.), Hans Jonas und die Marburger Hermeneutik, Frankfurt am Main: Klostermann 2023.

Michael Grüttner, Talar und Hakenkreuz. Die Universitäten im Dritten Reich, München: C.H. Beck 2024.

Hans Ulrich Gumbrecht, Hugo Kuhn (1909-1978). Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte als intellektuelle Form, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 97, 2023, H. 2, S. 371-386.

Michael Hecker, Bärbel Friedrich, Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive, Vor- und Nachwort von Ernst-Ludwig Winnacker, Halle: Mitteldeutscher Verlag 2023.

- Ingolf Volker Hertel, *Blühende Landschaften. Wie die Wissenschaft vereinigt wurde*, Berlin: epubli 2024.
- Dennis Hormuth (Hg.), *Universitätsmatrikeln. Universitäre Einschreibeunterlagen in archivarischer Überlieferung und digitaler Präsentation*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2023 (Schriftenreihe des Universitätsarchivs Hamburg 1).
- Jana Kittelmann, *Empfindsame Vernunft. Johann Georg Sulzers Kulturen des Briefes*, Basel: Schwabe 2023 (Wege der Aufklärung 1).
- Arne Klawitter, *Der Göttinger Philosoph Michael Hißmann und die Lemgoer Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur. Ein Beitrag zur Rezeption philosophisch-ästhetischer Schriften im 18. Jahrhundert*, in: *Das Achtzehnte Jahrhundert* 47, 2023, H. 1, S. 47-62.
- Daniela Kohler, *Von der Dekonstruktion zur Rekonstruktion. David Friedrich Strauß' Ambitionen als Literarhistoriker im Kontext der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts*, Basel: Schwabe 2024.
- Jens Krumeich, *Das Wagnis der Interpretation zwischen Geistesgeschichte und Werkimmanenz. Paul Kluckhohn, Fritz Martini und Heinz Otto Burger*, in: *Scientia Poetica* 27, 2023, H. 1, S. 103-146.
- Jan Lazardig, *Wissenschaft aus Gefolgschaft. Der »Fall Knudsen« und die Anfänge der Theaterwissenschaft*, Berlin: Verbrecher Verlag 2023.
- Anja Lemke (Hg.), *»Leib der Zeit«. Ansätze und Fortschreibungen Erich Auerbachs*, Göttingen: Wallstein 2024.
- Philipp Lenhard, *Café Marx. Das Institut für Sozialforschung von den Anfängen bis zur Frankfurter Schule*, München: C.H. Beck 2024.
- Kristina Mateescu, *»Jeder, der dabei gewesen ist, weiß«? Heinz Otto Burgers apologetischer Rundbrief (1963) in Reaktion auf Richard Trexlers Kritik*, in: *Scientia Poetica* 27, 2023, H. 1, S. 179-206.
- Florian Mehlretter, *Geschichtlichkeit und ästhetische Relevanz. Erich Auerbach im Kontext des ersten Jahrzehnts der »DVJs«*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 97, 2023, H. 2, S. 333-349.
- Martin Mulsov, *Aufklärungs-Dinge. Zweifler und Verzweifelte im Umbau des Wissens um 1700*, Berlin: Verlag Klaus Wagenbach 2024.
- Beat Münch, *Die Geschichte der Ehrenpromotion an der Universität Basel 1823-2015*, Basel: Schwabe 2024.
- Vanessa Osganian, *Die Allianz der Wissenschaftsorganisationen. Kooperation und Konkurrenz im deutschen Forschungssystem*, Franz Steiner Verlag 2024 (Wissenschaftskulturen. Reihe III: Pallas Athene; Geschichte der institutionalisierten Wissenschaft 58).
- Robert Pursche, *Umkämpftes Nachleben. Walter Benjamins Archive 1940-1990*, Göttingen: Wallstein 2024.
- Der wundersame Aufstieg Walter Benjamins zu einer intellektuellen Ikone des 20. Jahrhundert, erzählt entlang der konfliktreichen Geschichte seiner zerstreuten Nachlassbestände.
- Sverre Raffnsøe, *A History of the Humanities in the Modern University. A Productive Crisis*, Cham: Springer International Publ. 2024.

Mike Rottmann, Ost-/West-Germanistik an der Universität Halle (ca. 1980-2000). Zwischen Expansion, Transformation und Schrumpfung, in: *Zeitschrift für Germanistik* N. F. 33, 2023, H. 1, S. 42-66.

Helmuth Schneider, »Das Messer an der Kehle«. Victor Ehrenberg – der Weg in die Emigration, in: *Gymnasium* 130, 2023, H. 2, S. 151-181.

Marie-Christin Schönstädt, Wissenschaft evaluieren. Der Wissenschaftsrat und das ostdeutsche Wissenschaftssystem während der Wende (1989/90), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2024 (Wissenschaftskulturen. Reihe III: Pallas Athene; Geschichte der institutionalisierten Wissenschaft 57).

Federico Stella, Roberto Tottoli (Hg.), *The Qur'an in Rome. Manuscripts, Translations, and the Study of Islam in Early Modern Catholicism*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024 (The European Qur'an 4).

Severin Thomi, Felix Staehelin und die römische Schweiz. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte, Basel: Schwabe 2024 (Antike nach der Antike 4).

Tamás Turán, Ignaz Goldziher as a Jewish Orientalist. Traditional Learning, Critical Scholarship, and Personal Piety, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Europäisch-jüdische Studien – Beiträge 55).

Hans-Peter Ullmann, Die Universität zu Köln im Nationalsozialismus. Wege einer städtischen Hochschulgründung zwischen später Weimarer Republik und früher Bundesrepublik, Göttingen: Wallstein 2024.

Germanistische Literaturwissenschaft

Stefanie Arend, Bernhard Jahn, Jörg Robert, Robert Seidel, Johann Anselm Steiger, Stefan Tilg, Friedrich Vollhardt (Hg.), *Frühe Neuzeit in Deutschland 1620-1720. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon, Bd. 4: Hellwig, Christoph von – Lebaldt von Lebenwaldt, Adam*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Eva Axer, Annika Hildebrandt, Kathrin Wittler (Hg.), *Schreibarten im Umbruch. Stildiskurse im 18. Jahrhundert*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2024 (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie 23).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Eva Axer, Annika Hildebrandt, Kathrin Wittler: Umbruchszeit. Der deutschsprachige Stildiskurs des 18. Jahrhunderts im europäischen Kontext – Roland Spalinger: Ethopoetische Funktion des Stils um 1750. Rhetorik (Gottsched) – Poetik (Breitinger) – Ästhetik (Baumgarten) – Dietmar Till: Hugh Blairs Stilkonzept zwischen Tradition und Innovation – Jan Oliver Jost-Fritz: Lebhaftige Kürze. Zum Funktionswandel des Stils zwischen Brocks und Klopstock – Marko Neumann: Musterbriefe im Umbau. Syntaktische Reflexe sich wandelnder Stilkonzepte in Briefstellern des 18. Jahrhunderts – Sina Dell'Anno, Emmanuel Heman: »Auf eine sokratische Art geschrieben«. Hamanns mimischer Stil im Wandel der Diskurse – Valérie Leyh: Ein bröckelnder Kompromiss. Jean-François Marmontels Ansichten zum Stil und ihre Rezeption im deutschsprachigen Raum – Anja Voeste: Beispiel und Regel im 18. Jahrhundert. Ein Blick in Christian Ludwigs zweisprachige Wörterbücher – Michael Gamper: Stilveruche der Prosa in Herders frühen Schriften – Caroline Torra-Mattenklott: Reichtum an Worten und Lakonie des Ausdrucks. Zur Theorie des körnigen Stils – Cornelia Zumbusch: »Erhöhte Kraft«. Nachdruck und nachdrückliche Schreibart von Gottsched bis Herder – Elisa Ronzheimer: Der Ton der Schreibart. Zum Tonbegriff in der Gattungstheorie des 18. Jahrhun-

derts – Dirk Oschmann: Natürliche Ordnung? Lichtenbergs Sprachreflexionen zwischen »Nomenklatur« und »Stil«.

Madeleine Brook, Stefanie Hundehege (Hg.), *Gefälschte Provenienzen in der Literatur und ihren Wissenschaften*, Göttingen: Wallstein 2024 (Kulturen des Sammelns 10).

Courtney Marie Burrell, *Otto Höfler's Characterisation of the Germanic Peoples. From Sacred Men's Bands to Social Daemonism*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 140).

Otto Höfler gehört zu den schillernden Figuren der Skandinavistik und Germanischen Altertumskunde. Ein offenbar ebenso passionierter wie faszinierender akademischer Lehrer, der zwar keine Schule im eigentlichen Sinne begründete, aber eine ganze Generation vorwiegend österreichischer Mediävisten prägte, haben seine Forschungen und Theoriebildungen – vor allem der 1934 unter dem Titel »Kultische Geheimbünde der Germanen« erschienene erste Teil seiner Habilitationsschrift – die Germanische Altertumskunde lange und nachhaltig beeinflusst. Zugleich ist auch Höflers Sympathie für die völkische Ideologie des Nationalsozialismus und seine Mitwirkung in verschiedenen Organisationen des nationalsozialistischen Staates – unter anderem der Forschungseinrichtung »Deutsches Ahnenerbe« der SS – lange bekannt. Systematisch aufgearbeitet wurde die Verquickung von Wissenschaft und Ideologie in Leben und Werk Höflers bislang jedoch nicht. Dieses Verdienst kommt nun der Studie von Courtney Marie Burrell zu, mit der sie 2021 an der Ludwig-Maximilians-Universität München promoviert wurde. Burrell legt ihrem Buch eine dezidiert wissenschaftsgeschichtliche Perspektive zugrunde, die methodisch den internalistischen Zugang der Wissenschaftsgeschichte mit dem externalistischen zu verbinden sucht. So fragt Burrell einerseits nach dem disziplinengeschichtlichen Zusammenhang, in dem Höflers Theoriebildungen zu verorten sind, andererseits nach deren politischen, sozialen, kulturellen und (ideologie-)geschichtlichen Kontexten. Diesem doppelten Zugriff entspricht der Aufbau ihres Buchs: Nach einem Einleitungskapitel, das nicht nur die Fragestellung und Zielsetzung erläutert, sondern auch einen konzisen biographischen Überblick über Höflers Leben und wissenschaftliche Karriere gibt, stellen die Kapitel 2 und 3 die Entwicklung von Germanenbildern in der Historiographie seit der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg sowie in der Germanischen Philologie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar. Aufbauend auf diesen kontextualisierenden Kapiteln werden im zweiten Teil der Arbeit in vier weiteren Abschnitten verschiedene Aspekte, die für Höflers Germanenbild zentral sind, im Detail analysiert: seine These von der Existenz germanischer männerbündischer Kultgemeinschaften, seine Theorie einer »germanischen Kontinuität« in Mittelalter und Frühe Neuzeit hinein, seine Überlegungen zu einem germanischen Sakralkönigtum, zu Siegfried und Arminius sowie sein Isländerbild. Burrells Anliegen ist dabei ausdrücklich nicht, die einzelnen Theoriebildungen Höflers zu widerlegen oder zu bestätigen. Was ihr Buch leistet, ist vielmehr eine präzise wissenschaftsgeschichtliche Kontextualisierung und ideologiekritische Analyse des Konzepts von »germanischer Kultur«, das Höflers wissenschaftlichem Œuvre zugrunde liegt. Als wesentliches Ergebnis ihrer Untersuchung hält Burrell in einem kurzen Schlusskapitel fest: Höflers Konzept des Germanischen »focus less on the concrete or materialistic aspect in historical sources and rather on the »geistige« forces and character of an assumed united Germanic culture« (S. 330). Der Nachweis dieses Befundes gelingt ihr überzeugend, und dabei gefällt nicht zuletzt der vorurteilslose, stets um Abwägung und Differenzierung bemühte Blick, mit dem Burrell sich ihrem durchaus kontroversen Gegenstand widmet. (*Prof. Dr. Christian Schneider, Institut für Germanistik, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück; christian.schneider@uni-osnabrueck.de*)

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 97, 2023, H. 1: Themenheft »Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte: eine Provokation?«

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Christian Benne: Und? Literaturgeschichte der Philosophie – Rüdiger Campe: Humanities nach den Geisteswissenschaften – Elisabeth Dé-

cultot: Literaturkritik versus Ästhetik Zu einem deutsch-französischen Ideentransfer um 1800 – Carsten Dutt: Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte: Die hermeneutischen Potenziale der Begriffshistorie – Gerald Hartung: Philosophiegeschichtsschreibung und die Idee der Geistesgeschichte – das Dilthey-Projekt – Gunnar Hindrichs: Geistesgeschichte als Ideologie und als Versprechen – Reinhard Laube: Der »Geist« der Deutschen Vierteljahrsschrift: Wähler, Problem und Problembibliothek – Steffen Martus: Pluralitätskompetenz als Einheitskriterium: Die »philosophischen Neigungen« der DVJs – Stefan Matuschek: Von der romanhaften Geistesgeschichte zum Kooperationsgebot – Moritz Neuffer: Leben und Sterben des »Geistes«. Zeitschriftenforschung als Intellectual History – Denis Thouard: Kritische Philologie und Interpretation. Am Beispiel Christoph Königs – Margarete Tiessen: Von Sprechakt und Text, Tat und Geist. Die »Cambridge School« der politischen Ideengeschichte und die Literatur.

Paul Fleming, *Reading for the Gesture*, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 48, 2023, H. 2, S. 231-240.

Julika Griem, *Geistesarbeit als Moderationskunst*, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 48, 2023, H. 2, S. 221-230.

Jennifer Ham, Ulrich Kinzel, David Tse-Chien Pan (Hg.), *The Origins of German Self-cultivation. »Bildung« and the Future of the Humanities*, New York, Oxford: Berghahn 2023 (Spectrum 27).

Andreas Mahler, *Relevanzen des Imaginären. Das Programm der »Geistesgeschichte« und das Problem des Kontexts*, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 97, 2023, H. 2, S. 387-406.

Uwe Meves, *Studien zur Geschichte der Germanistik. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts zum Beginn des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart: Hirzel 2024 (Beiträge zur Geschichte der Germanistik 14).

Stéphane Mosès, *Displacements. Selected Essays on German-Jewish Literature and Modernity*, ed. and trans. by Ashraf Noor, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Perspectives on Jewish Texts and Contexts 21).

Karena Weduwen, *Reine Formsache? Sitzungsprotokolle und Förderanträge als germanistik-historisches Quellenmaterial am Beispiel germanistischer Gruppenforschung um 1980*, in: Scientia Poetica 27, 2023, H. 1, S. 207-234.

Komparatistik

Carsten Zelle, *Geschichte der Komparatistik in Programmtexten. Grundbegriffe und Konzeptionen im 20. Jahrhundert – von Posnett bis Bernheimer*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024 (spectrum Literaturwissenschaft / spectrum Literature 82).

Sprachwissenschaft

Driss Ablali, Guy Achard-Bayle, *French Theories on Text and Discourse*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 473).

Rita Franceschini, Matthias Hüning, Péter Maitz (Hg.), *Historische Mehrsprachigkeit. Europäische Perspektiven*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Studia Linguistica Germanica 146).

Bjarke Frellesvig, Satoshi Kinsui (Hg.), *Handbook of Historical Japanese Linguistics*, Berlin, Boston: de Gruyter Mouton 2024 (*Handbooks of Japanese Language and Linguistics [HJLL]* 1).

Guido Mensching, Frank Savelsberg (Hg.), *Manual of Judaeo-Romance Linguistics and Philology*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (*Manuals of Romance Linguistics* 31).

Steve Pagel, *Die Wurzeln der Kontaktlinguistik. Zur Entstehung des Sprachkontaktparadigmas in der Sprachwissenschaft*, Heidelberg: Heidelberg Univ. Publ. 2023.

Rafael Schögler, *Die Politik der Buchübersetzung. Entwicklungslinien in den Geistes- und Sozialwissenschaften nach 1945*, Frankfurt am Main, New York: Campus 2023.

Marion Schwebler, *Sprachliches Place-Making. Eine sprachwissenschaftliche Analyse der diskursiven Konstruktion von Wissen über Raum*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2024 (*Germanistische Bibliothek* 82).

Gabriela Soare (Hg.), *Why is »Why« Unique? Its Syntactic and Semantic Properties*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (*Studies in Generative Grammar* 142).

Eero Tarasti (Hg.), *Transcending Signs. Essays in Existential Semiotics*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (*Semiotics, Communication and Cognition* 35).

Klassische Philologie

(zusammengestellt von Katharina Angelberger, Matthias Dyck MA, Dr. József Krupp, Mingbo Lu und Christina Lucas; zuständig: Prof. Dr. Jürgen Paul Schwindt, Seminar für Klassische Philologie, Universität Heidelberg, Marstallhof 2-4, 69117 Heidelberg; E-Mail: juergen.paul.schwindt@skph.uni-heidelberg.de)

Gregory Baker, *Classics and Celtic Literary Modernism: Yeats, Joyce, MacDiarmid and Jones*, New York: Cambridge Univ. Press 2022.

Paul Bishop, *Discourses of Philology and Theology in Nietzsche: From the »Untimelies« to the Anti-Christ*, Cham: Palgrave Macmillan 2023.

Carole Boidin, Flora Champy, Elise Pavy-Guilbert (Hg.), *Images des langues, langues imaginées: imaginaires des langues anciennes et orientales en France au siècle des Lumières*, Paris: Hermann 2023.

Neil Brodie, Morag M. Kersel, Josephine Munch Rasmussen (Hg.), *Variant Scholarship. Ancient Texts in Modern Contexts*, Leiden: Sidestone Press 2023.

Peter Brown, *Journeys of the Mind. A Life in History*, Princeton: Princeton Univ. Press 2023.

Christophe Chandezon, Julien du Bouchet (Hg.), *L'onirocritique grecque. D'Artémidore à Foucault*, Paris: Les Belles Lettres 2023.

François de Callatay (Hg.), *Numismatic Antiquarianism through Correspondence (16th-18th c.)*. In *the Margin of the Project >Fontes Inediti Numismatae Antiquae< (FINA)*, Turnhout: Brepols 2023.

Fabiana Dimpflmeier (Hg.), *»Il coro disvela una legge segreta«. James G. Frazer fra antropologia, studi classici e letteratura*, Rom: Carocci editore 2023 (*I tempi e le forme* 20).

- Merve Emre, *Sons and Mothers: or, The Polymath and the Philologist*, in: *New Literary History* 54, 2023, S. 1421-1448.
- Kilian Fleischer, *Die Papyri Herkulaneums im digitalen Zeitalter. Neue Texte durch neue Techniken – eine Kurzeinführung*, Berlin, Boston: de Gruyter 2022 (*Hans-Lietzmann-Vorlesungen* 21).
- Sonia Francisetti Brolin, *Studi classici a Torino nel Novecento: filologia e letteratura greco-latina nell'ateneo torinese*, Alessandria: Edizione dell'Orso 2023 (*Culture antiche: Studi e testi* 37).
- Marília P. Futre Pinheiro, Stephen A. Nimis, Massimo Fusillo (Hg.), *Modern Literary Theory and the Ancient Novel: Poetics and Rhetoric*, Groningen: Barkhuis & Groningen Univ. Library 2023 (*Ancient Narrative Supplementum* 30).
- Roy Gibson, Christopher Whitton (Hg.), *The Cambridge Critical Guide to Latin Literature*, Cambridge: Cambridge Univ. Press 2024.
- Georgios K. Giannakis, Panagiotis Filos, Emilio Crespo, Jesús de la Villa (Hg.), *Classical Philology and Linguistics: Old Themes and New Perspectives*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (*Trends in Classics – Greek and Latin Linguistics* 1).
- Nora Goldschmidt, *Fragmentary Modernism: The Classical Fragment in Literary and Visual Cultures, c.1896-c.1936*, Oxford: Oxford Univ. Press 2024.
- Olivier Guerrier, *Visages singuliers du Plutarque humaniste. Autour d'Amyot et de la réception des Moralia et des Vies à la Renaissance*, Paris: Les Belles Lettres 2023.
- Fadi El Hage, *Une occasion manquée: la réédition de l'Histoire de Polybe commentée par Folard (1753)*, Paris: Classiques Garnier 2023 (*Histoire du livre et de l'édition* 1).
- Edith Hall, *Facing Down the Furies. Suicide, the Ancient Greeks, and Me*, New Haven: Yale Univ. Press 2024.
- Philip Hardie, *Selected Papers on Ancient Literature and its Reception*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (*Trends in Classics – Supplementary Vol.* 148).
- Ella Haselswerdt, Sara H. Lindheim, Kirk Ormand (Hg.), *The Routledge Handbook of Classics and Queer Theory*, Abingdon, New York: Routledge 2023.
- Moritz Hiller, *Maschinenphilologie*, Berlin: Kadmos 2024 (*Berliner Programm einer Medienwissenschaft* 16).
- Caroline Johnson Hodge, Timothy A. Joseph, Tat-siong Benny Liew (Hg.), *Divided Worlds? Challenges in Classics and New Testament Studies*, Atlanta: Society of Biblical Literature 2023 (*Semeia Studies* 100).
- Victoria Houseman, *American Classicist: The Life and Loves of Edith Hamilton*, Princeton: Princeton Univ. Press 2023.
- Francesca Bugliani Knox (Hg.), *Ronald Knox's Lectures on Virgil's Aeneid. With Introduction and Critical Essays*, London: Bloomsbury Academic 2023.
- Annelies Lannoy, Danny Praet (Hg.), *The Christian Mystery. Early Christianity and the Ancient Mystery Cults in the Work of Franz Cumont and in the History of Scholarship*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2023 (*Potsdamer altertumswissenschaftliche Beiträge* 81).

Daniel Libatique, Fiona McHardy (Hg.), *Diversity and the Study of Antiquity in Higher Education: Perspectives from North America and Europe*, Abingdon, New York: Routledge 2023.

Brian Madigan, Andrea Fulvio's ›Illustrium Imagines‹ and the Beginnings of Classical Archaeology, Leiden, Boston: Brill 2022 (Brill's Studies on Art, Art History, and Intellectual History 64).

Juliana Bastos Marques, Federico Santangelo (Hg.), *Authority and History: Ancient Models, Modern Questions*, London: Bloomsbury Academic 2023.

Ida Gilda Mastrorosa (Hg.), *Regards croisés sur la Rome ancienne et les Lumières*, Paris: Classiques Garnier 2023 (Rencontres 577).

Paul Allen Miller, *Theory Does Not Exist: Comparative Ancient and Modern Explorations in Psychoanalysis, Deconstruction, and Rhetoric*, London: Anthem Press 2024.

Melanie Möller, *Der* ent_mündigte Lese:r. Für die Freiheit der Literatur. Eine Streitschrift*, Berlin: Galiani Verlag 2024.

Franco Montanari, *In the Company of Many Good Poets. Collected Papers, Vol. I: Ancient Scholarship*, hg. von Antonios Rengakos, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Franco Montanari, *In the Company of Many Good Poets. Collected Papers, Vol. II: Ancient Authors*, hg. von Antonios Rengakos, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Gerard Naddaf, Louis-André Dorion, *Making Sense of Myth. Conversations with Luc Brisson*, Montreal: McGill-Queen's Univ. Press 2024.

Marian Nebelin, *Europas imaginierte Einheit. Kulturgeschichte und Antikerezeption bei Stefan Zweig*, Köln: Böhlau Verlag 2024 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 96).

Sarah Nooter (Hg.), *Philology Transfigured*, Chicago: The Univ. of Chicago Press 2024 (Classical Philology 119/2).

Sarah Nooter, Mario Telò (Hg.), *Radical Formalisms. Reading, Theory and the Boundaries of the Classical*, New York: Bloomsbury Academic 2024.

Anna A. Novokhatko, *Greek Comedy and Embodied Scholarly Discourse*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Maria C. Pantelia, *Thesaurus Linguae Graecae. A Bibliographic Guide to the Canon of Greek Authors and Works*, Oakland: Univ. of California Press 2022.

Raf Van Rooy, *New Ancient Greek in a Neo-Latin World. The Restoration of Classical Bilingualism in the Early Modern Low Countries and Beyond*, Leiden: Brill 2023.

Anna Ginestí Rosell, *Dialogpoetik der ›Quaestiones Convivales‹ von Plutarch*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023.

Stephanie Roussou, Philomen Probert, *Ancient and Medieval Thought on Greek Enclitics*, Oxford: Oxford Univ. Press 2023.

Mario Telò, Andrew Benjamin (Hg.), *Niobes. Antiquity, Modernity, Critical Theory*, Columbus: The Ohio State Univ. Press 2024.

Ute Tischer, Thomas Kuhn-Treichel, Stefano Poletti (Hg.), *Sicut commentatores loquuntur*.

Authorship and Commentaries on Poetry / Autorproblematik und antike Dichterexegese, Turnhout: Brepols 2023 (Studi e testi tardoantichi 21).

Mathura Umachandran, Marchella Ward (Hg.), *Critical Ancient World Studies. The Case for Forgetting Classics*, Abingdon, New York: Routledge 2023.

Thomas Matthew Vozer (Hg.), *Milton, Longinus, and the Sublime in the Seventeenth Century*, Oxford: Oxford Univ. Press 2024.

Martin M. Winkler, *Classical Antiquity and the Cinematic Imagination*, Cambridge, New York: Cambridge Univ. Press 2024.

Romanistik

(zusammengestellt von Prof. Dr. Frank-Rutger Hausmann, Untere Dorfstr. 9, 79241 Ibringen; E-Mail: fraruba@t-online.de)

Elwys De Stefani, Anja Stukenbrock (Hg.), *Hundert Jahre ›Italienische Umgangssprache‹. Leo Spitzer im Gespräch / Conversazioni con Leo Spitzer: a cento anni dalla pubblicazione della ›Italienische Umgangssprache‹*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2023 (Studia Romanica 236).

Wolf Feuerhahn, Frank-Rutger Hausmann, *Les sciences de l'homme sous le Troisième Reich [Gespräch von Wolf Feuerhahn mit Frank-Rutger Hausmann]*, in: *Revue d'histoire des sciences humaines* 41, 2022, S. 309-329.

Patrizia Pacaldi, *Per una linguistica della traduzione: Mario Wandruszka e la sua /Interlinguistik/*, Università degli Studi di Urbino Carlo Bo, Dip. di Scienze della Comunicazione, Studi Umanistici e Interazionali, Urbino, Anno Accademico 2022-2023.

Joachim Wink, *Boccaccio blasfemo. Das Dekameron im Kontext frühneuzeitlicher Religions- und Herrschaftskritik*, Berlin: Frank & Timme 2024.

Cordula Wöbbeking, *Körper – Karte – Text. Hybridisierungen als Strategien der Verhüllung im Diskurs von Rabelais*, Berlin: Frank & Timme 2024 (Phil. Diss. Potsdam 2023).

Sinologie

(zusammengestellt von Prof. Dr. Michael Lackner, Universität Erlangen, Internationales Kolleg für Geisteswissenschaftliche Forschung »Schicksal, Freiheit und Prognose. Bewältigungsstrategien in Ostasien und Europa«, Hartmannstr. 14, 91052 Erlangen; E-Mail: michael.lackner@fau.de)

Margherita Biasco, *Scrivere e pensare in Cina. Scritti sulla narrativa cinese moderna e contemporanea*, Milano: Edizioni del Gattaccio 2023.

Holmer Brochlos, *Sprachgebrauch in Nordkorea*, Wiesbaden: Harrassowitz 2024 (Asien- und Afrikastudien der Humboldt-Universität zu Berlin 62).

Janet Y. Chen, *The Sounds of Mandarin: Learning to Speak a National Language in China and Taiwan, 1913-1960*, New York: Columbia Univ. Press 2023.

Martin Gehlmann, Vladimir Glomb (Hg.), *Beyond the State Examinations. Evaluations of Knowledge in Premodern Korea*, Wiesbaden: Harrassowitz 2024 (Episteme in Bewegung 34).

Martin Hofmann, Joachim Kurtz (Hg.), *Wissensorte in China*, Wiesbaden: Harrassowitz 2023 (Jahrbuch der Deutschen Vereinigung für Chinastudien 16).

Konfuzius, *Gespräche*, neu übers. und komm. von Hans van Ess, München: C.H. Beck 2023.

Xiaohong Li, Claudine Nedelec, *Poésie et peinture en Chine et en Occident – inspirations croisées*, Paris: You Feng 2024.

Polina Lukicheva, *Die Kategorie des Räumlichen in Erkenntnistheorie und Ästhetik im China des 17. Jahrhunderts*, Berlin, Boston: de Gruyter 2024 (*Welten Ostasiens / Worlds of East Asia / Mondes de l'Extrême Orient* 35).

Nicoletta Pesaro (Hg.), *La traduzione dal cinese. Riflessioni, strategie e tipologie testuali*, Mailand: Hoepli 2023.

Angel Pino, Isabelle Rabut, *La littérature Taiwanaise à la rencontre du monde*, Paris: You Feng 2024.

Roderich Ptak (Hg.), *Jetzt wird gefeiert. Speis und Trank im Alten China. Wunder, Wirkung, Wahn. Geburtstagsgabe für Marc Nürnberger*, Großheirath: Ostasienvverlag 2024 (*Deutsche Ostasiestudien* 50).

Jessica Rawson, *Life and Afterlife in Ancient China*, London: Allan Lane 2023.

Youwei Shi, *Loanwords in the Chinese Language*, London: Routledge 2022.

James St. André, *Conceptualising China through Translation*, Manchester: Manchester Univ. Press 2023.

Giuseppa Tamburello, *Lavoratori migranti poeti della Cina contemporanea*, Roma: Aracne 2023.

Edward Weech, *Chinese Dreams in Romantic England. The Life and Times of Thomas Manning*, Manchester: Manchester Univ. Press 2023.

Chia-rong Wu, Ming-ju Fan, *Taiwan Literature in the 21st Century. A Critical Reader*, Singapur: Springer 2023 (*Sinophone and Taiwan studies* 5).

Mengying Yang, *Effektivität von Vokabellernstrategien im DaF-Unterricht in China*, München: Iudicium 2024.

Geschichtswissenschaft

Frank Bajohr, Magnus Brechtken (Hg.), *Zeitzeugen, Zeitgenossen, Zeitgeschichte. Die frühe NS-Forschung am Institut für Zeitgeschichte*, Göttingen: Wallstein 2024.

Anna Corsten, *Unbequeme Erinnerung. Emigrierte Historiker in der westdeutschen und US-amerikanischen NS- und Holocaust-Forschung, 1945-1998*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2023 (*Transatlantische historische Studien* 62).

Pedro Cristovão, *Historians and Programmers in the 1970s: Formal Languages, the Writing of History, and Ideas of Science*, in: *Journal of the History of Ideas* 84, 2023, H. 1, S. 157-177.

Stefan Jordan, *Geschichtsschreibung. Geschichte und Theorie*, Berlin, Boston: de Gruyter Oldenbourg 2024 (*Oldenbourg Grundriss der Geschichte* 55).

Rainer Nicolaysen (Hg.), *Hamburger Historikerinnen und Historiker im Gespräch. Interviews mit Gabriele Clemens, Hans-Werner Goetz, Frank Golczewski, Arno Herzig, Franklin Kopitzsch und Barbara Vogel*, Göttingen: Wallstein 2024.

Sigrid Ruby (Hg.), *150 Jahre Kunstgeschichte an der Universität Gießen*, unter Mitarb. von Joachim Hendel, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2024.

Daniel R. Schwartz, *Ancient Jewish Historians and the German Reich. Seven Studies*, Berlin, Boston: de Gruyter Oldenbourg 2024.

Philosophie

Christian Berner, Emmanuel Renault (Hg.), *Critique immanente. Histoire et actualité*, Ville-neuve d'Ascq: Presses Univ. du Septentrion 2024 (Opuscles phi).

Eleonora Caramelli, *Poetiche del testo filosofico. Hegel, Merleau-Ponty e il linguaggio letterario*, Roma: Carocci 2024.

Elisabeth Décultot, Jana Kittelmann (Hg.), *Gelebte Aufklärung. Studien zu Johann Georg Sulzers Werk und Wirkung*, Basel: Schwabe 2024 (Wege der Aufklärung 2).

Moirá De Iaco, *New Philosophical Aspects and the Philological Questions Emerging by Exploring the Digital Edition of Wittgenstein's Nachlass*, in: *Wittgenstein-Studien* 14, 2023, H. 1, S. 207-221.

Karen Detlefsen, Lisa Shapiro (Hg.), *The Routledge handbook of women and early modern European philosophy*, New York, London: Routledge 2023.

Carsten Dutt, Gerald Hartung, Melanie Sehgal (Hg.), *Herausforderungen der Philosophiegeschichtsschreibung. Theorien – Methoden – Beispiele*, Basel: Schwabe 2024 (Theorien – Methoden – Praxisformen 1).

Amber L. Griffioen, Marius Backmann (Hg.), *Pluralizing Philosophy's Past. New Reflections in the History of Philosophy*, Cham: Springer International Publ. 2023.

Max Beck, Nicholas Coomann, Julia Gruevska, Kevin Liggieri, *Welche Bedeutung hat Philosophiegeschichte? Eine Diskussion*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 77, 2023, H. 4, S. 526-542.

Zhen Liang, *Chinese Philosophy as the Pursuit of the Dao. An Inquiry into the Common Quest of Philosophical Thinking in Both Chinese and Greco-European Traditions*, in: *Philosophy Today* 67, 2023, H. 3, S. 697-714.

Kristina Schippling, Ursula Schippling, Harald Seubert, »Die im Dunkeln sieht man nicht«. *DDR-Philosophie im Fokus von Halle/Saale*, Basel: Schwabe 2024.

Ernst A. Schmidt, *Jetzt. Grundlegung einer anthropologischen Theorie historischer Zeit*, Frankfurt am Main: Klostermann 2023.

Stephan Schweitzer, Anna Aurast, *Philosophie an der Universität des Saarlandes. Die 75-jährige Geschichte des Philosophischen Instituts*, Basel: Schwabe 2024.

Jasmin Trächtler, *70 Years of Editing Wittgenstein – History, Challenges and Possibilities*, in: *Wittgenstein-Studien* 14, 2023, H. 1, S. 207-221.

Robert Hugo Ziegler, *Kritik des reaktionären Denkens*, Bielefeld: transcript 2023.

Rechtsgeschichte

Anselm Küsters, *The Making and Unmaking of Ordoliberal Language. A Digital Conceptual History of European Competition Law*, Frankfurt am Main: Klostermann 2023 (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 340).

Soziologie

Luigi Tomasi, *The Tradition of the Chicago School of Sociology*, London, New York: Routledge 2024.